REISESKIZZEN AUS WEST-INDIEN, MEXICO UND NORD-AMERIKA: GESAMMELT IM...

Roger graf von Bruges



Reiseskizzen

aus

West-Indien, Mexico und Nord-Amerika,

gesammelt im Jahre 1872.

Von

Roger Graf von Bruges.



Leipzig,
Duncker & Humblot.
1873.


Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Seinem Stiefvater

dem

General-Lieutenant v. Berger Exc.,

Ritter höchster Orden,

in größter Liebe und Dankbarkeit

gewidmet

vom Verfasser.



Vorrede.

Indem ich dieses Buch der Oeffentlichkeit übergebe, liegt mir der Gedanke fern, ein wissenschaftliches Werk über die von mir bereisten Länder dem Leser zu überliefern. Um ein solches gewissenhaft zu verfassen, fehlten mir einerseits die nöthigen umfassenden Vorstudien, andererseits war der Zeitraum von acht Monaten, den ich zu meiner Reise verwandte, für diesen Zweck und für das so unendlich umfangreiche Material zu knapp bemessen. Was ich dem Leser biete, sind nur persönliche Eindrücke, persönlich Gesehenes und Erlebtes.

Die Länder, die besuchen zu können mir das Glück zu Theil wurde, sind jedes an sich von hohem Interesse wegen ihrer Geschichte, ihrer Naturschönheiten und ihres Culturlebens. Wem ginge nicht das Herz auf, wenn er

von den Palmenwäldern Cubas, der Perle der Antillen, wie Columbus es schon nannte, hörte? Mexico, das sonst in großer Abgeschiedenheit lag, hat in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit Europas viel auf sich gezogen. Man las ehemals wohl die von glühender Begeisterung für die außerordentliche Schönheit des alten Aztekenreiches zeugenden Beschreibungen eines Humboldt, aber so recht in den Vordergrund der Ereignisse trat Mexico erst durch jene abenteuerliche französische Intervention und durch das tragische Schicksal des edlen, von der Natur so reich begabten Kaiserpaares. Tiefstes Mitleid mit so viel unverschuldetem Elend, Entrüstung gegen die schmachbeladenen Urheber desselben, das waren wohl die Gefühle in den Herzen aller gebildeten Europäer nach jener traurigen Katastrophe von 1867.

Was Nordamerika anbelangt, so bietet es einen geringeren Unterschied im Vergleich mit Europa, als die beiden vorhergenannten Länder. Man findet dort wenig Poesie, alles ist realer Natur. Das Treiben und Haschen nach Reichthümern und Schätzen ist der rothe Faden, den man in diesem Lande überall durchschimmern sieht, und die Jagd nach dem Glücke ist, glaube ich, nirgends in der Welt so zur Hauptaufgabe des Lebens gemacht, als in Nordamerika. Die hohe

politische Bedeutung des Landes macht ein Reisen daselbst belehrend und interessant, aber das Herz bleibt, mit wenigen Ausnahmen, unbefriedigt.

Was die Art meines Reisens anbetrifft, so habe ich mich bemüht, die Länder nicht allein als Panorama an mir vorüberziehn zu lassen, sondern tief in das alltägliche Leben der Bewohner einzudringen, mit ihnen zu leben und zu denken und mich mit ihrer Individualität bekannt zu machen. Nur auf diese Weise ist es möglich, ihre Art zu begreifen, ihre Vorzüge und Schwächen auf den wahren Grund zurückzuführen. Durch Empfehlungen von hoher Stelle war mir der Eintritt in die höchsten Kreise erleichtert, sowie Gelegenheit geboten, Vieles zu sehen, was anderen Reisenden versagt ist. — Doch stieg ich auch in die Schichten der Bevölkerung herab, bei denen nicht ein äußerer Firniß die wahren Gefühle und Ansichten verbirgt, und ich muß gestehen, — es waren nicht die Schlechtesten und Herzlosesten, die ich gerade dort antraf.

So übergebe ich denn mein Erstlingswerk dem lesenden Publikum mit der Bitte um gütige Nachsicht und milde Beurtheilung. Sollte es im Stande sein, einiges Interesse für jene, auf der andern Seite des Oceans gelegenen Länder, mit ihren Schönheiten und

Eigenthümlichkeiten wach zu rufen, so ist der Zweck, den ich mit der Herausgabe des Buches beabsichtige, mehr als hinreichend erfüllt.

Paris, im November 1872.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

I.

West-Indien.

Erstes Capitel.

Abreise von Hamburg. — Reisegesellschaft. — Havre. — Santander. — Seekrankheit. — Leben an Bord.

Als ich am Morgen des 9. März 1872 früh um 7 Uhr aus der Thür des stattlichen Streit's Hotel in Hamburg trat, um meine transatlantische Reise anzutreten, da stieg wie ein goldner Feuerball die Sonne aus dem Alsterbassin — dieser Hauptzierde der stolzen Hansestadt — empor, einen herrlichen Tag verkündend. Wie nun stets das Wetter einen bedeutenden Einfluß auf die Stimmung des Menschen ausübt, so erblickte auch ich beim Beginn einer großen Reise, die doch mehr oder weniger mit Gefahren verknüpft sein konnte, in dem herrlichen Frühjahrsmorgen ein günstiges Omen für den Ausgang meiner weitgehenden Pläne. Hierdurch in die günstigste Gemüthsstimmung versetzt, fühlte ich nicht so tief die Schwere des Abschiedes vom heimathlichen Boden und von den Lieben, die ich da zurückließ.

Allzu ernsten Gefühlen nachzufolgen, fehlte auch einerseits die Zeit, andererseits war der Gedanke an die nächste Zukunft der durchaus vorherrschende.

Das Dampfschiff, das ich zuerst bestieg, war ein kleiner Elbdampfer, der die Passagiere an Bord des transatlantischen Steamer's „Germania", der wegen seiner Größe und Ladung nicht bis zu dem eigentlichen Hafen gelangen konnte, bringen sollte. Scenen der verschiedensten Art füllten die letzten Momente vor der Abfahrt aus. Hier fand ein schmerzlicher Abschied statt von Eltern, die ihre zwei, kaum dem Knabenalter entwachsenen Söhne in das Land der goldnen Hoffnungen schickten. Dort stand eine Gruppe Deutscher, die durch eine laute, wohl mehr erzwungene Heiterkeit die ernsteren Gedanken unterdrücken wollte. Werden alle diese Menschen, so verschiedene Zwecke verfolgend, um irdisches Glück zu erlangen, ihre Pläne realisiren? Oder werden sie durch eine höhere gewaltige Hand daran erinnert werden, daß Pläne zu schmieden der Menschen Sache, die Ausführung aber anderen Mächten überlassen ist?

Dazwischen ertönten die lauten Rufe der Packknechte, die noch die verschiedenen Colli an Bord zu befördern hatten. Bald nach 8 Uhr läutete zum letzten Male die Glocke, das Schaufeln der Räder begann, ein letztes Lebewohl und fort ging es!

Trotz des frühen Morgens wurde doch der Dampfer, als er die langen Häuserreihen und Speicher bis Altona durchpassirte mit Hochrufen und Tücherwinken begrüßt. Manches sehnsüchtige Gesicht verfolgte uns, das durch die Verhältnisse an die heimathliche Scholle gefesselt, gleich uns gern jenen weiten ungekannten Ländern zu-

geeilt wäre. Die Elbe gings hinunter, vorüber zog an uns das reizende rechte Ufer mit herrlichen Landhäusern und Gärten besäet, deren reiche Besitzer noch im tiefsten Schlafe lagen. Um 11 Uhr langten wir in Stade an und bestiegen die „Germania“, einen schönen großen Dampfer von 2000 Tons, dessen mächtiger Leib weit aus dem Wasser ragte. Doch wenn man vom Schiffe spricht, soll man dies nie thun, ohne dabei den Capitän zu erwähnen. Er ist im wahrsten Sinne des Worts die Seele, die in diesem leblosen Körper wohnt, denkt und arbeitet. Ohne ihn ist das schönste Schiff weiter nichts als eine todte Masse, die den Elementen nicht lange würde Trotz bieten können. Er ist es, der mit seiner Intelligenz dem Koloß Leben einflößt, der die geringste seiner Bewegungen leitet, der Wellen, Brandung und Riffen zum Trotz, uns in den ersehnten Hafen bringt. Dieser Kopf der Germania also ist der Capitain Hebich, ein noch junger Mann, dessen 37. Geburtstag wir einige Tage darauf an Bord feierten. Sein offenes vom Wetter gebräuntes Gesicht macht einen vertrauenerweckenden Eindruck, der um so mehr gerechtfertigt erscheint, wenn man hört, daß Hebich mit 20 Jahren schon selbständiger Steuermann, mit 30 Jahren Capitain eines der großen Dampfschiffe war, die, der Hamburg-Americanischen Packetboot-Gesellschaft angehörend, in so angenehmer und sicherer Weise den Verkehr der beiden Welttheile vermitteln. Die Figur unseres Capitains ist dem Gesicht entsprechend. Sein robuster Körperbau scheint ganz ge-

schaffen zu sein, den Stürmen nicht allein des Lebens, sondern auch der Elemente zu trotzen.

Erst jetzt kam ich dazu, nachdem bei der geringen Anzahl Passagiere man glücklicherweise eine Cabine für sich allein erhalten hatte, meine Reisegefährten, resp. Leidensgefährten in Anbetracht der Seekrankheit, genauer zu betrachten. Ich verweile bei diesem Punkte mit einer gewissen Vorliebe, die darin ihren Grund hat, daß mir eine überaus liebenswürdige Reisegesellschaft beschieden war. Bedenkt man, daß man über 3 Wochen in kritischen Lagen, bei Krankheiten u. s. w., mit diesen Leuten auf das Engste verbunden ist, so wird man gleich mir es verstehen, was man auszustehen haben kann, wenn diese Gesellschaft aus Elementen zusammengesetzt ist, die Einem unsympathisch sind. Der Himmel hatte mich vor solcher Unannehmlichkeit beschützt.

Die Zahl der Passagiere I. Cajüte war ca. 10, die des Zwischendecks 100. Rechnet man dazu 98 Mann, die zur Bemannung des Schiffes gehören, ferner 150 Köpfe, die theils in Havre, theils in Santander zukamen, so barg die Germania doch ungefähr 350 Leben in sich. Diese Zahl ist nicht so bedeutend, wenn man erfährt, daß bereits 1100 Menschen, bald nach Beendigung des Krieges von 1871, auf dieser Strecke vermittelst desselben Schiffs befördert worden waren.

Die Passagiere erster Cajüte waren: Madame de Quellen mit vier Töchtern, von denen die drei ältesten Anita, Madelena und Mercedes im Alter von 16 bis

20 Jahren, mir die Wahrheit der schon früher gehörten großen Vorzüge der Creolinnen auf das Entschiedenste bestätigten.

Die Damen verbanden mit reizendem Aeußern, von dem ich die schönen schwarzen Augen und die schlanken graciösen Figuren besonders hervorhebe, — eine große persönliche Liebenswürdigkeit und eine vorzügliche Erziehung. Die vierte Tochter, Namens Nieves, d. h. Schnee, ist das ernsteste Kind, das ich je gesehen habe, das im Uebrigen meinen lebhaftesten Neid dadurch erregte, daß, als Alles seekrank war, sie allein von diesem Uebel verschont blieb. Kinder leiden überhaupt selten daran. Diese Familie begab sich wieder nach Cuba, nachdem sie mehrere Jahre in Deutschland verweilt hätte, wo ihr Vater und Bruder Hülfe von Leiden suchten. Das Resultat davon war ein trauriges, der Tod hatte beide ereilt. Die übrigen Passagiere waren: Fräulein Auguste Hansen aus Kopenhagen, Herr Schramm aus Hamburg, mit der Absicht, um die Welt zu reisen; Herr Dedjen und mehrere Nordamerikaner aus New-Orleans beschlossen unsern Cirkel, zu dem in Santander noch zwei spanische Familien kamen. Wir wurden alle um so bekannter, als wir uns durch das herrliche Wetter bis Havre in der besten Laune befanden. Die See durch den sonst so stürmischen Canal war so eben wie ein Tisch und Tage lang glaubten wir uns auf einem Fluß- oder Landsee zu befinden, so gering waren die Schwankungen des Schiffes. Man richtete sich recht gut in seiner Cabine ein, in welcher zwei über-

einander befindliche Betten — in das oberste gelangte man auf einer Leiter —, ein Waschtisch mit zwei Becken, ein Sopha und ein Wandschrank das Ameublement ausmachten. Alles war auf das Reinlichste gehalten und der Fußboden mit starken Teppichen bedeckt.

Die Verpflegung an Bord war recht gut und überaus reichlich. Man frühstückte um 8 Uhr zum ersten und um ½12 Uhr zum zweiten Male. Um 4 Uhr wurde das Diner servirt, das aus 5—6 Gängen bestand, und um 8 Uhr Abends beschloß ein Thee die Reihe der Mahlzeiten. Man glaubt gar nicht, wie materiell man auf einer Seereise wird. Fast nur die Essensstunden zählen, die übrige Zeit sucht man todt zu schlagen. Ich begab mich im Verlauf der Reise einmal hinab in die Vorrathsräume, und war erstaunt über die enorme Anhäufung von Provisionen. Lebendiges Schlachtvieh, als Ochsen und Hammel befanden sich am Vordertheil des Schiffes, während eine große Anzahl von Hühnern, Enten und Puten ihr melancholisches Dasein in der Nähe der Maschine fristeten. Täglich schmolz ihr Häuflein zusammen, bis in New-Orleans, dem Endziel der Germania, auch der Letzte dem unersättlichen Menschenmagen zum Opfer fiel. Ein großes Gemach war für die Conservirung des Eises bestimmt, das eine große Wohlthat später in den heißeren Regionen wurde. Drei Köche und so und so viel Küchenjungen arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts, und ein sehr geschickter Conditor überraschte uns täglich durch die reizenden Formen

die er dem Eis beim Dessert zu geben wußte. Er wurde seiner süßen Beschäftigung wegen bald der specielle Freund der Damen.

Die Fahrt ging schnell von Statten. Von Hamburg bis Habana sind ungefähr 5000 englische Meilen und wir legten in einer Stunde 11—12 Knoten, den Tag über 276 Knoten, durchschnittlich zurück.

Am Morgen des dritten Tages lagen wir einige Stunden auf der Rhede vor Havre, da erst von 10 Uhr ab das Einlaufen in den Hafen möglich war. Wir hatten dadurch hinreichende Gelegenheit, die hübsche Lage der Stadt, amphitheatralisch aus dem Meere aufsteigend, zu bewundern. Die äußerste Spitze des Landes ist das Cap La Hève; sie ist mit mehreren Leuchtthürmen versehn, deren ausgezeichnete Construction von Sachkennern gepriesen wird. Ueberhaupt ist damit die ganze Küste von Frankreich überaus reichlich versorgt, und damit rechtfertigt das Land seinen angeblichen Beruf in Betreff der hohen Civilisation.

Blickt man von der Rhede in das Land hinein, so kann man weit den Lauf der Seine verfolgen und die wichtige Lage von Havre als Hafen von Rouen und indirect von Paris verstehen. Rechts von hier aus sieht man das fashionabelste Seebad im Norden Frankreichs, Trouville.

Als wir in den Hafen einliefen, hatten wir Gelegenheit die großartigen Hafenbauten, in denen Frankreich überhaupt einen sehr hohen Rang einnimmt, zu be-

wundern. Allenthalben dringen Wasserarme ins Herz der Stadt hinein, durch prächtige Quais und gewaltige Molen gegen die Meeresströmungen geschützt. Langsam und stolz glitt unsere Germania durch das ruhige spiegelglatte Gewässer, von Hunderten von Müßigen, wie man solche so häufig in Hafenstädten Frankreichs und des Südens antrifft, — angestarrt.

Eigenthümliche Gefühle bewegten mich, wieder den französischen Boden, und noch dazu das Stammland meiner Väter, die schöne Normandie, zu betreten. Das letzte Mal, als ich dort weilte, war es in ernster blutiger Zeit, und mein Herz war aufs Tiefste bekümmert. Nicht über die Niederlagen Frankreichs, denn das ist Waffenglück, und sie waren in diesem Falle gewiß eine gerechte Strafe des Himmels für den so schmählich gebrochnen Frieden, für so muthwillig heraufbeschwornes unsägliches Elend. Nein, was mich damals tief betrübte, war, diese sonst so ritterliche Nation in so gränzenloser Demoralisation in ihren inneren Verhältnissen zu erblicken. —

Kaum gelandet, nahm ich einen Wagen, um nach dem eine Meile entfernten Harfleur zu fahren, woselbst meine Cousine, die Prinzessin de la Moscowa ein Schloß besitzt. Was ich befürchtet hatte, traf ein. Weder meine Cousine noch deren Gemahl und Kinder fand ich dort. Alle waren beim Kaiser Napoleon in England, dessen Unglück ihre Anhänglichkeit und Dankbarkeit nicht erschüttert hatte. Ich benutzte die Gelegenheit mich dem

Concierge als nahen Verwandten seiner Gebieterin zu erkennen zu geben und sah mir das Schloß an. Es liegt in einem schönen Park, und macht im Renaissancestyl mit viel Geschmack erbaut, einen recht wohnlichen Eindruck. Die elegant eingerichteten Räume durchgehend, erblickte ich manche interessante Gegenstände und Andenken. Da hing das Oelgemälde des erschossenen Schwiegervaters der Fürstin, der, aus altem legitimistischen Adel stammend, in einer gränzenlosen Schwärmerei für Napoleon I. der erste Commandeur war, der mit seinem Regimente zu dem Kaiser nach dessen Rückkehr aus Elba überging. Die gerechte Strafe ereilte ihn. Er wurde nach den hundert Tagen auf Befehl Ludwig XVIII. erschossen. *) Seine Wittwe überlebte ihn um 56 Jahre. Und wunderbarer Zug weiblicher Energie und Charakterfestigkeit, sie blieb treu der Dynastie, die ihr den Gatten erschoß, und war die eifrigste Legitimistin bis zu ihrem letzten Athemzuge. Es ist dies ein erhabnes Beispiel, daß Treue und Ergebenheit für die Nachkommen des heiligen Ludwig nicht durch eine falsche, aber wohl sehr gerechtfertigte Sentimentalität alterirt wurden.

---

*) Prinzessin de la Moscowa hat die Söhne zweier durch Ludwig XVIII. Erschossenen geheirathet. Sie war vermählt: in erster Ehe mit dem Grafen de la Bédoyère, dem Besitzer des oben erwähnten Schlosses, in zweiter Ehe mit dem Generaladjutanten und grand-veneur des Kaisers Napoleon III., Edgar Ney, Prince de la Moscowa, dem Sohn des Marschall Ney.

Ein Papagei saß melancholisch in seinem Bauer, er war ein Geschenk der schönen Kaiserin Eugenie, bei der die Prinzessin lange Zeit Palastdame gewesen war. Gestürzte Throne, gebrochne Existenzen, wie oft wiederholt sich dieses Thema mit all seinen Variationen in Frankreich. Wann wird dort endlich das Verbrechen des Mordes an dem edlen Königspaar gesühnt sein, wann wird in dem schönen Lande Ruhe und Friede wiederkehren!? —

Auf der Rückfahrt nach Havre zeigte mir mein Kutscher die Stelle, bis wohin die preußischen Truppen vorgedrungen waren. Auf eine Einnahme von Havre war unsererseits bald verzichtet worden, da die Stadt zu sehr außer unserer Linie lag und eine Umschließung, schon der Seeseite wegen, seine Schwierigkeit gehabt hätte.

Ein Spaziergang durch die Stadt belehrte mich, daß das Innere derselben nicht im Verhältniß zur schönen Lage stand. In dem neuen Stadttheil waren jene riesigen Häusersquares errichtet, die man fast in allen größeren Städten Frankreichs vorfindet, und die Paris nachgeahmt, sonst in keinem Verhältniß zur Größe der Stadt stehen. Das Hotel de Ville in dem Tuilerienstyl erbaut, umgeben von Boulevards und hübschen Gartenanlagen ist ein schönes Gebäude. Die Höhe des Hügels, an den sich die Stadt lehnt, ist von den Landhäusern der Reichen gekrönt, und hier in den Vorgärten fiel mir die üppige Vegetation dieses Landstriches auf, die Pflanzen und Sträucher gedeihen ließ, wie man sie in dem südlichen

England, in jener fast treibhausartigen feuchten Atmosphäre, — vorfindet. Der Blick von hier aus auf die Stadt und den Hafen mit seinem bewegten Treiben, den ein- und ausgehenden Schiffen, ferner auf die See und die einmündende Seine ist recht hübsch und belebend.

Ein Spaziergang durch die Stadt versetzte mich recht lebhaft in die Zeit zurück, wo ich zum letzten Mal in Frankreich war. Dasselbe Leben und Treiben in den Cafés, dieselben riesengroßen Plakate und sonstigen Eigenthümlichkeiten. Dabei das Militär mit seinen rothen Hosen und dem elastischen Schritt, das übrigens trotz der 5 Milliarden so vorzüglich, wie früher bekleidet war. Welcher Contrast mit der abgeschabten theilweise zerrissenen Kleidung der spanischen Truppen, die ich wenige Tage darauf zu sehen Gelegenheit hatte. Ja, ja, in dem schönen reichen Frankreich geht es immer noch aus dem Großen. Solche ängstliche Sparsamkeit wie bei uns, kennt dieses Volk mit seinen so bedeutenden Hülfsquellen nicht.

Was die Stimmung der Bevölkerung gegen die Deutschen anbetrifft, so konnte ich darin keine Gehässigkeit wahrnehmen. Man war höflich wie früher, und die mir erzählten Angriffe gegen den ehemaligen Feind, mögen vielleicht auch in einer, durch die Siege hervorgerufenen provocirenden Haltung, ihren Grund finden.

Die neuen Straßen waren meistens nach den an Deutschland gefallnen festen Plätzen benannt. Der größte Boulevard führte den Namen Straßbourg, andere Straßen

hießen Phalsbourg, Belfort u. s. w. Den Zweck dieser Benennungen verstehe ich nicht recht, denn unmöglich kann das Lesen dieser Namen, die durch die erlittenen Niederlagen eine traurige Berühmtheit erlangt haben, angenehme Erinnerungen erwecken. Oder soll durch die Erwähnung dieser, für Frankreichs Waffen so unglücklichen Orte, gleich einem Mementi mori, der Stachel des Rachegefühls stets geschärft erhalten werden?

Wie dem auch sei, meiner Ansicht nach dient ein zu starkes Feiern der Siege ebenfalls nicht dem Zweck, nach Wiederherstellung des Friedens die Gemüther zu versöhnen. Deutschland hat darin ein Beispiel seiner hohen Mäßigung gegeben. All' die Tage jener großartigen Siege gingen selbst am ersten Jahrestage still und bescheiden an uns vorüber.

Auf die Besichtigung des Aquariums verwendete ich einige Zeit. Die Anlage des Ganzen in einer dunklen Grotte war recht ansprechend; die Thierchen, die man in den Bassins vorfand, waren aber nur solche, die man am liebsten todt, und recht schmackhaft zubereitet auf seinem Teller sieht. Außer Hummern, Karpfen, Aalen und höchstens Goldfischen war nicht viel zu sehen.

Das so viel verhöhnte Berliner Aquarium ist also in meinen Augen gerächt. Wenn die Seestadt Havre darin nichts Hervorragendes zu zeigen weiß, was kann man von der Spreestadt Berlin erwarten? Am Eingange befand sich übrigens das, wenn auch nicht in ein Aquarium gehörende, doch amüsanteste Thier des ganzen

Etablissements. Es war dies ein riesengroßer Pelikan, der jeden Eintretenden mit seinem langen Schnabel in den Arm zwickte. Der Wärter zeigte aber die kautschukartige Construction des Schnabels, der gar keiner Widerstandskraft fähig war, also auch keinen Schmerz verursachen konnte. Die Personen, die bereits der Attaque des Ungethüms ausgesetzt waren, hatten nachher Gelegenheit sich an dem Schrecken der später Kommenden zu weiden.

Der mit Bäumen bepflanzte Platz vor dem Theater, bis wohin ein Arm des Hafens sich erstreckt, bildet die Quelle des Hauptverkehrs der Stadt. Hier wird auch die Börse abgehalten, da ein Gebäude dafür nicht existirt. Das schöne Wetter ersparte uns glücklicher Weise den Anblick, die ganze handelnde Stadt, mit aufgespannten Regenschirmen bewaffnet, ihre Angelegenheiten ordnen zu sehen.

Endlich, nach Verlauf einiger Tage konnte man sich auch wieder Zeitungen kaufen. Der Figaro enthielt neben vielen „Blaguen" ein Gedicht auf Pouyer-Quertier, worin dieser gepriesen und als Märtyrer hingestellt wird, der nur gefallen sei, weil er in dem Proceß Janvier de la Motte der Wahrheit die Ehre gegeben hätte, und das wäre in Frankreich ein Verbrechen. Wohl wahr ist der Sinn dieses Gedichts, aber nach allen Seiten, auch nach der des Figaro ist dies zu beherzigen. Möge sich Herr von Villemessant das namentlich in Betreff der so wenig edlen Angriffe auf Trochu gesagt sein lassen, die ihn später in den bekannten Proceß verwickelten.

Bei Havre fällt mir eine Episode aus dem vorigen Kriege ein, die dort gespielt haben soll, und die ich damals in französischen Blättern selbst gelesen habe. Bei Annäherung der Preußen nach dem Treffen vom 27. November, das Amiens in den Besitz unserer Armee brachte, rüsteten sich die Havresen zu energischer Vertheidigung ihrer Stadt. Es wurde zum Commandant sofort ein Commis mit dem Oberstlieutenants-Rang ernannt, der diesen wichtigen Posten zur Belohnung dafür erhielt, daß er den Schlupfwinkel einiger in Havre befindlichen harmlosen Deutschen verrathen hatte. Es ist dies eins von den hunderten von Beispielen der Gambetta'schen Musterwirthschaft, die durch ihre Thatsachen laut genug reden, um jeden weitern Commentar dazu unnöthig zu machen.

Den Abend verbrachte ich mit dem Capitain und Herrn Dedjen im Grand Théatre, wo wir allerdings einen merkwürdigen Begriff von der französischen Provinzialbühne bekamen. In Paris ist die Schauspielkunst auf dem Gipfel der Vollendung, und hier in der Provinz liegt sie so tief am Boden! Es wurden zwei Dramen gegeben, von denen wir an dem ersten von 7 Acten, das le masque de fer betitelt war, vollständig genug hatten. Das zweite Stück hatte 5 Acte; danach hatte das Publicum den Abend über 12 Acte zu hören. Die Vorstellung begann um 1/4 7 Uhr, und als wir nach 12 Uhr vorübergingen, wurde noch immer gespielt.

Le masque de fer, das, glaube ich, auch übersetzt

auf deutschen Bühnen in Scene gegangen, ist eins von den Schauerstücken, das so recht dem französischen Volke, das sich an der Pariser Morgue zu Tausenden aus Neugierde herandrängt, das bei Ausgrabung der Traupmann'schen Opfer in Pantin kaum von der Polizei zurückgehalten werden kann, — mit all seinen Ungeheuerlichkeiten, — nach seinem Geschmacke sein mußte. Das Spiel war unter aller Kritik; der Hauptdarsteller, der den Gaston, den vermeintlichen Bruder Ludwig XIV., gab, hatte ganz die Allüren eines mit Geschäften überladenen Kellners. Je mehr er aber herumtrippelte und schrie, desto größer war der Applaus. Eine Eigenthümlichkeit der Inscenesetzung war, daß beim jedesmaligen Auftreten einer Person die Musik einige Accorde intonirte, wodurch allerdings der Situation des plötzlichen Auftretens, des Deus ex machina, der Eindruck total geraubt wurde. All' die schrecklichen Scenen, die beim Abnehmen der eisernen Maske durch Entstellung der Züge und Gealtertsein beabsichtigt waren, schlugen bei uns ins Gegentheil um. Ein Umblick über das Publicum zeigte mir kaum einen Menschen aus den sogenannten gebildeten Klassen. Im ersten Range saßen Männer in Blousen mit Mützen auf den Köpfen, ferner Weiber aus dem Volke mit kleinen Kindern auf dem Schooße. Sah ich mir diese Gesellschaft etwas näher an, so glaubte ich fast, daß die Commune ihre tolle Herrschaft noch ausübte, so sehr war das Princip der „égalité" darin vertreten. Eine Aufklärung zu diesem „gemischten" Publicum möchte

vielleicht darin gefunden werden, daß auf dem Programm mit großen Lettern stand: „représentation populaire“. Doch auch dies war nicht mit den Preisen von 4 bis 6 Francs in Einklang zu bringen.

Dienstag den 12. März verließen wir Havre. Nur zu bald sollten wir erkennen, daß die schönen Stunden, wo das Meer glatt und eben ist, recht selten sind. Mit ihnen verschwand auch ein gutes Theil von der Annehmlichkeit unseres Seelebens. Im Laufe des Tages trat die Seekrankheit verheerend auf, bei Einem erschien sie früher, beim Andern später, aber sie kam und verschonte Keinen.

Trotzdem hatten wir allen Grund mit dem Wetter zufrieden zu sein. Meistens war das Meer bei klarem Himmel recht schön beleuchtet. Die Wellen im Biscayischen Meerbusen waren lang und gewaltig. In der Nähe erschienen sie unbedeutend, doch weiter hinaussehend gewahrte das Auge diese ewigen schwimmenden Berge und Thäler, die das Schiff in ihrem einförmigen Rollen in steter Schwankung erhielten.

Sitzt man auf dem Deck, so gewahrt man in einem Augenblick die ganze ungeheure Wasserfläche vor sich, während man gleich darauf nur den Rand des Schiffsgeländers und den Himmel vor Augen hat. Das Alles verstimmt die Nerven in entsetzlicher Weise, so daß man sich selten auch nur einen Moment ganz wohl fühlt. Dabei äußert sich diese Unbehaglichkeit in geistiger Beziehung so abspannend, daß man weder mit Genuß zu

lesen noch zu schreiben im Stande ist. Am Morgen des zweiten Tages, als wir in directer Richtung nach Süden zu steuerten, sahen wir in der Ferne die schneebedeckten Berge der Nordküste Spaniens. Die Aussicht bald wieder ans Land zu kommen, stimmte uns entschieden heiter.

Etwas wurde auch unsere Aufmerksamkeit auf die sogenannten Schweinfische abgelenkt; sie sind ungefähr 4—5 Fuß lang und schwimmen mit einer fabelhaften Geschwindigkeit neben dem Dampfer, um die ins Meer geworfenen Abfälle zu verzehren. Manchmal sprangen sie 3—4 Fuß über die Wasserfläche. Ihr Fleisch ist genießbar, aber sie sind schwer zu fangen.

Nachmittags langten wir vor dem Hafen von Santander an, dessen schmaler Eingang durch sehr bedeutende Brandung, geringe Tiefe und weit hervorragende Felsen ebenso schwierig als gefährlich ist. Möchten doch die Spanier etwas von ihren Nachbarn, den Franzosen im Bauen von Häfen und richtigem Ausnützen derselben lernen. Bis jetzt soll alles Derartige noch in einem bedauernswerthen Zustande sein. Die Indolenz des Volkes und die ewigen Pronunciamentos lassen dort solche gesegneten Arbeiten des Friedens nicht zur Reife gelangen.

Der Thron von Amadeo primero soll, wie mir die Bürger von Santander versicherten, auch schon gewaltig wackeln und es wird wohl nicht lange dauern, daß die Nemesis ihn dasselbe Schicksal erfahren läßt, was sein Vater, so gegen alles Recht und Gesetz, der katholischen Kirche und den legitimen Fürsten Italiens bereitet hat.

Den Abend verbrachten wir unter dem strömendsten Regen in der Stadt. Als Merkwürdigkeit wurde uns das Rathhaus gezeigt. Der Aufgang dazu war mit den übelsten Gerüchen angefüllt, wie denn überhaupt diese und Schmutz ein Hauptmerkmal der Stadt bildeten.

In den nach französischem Geschmack eingerichteten Cafés war das Dominospiel die vorherrschende Beschäftigung.

Der Tag der nun folgte, brachte uns rechtes Aprilwetter, oder wie der Franzose sagt, temps de mars, da die wechselnde Witterung in jenen Ländern in den März fällt. Sonnenschein und Regenschauer folgten sich schnell. Dabei trieben plötzliche Windstöße die Brandung in enormer Höhe gegen die Felsen, von wo sie in weißem Gischt wieder zurückprallte. Oder die wild gepeitschten Wellen stürmten so gegen die Sanddünen an, daß sie auf der entgegengesetzten Seite, Sturzbächen gleich, sich wieder hinabstürzten.

Gegen 10 Uhr Morgens wurde ich aus meiner Cabine gerufen, um einen Schooner in nur 4—500 Schritt Entfernung von unserem Steamer stranden zu zu sehen. Es war ein spannendes schreckliches Schauspiel, von dem ich eine detaillirtere Beschreibung geben will.

Außer der Germania lagen noch zwei kleinere Segelschiffe näher dem offnen Meere zu. Tiefer in den Hafen hineinzukommen, war ihnen nicht möglich gewesen, da die Ebbe eingetreten war. Dem kleinsten von beiden,

einem Schooner von ungefähr 10 Mann Besatzung, riß bei der hohen See der Anker, und von dem Momente an war sein Untergang besiegelt. In wenigen Minuten, die kaum genügten, den größten Theil der Mannschaft in ein Boot flüchten zu lassen, war der Schooner ein Spielball der wilden empörten Brandung. Bald erreichten die Wellen das Deck des Schiffes, und von nun an sah man bald den Kiel oben und die Masten unten, bald Alles umgekehrt. Eine letzte gewaltige Welle kam, und das unglückliche Fahrzeug wurde fest in die Sanddünen eingekeilt.

Unsere bangen spähenden Blicke hingen an dem Wrack, und wir versuchten zu erkennen, ob noch Menschen darauf wären oder nicht. Mehrmals glaubte der Capitain welche zu erblicken, aber der weiße Schaum der Wellen ließ keine Gewißheit, und entzog uns das schrecklich schöne Schauspiel durch seinen Schleier. Bald nachdem die Ankerkette gerissen war, sah man ein kleines Boot in der Nähe des directionslos umhergeschleuderten Schooners, in dem ungefähr 6—8 Menschen arbeiteten, um aus der todbringenden Brandung herauszukommen. Es war dies die Bemannung, die noch in der größten Lebensgefahr schwebte. Uebermenschliche Kräfte erforderte es, gegen die Wogen zu kämpfen, um nicht in den Strudel hineingerissen zu werden. Ein größeres Boot ging vom Hafen aus entgegen, und nach Momenten der spannendsten Aufregung sah man die Menschen aus der kleinen Nußschale in das größere Fahrzeug gerettet. Wie ich

später zu meiner Freude in der Stadt erfuhr, waren Alle dem wüthenden Elemente entrissen worden.

In der Nähe des Wracks erschienen nun von allen Seiten Gestalten. Sie kamen zu sehen, ob ihnen das Strandrecht eine günstige Ernte verspräche. Dasselbe giebt nämlich den Strandbewohnern, in deren Nähe ein Schiff gestrandet ist, das Recht, — falls alle darauf lebenden Wesen umgekommen sind, — das Wrack und Alles was darinnen ist, als Eigenthum zu behalten. Befindet sich dagegen noch ein lebendes Wesen darauf, und sei es selbst ein Hund oder eine Katze, so ist auf das Strandrecht nicht Anspruch zu erheben. Nur zu häufig ereignet es sich, daß die Strandbewohner sich nicht sehr scrupulös darin zeigen, und etwaige auf dem Wrack noch lebende Wesen schleunigst in die andere Welt befördern, damit ihnen ihr Vortheil nicht entgeht.

Unter abwechselnden heftigen Platzregen und Sonnenschein fuhren wir wieder in die Stadt, um dieselbe am Tage zu besichtigen.

Die Lage von Santander ist sehr hübsch. Der von der Natur angelegte Hafen schneidet tief ins Land ein, umrahmt von vielen hohen, kegelförmigen Bergen. Allmählich erhebt sich die Stadt gegen die Berge zu. Stattliche neue Häuser, 4—5 Stock hoch liegen am Quai, und gewähren einen imposanten Anblick, der einen nur zu großen Contrast gegen das ziemlich elende Innere bildet. Leider verhinderte uns das unsichere Wetter un-

sern Vorsatz, einen Ausflug in die schöne Umgegend zu machen, zur Ausführung zu bringen.

Am liebsten wäre ich nach Burgos gefahren, das nur 4 Stunden per Bahn entfernt ist, um die so berühmte Cathedrale, die schönste Kirche Spaniens zu sehen; doch wollte ich mich nicht von meinen Reisegefährten trennen.

So wenig Santander Merkwürdigkeiten besitzt, so zeigte es mir doch zum ersten Male in meinem Leben eine spanische Stadt, und bot durch den Reiz der Neuheit manches Interessante.

Zahlreiches Volk lag am Hafen umher, gleich den meisten Südländern sich mit Nichtsthun beschäftigend. Theilweise war es schrecklich zerlumptes Gesindel, aus dessen sehr mangelhaften Costümen hauptsächlich die blauen und gelben Farben hervortraten. Auf dem Kopf tragen die Männer die sogenannte baskische Mütze, die malerisch auf eine Seite gesetzt wird. In den Mittelklassen hatten sie sich größtentheils den spanischen Mantel so umgeworfen, daß nur die schwarzen Augen hervorblitzten. Diese Drapirung erinnerte mich auf das Lebhafteste an meine Jugendzeit, denn gerade so hatte ich mir immer „Möros mit dem Dolche im Gewande", vorgestellt.

Ich gehe nun zu dem Anziehendsten der spanischen Bevölkerung über, das sind die Frauen. Unmöglich ist es, etwas Reizenderes, Graziöseres zu sehen, als ihren Gang und ihre Haltung. Die in die Höhe gekämmten

Haare sind mit der so kleidsamen Mantille arrangirt, die über den Rücken bis zur Taille herabreicht. Ist nun, wie dies damals der Fall war, schlechtes Wetter, so heben sie in zierlicher Weise die Kleider in die Höhe, und zeigen fast durchschnittlich einen schönen Fuß. Die regelmäßigen Züge, die großen schwarzen Augen haben etwas so Sanftes und Sympathisches, daß wir Neulinge uns gar nicht daran satt sehen konnten.

Wir flanirten weiter in der Stadt umher. Die Hauptstraße, Calle San Francisco ist mit großen Quadersteinen gepflastert und nur für Fußgänger bestimmt. Vor jedem Fenster ist eine Art kleiner Balkon von Eisen. Die malerisch gelegene Cathedrale bot keine besonderen Merkwürdigkeiten für den Reisenden. Recht schlechte Luft war darin, wie in den meisten Kirchen Spaniens. In dem großen alten Klosterhofe ging eine Anzahl Geistlicher spazieren, denen auch der Gebrauch der Seife seit längerer Zeit aus dem Gedächtniß gekommen zu sein schien.

Hier fand ich, Mitte März, die schönsten blühenden Rosen. Hohe schlanke Cypressen wiegten leise ihr ehrwürdiges Haupt, von milden Lüften bewegt und über dieser lachenden Natur wölbte sich ein herrlicher blauer Himmel.

Ach, hier empfand ich zum ersten Male wieder die Poesie des Südens!

Die blühenden Rosen und der tiefblaue Himmel, sie machten die Eiskruste schmelzen, die mein Herz so lange

umlagert hatte, sie erinnerten mich an herrliche schöne Zeiten, die leider nie wiederkehren, die ich einst in Italien verlebt hatte!

Ein altes Castell das in Verbindung mit dem Kloster stand, zu betreten, wurde uns durch eine Schildwache verwehrt. Nachdem meine Begleiter mich dem wachhabenden Sergeanten als Officier vorgestellt hatten, erlaubte dieser den Eintritt, der nur des hübschen Blickes auf Stadt und Hafen wegen von Interesse war. Was ich von spanischem Militair in Santander sah, war nur ein kleines Detachement des in Santonia, einem festen Platze an der Küste, befindlichen Regiments. Es war nicht im Stande, mir einen großen Begriff davon zu machen. Die Soldaten waren erbärmlich angezogen, und von militairischer Haltung war keine Spur vorhanden.

Die meisten Gefährte, die wir sahen, waren von Ochsen oder Maulthieren gezogen, die alle einen recht abgetriebenen Eindruck machten. Vor die Diligencen fand ich manchmal 6, vor Lastfuhren 8 Maulthiere gespannt, und zwar immer eins hinter dem anderen.

Das Mittagsmahl, das wir in der Stadt einnahmen, zeigte mir die den Spaniern so eigene Vorliebe, Fremden Alles zu geben oder zu bezahlen, was sie wünschen.

Wir hatten den Agenten der Hamburg-Amerikanischen Packetboot-Gesellschaft, der uns bei Besichtigung der Stadt in liebenswürdiger Weise als Führer gedient hatte, eingeladen mit uns zu essen. Als wir die Rech-

nung später berichtigen wollten, hatte er dies bereits gethan. Weder Bitten noch Drohungen konnten ihn bewegen, die Sache zu ändern. Und wir mußten uns hineinfinden, als er unser Weigern für ihn tief beleidigend erklärte.

Den Abend verbrachten wir in einem Café, das von den mittleren Klassen hauptsächlich besucht war. Wir sahen dort etwas vom Volksleben und hörten einem mittelmäßigen Clavierspieler zu, der herzhaft ein Instrument verhämmerte. Nach einer Pause löste ich ihn ab, und trug den erstaunten Spaniern deutsche Lieder vor.

Am andern Morgen erwachte ich durch so heftige Bewegungen in meiner Cabine, daß verschiedene Toilettengegenstände vom Nagel fielen, und ich in meinem Bette umherrollte. Ach, die leidige Fahrt hatte wieder begonnen, und dieses Mal dauerte sie 16 Tage, ohne Unterbrechung, ohne daß Land sichtbar wurde. Ich will von den ersten Tagen schweigen, die ich nun verlebte, es wäre wenig Erbauliches davon zu berichten. Schweigen will ich von den Unbehaglichkeiten und trüben Stunden, die man verbrachte. Hatte ich doch den Trost, Alle mit mir leiden zu sehen. Wie ist man doch in solcher Zeit unempfänglich für die Schönheit des Meeres; wie verwünscht man dasselbe, und glaubt es nur erschaffen, um den Menschen Qualen zu bereiten. Was mich anbetrifft, so muß ich gestehen, daß der Momente, in denen ich mich ganz wohl fühlte, nur recht wenige waren.

Und doch hatten wir eine so schöne Ueberfahrt!

Die so übel berüchtigte Aequinoctialzeit meinte es gnädig mit uns. War auch manchmal die See etwas bewegt, so hatten wir im Ganzen die größte Ursache dankbar zu sein. Die einzige Möglichkeit Land zu sehen, war bei den Azoren, bei denen wir ziemlich dicht vorüber mußten. Doch ein neidisches Verhängniß entzog uns auch diesen Trost durch trübes Wetter.

Den Geburtstag unseres theuren Kaisers feierten wir so gut es anging, und da die See gerade ziemlich ruhig war, wurde des Abends vom Capitain ein Ball arrangirt. Man tanzte fleißig, flog aber, wenn manchmal eine starke Welle ankam, mit seiner Dame mit dem Kopf an die Eisenstangen, die die Decke des Salons trugen.

Die Wirkung der südlichen Richtung, die wir einschlugen, machte sich allmählich fühlbar und ein großes Leinwandzelt wurde aufgespannt, um uns gegen die glühenden Strahlen der Sonne zu schützen. Theilweise recht schlimme Tage hatten wir aber noch zu verleben. Saß man auf Deck, so fiel man mit dem Stuhle plötzlich um, und die Damen machten nur ihre Promenaden, wenn sie sich auf das krampfhafteste an den Arm eines Herrn klammern konnten. Manchmal ereignete es sich, daß solche umherschwankende Pärchen kläglich zu Fall kamen, zum erbarmungslosen Gelächter der übrigen Passagiere. Bei den Mahlzeiten flog Einem dann zuweilen durch einen heftigen Stoß ein Teller Suppe über den Hals, und man hielt sich an den Sitzen fest, wie

ein Papagei im Reifen. Teller und Gläser wurden nur durch hölzerne Rahmen auf dem Tisch erhalten. Ach, es waren zuweilen heillose Zeiten! Und man malte sich dann in seinem Innern den Plan aus, bei der ersten Landung die feste Erde nie wieder verlassen zu wollen, sich dort zu etabliren, und das treulose Element nicht wieder zu versuchen.

Zu den körperlichen Leiden gesellte sich eine schreckliche Langeweile, die deshalb nicht zu bekämpfen war, weil jede geistige Unterhaltung unmöglich wurde. Es war unendlich schwer drei Minuten seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu richten. Das Auge sah trostlos nur auf die Berge und Thäler, die das Meer bildete.

Und doch waren es schöne erhabene Momente, wenn man ganz vorne auf der Spitze des Schiffes saß und durchnäßt zuschaute, wie das Vordertheil das Meer durchschnitt, dessen Farbe das tiefste Blau annahm. Wohl habe ich dann oft an die schönen Seestücke des leider so früh verstorbenen Meisters Hildebrandt gedacht, mich erinnert, wie in Berlin, namentlich bei seinen letzten Werken, superkluge Kunstkritiker sagten: „solche tiefe Farbe hätte das Meer nicht, das wäre übertrieben und ein verirrter Geschmack." Und doch war sie der Wirklichkeit treulich entsprechend und herrlich wiedergegeben. Stand man auf der Brücke des Capitains, so konnte man am besten das Treiben und Spiel der Wellen beobachten und die Vermessenheit des menschlichen Geistes, auf wenigen Brettern den Elementen zu trotzen, bewundern.

Tage vergingen, ohne daß wir ein Schiff sahen, und erspähte man wirklich eins, so stürzte Alles nach den Ferngläsern, um Ort und Heimath desselben zu erkennen.

Ungefähr 5 Tage vor der Ankunft in Habana wurde das Wetter herrlich und die See unendlich ruhig.

Welche angenehme Erinnerung gewährt mir dieser Abschnitt der Reise! Welch' reizende Stunden verlebten wir nun zusammen, nachdem wir unsere Leiden vereint getragen hatten.

Herrlich ging die Sonne unter nach des Tages Last und Hitze. Noch lange Zeit, nachdem sie in das Meer getaucht war, erschien im Westen der ganze Himmel vergoldet.

Man begab sich dann mit den Damen auf den zweiten Platz, wo die jungen Spanier mit viel Anmuth Fandango, Aragonesa oder andere Nationaltänze tanzten. Die Musik dazu war höchst einfach, aber man konnte ihr Originalität nicht absprechen. Mit zwei zinnernen Löffeln wurde auf ein mit Glöckchen versehenes Tambourin der Takt geschlagen und dazu sang ein Nichttänzer den Rhythmus einer nationalen Melodie. Die Tänzer imitirten dazu die Castagnetten. Um wie viel malerischer ist nicht solch' ein ächter Nationaltanz, als das nachgeahmte Herumhüpfen desselben auf unseren Bühnen mit den aufgeputzten Darstellern und dem ewigen Grinsen auf dem Antlitz.

Eine große Zerstreuung boten uns italienische Musikanten, die gleich uns nach Habana gingen, und die ihre

Kunst recht hübsch verstanden. Als großer Musikfreund hatte ich mich der Sache angenommen, die besten Kräfte ausgesucht und mir dadurch in hohem Maße den Dank der Damen errungen.

Michele Bolino und sein jüngerer Bruder Beppo, zwei Neapolitaner, vertrieben uns durch ihr reizendes Talent in unendlich angenehmer Weise die Zeit. Erstrer spielte die Harfe, letztrer die Violine. Nach dem Gehör, das bei ihnen außerordentlich ausgebildet war, trugen sie uns aus fast allen italienischen Opern etwas vor, oder wechselten mit den so eigenthümlichen spanischen Weisen der Malagenia, des Bolero u. s. w.

Nichts Poetischeres, Malerischeres kann man sich denken, als die Wasserfläche, die in ihrer Unendlichkeit so ruhig, so majestätisch war. — Der Mond fiel auf das weite Meer, das gleich einer silbernen Fläche glitzerte und schillerte. Die sanften Töne der Harfe zogen sich klagend dahin, ein Kreis schöner anmuthiger Frauen, durch das milde blasse Licht des Himmelskörpers beleuchtet, hörte aufmerksam zu, und Wehmuth und Sehnsucht spiegelte sich auf manchem Antlitz wieder. Die Sprache der Musik, sie geht ja jedem fühlenden Wesen zu Herzen. Wie oft bedauerte ich, nicht durch den Pinsel jene reizenden Scenen wiedergeben zu können.

Und so saßen wir manchmal bis 3 Uhr des Morgens, die herrliche milde Luft auf Deck der heißen engen Cabine vorziehend. Mond und Sterne erschienen hier unter dem südlichen Himmel viel größer und glänzender

als bei uns. Ja, es kam mir vor, als ob man am Firmament einige Millionen Sterne mehr erblicke; die Reinheit und Klarheit der Luft mag wohl die Ursache davon sein, daß Sterne, die man unter den Tropen erblickt, dem Auge durch die schwerere Luft in der Heimath entzogen sind. Wundervolle Effecte bot der Mond, wenn dunkles Gewölk am Himmel stand. Bald drängte er sich hinter demselben hervor, die Ränder davon allmählich versilbernd, bald bedeckte die tiefste Dunkelheit die weiten Gewässer. Diese Licht- und Schattenpunkte geben ein treues Bild des menschlichen Lebens und Herzens mit seinem Kummer und Wehe oder mit seiner aufjauchzenden Freude und Lust.

Einen wundervollen Anblick gewährte es, wenn Nachts eine leichte Brise die Oberfläche des Meeres kräuselte, die dann ein Meerleuchten erzeugte. Die ganzen Spitzen der Wellen erschienen wie Feuer, bald heller, bald wieder erlöschend. Ueber den eigentlichen Grund dieses Phänomens sollen die Gelehrten noch nicht einig sein. Einige führen es auf Milliarden kleiner Thiere zurück, andere behaupten, daß es phosphorisch wäre, und diese Annahme will mir auch am meisten einleuchten. Nie habe ich das Meeresleuchten schöner gesehen, als im Hafen von Habana.

Des Morgens erblickten wir stets fliegende Fische in großen Schwärmen, die auch für den Neuling etwas Märchenhaftes haben. Sie sind ungefähr 1 Fuß lang, haben glitzernde Schuppen und erheben sich durch lange

mit großer Kraft begabte Rückenflossen. Höher als 2 bis 3 Fuß über die Wasserfläche steigen sie selten. Die Entfernung, die sie fliegen, ist vielleicht 100 Schritt; dann fallen sie wieder ins Meer. Eine Sturzwelle, die über Bord ging, brachte uns mehrere dieser Thiere auf das Schiff. Sie wurden gefangen und uns so Gelegenheit geboten, sie näher zu besichtigen.

Große Massen grüner Gewächse mit gelben harten Beeren trieben im Meere umher; zuweilen in solcher Anzahl, daß das Wasser auf Meilen hin grüne Farbe annahm.

Endlich, es war gerade am Ostersonnabende, nachdem wir 14 Tage nur Wasser gesehen hatten, erblickten wir Land. Unser tüchtiger Capitain hatte uns mit großer Genauigkeit schon 24 Stunden vorher, die Zeit angegeben, zu welcher uns dieser so lang vermißte Anblick zu Theil werden sollte. Als es uns zuerst gezeigt wurde, sahen wir nichts davon und es bedurfte langer Zeit, ehe sich das Auge daran gewöhnte. Die Küste ist zudem recht flach und deshalb schwer erkennbar. Die Freude war eine allgemeine. Die sonst so reservirten Spanierinnen fielen sich um den Hals und Alles war in der ausgelassensten Stimmung. Wir passirten ziemlich nah die Bahama-Inseln, Nassau und am andern Tage Florida. Das Land erscheint öde und unfruchtbar, und ist deshalb schwach bevölkert. Für Jagdliebhaber soll Florida ein ergiebiges Terrain sein, und Panther und Büffel werden dort in Unzahl jährlich erlegt. Das Klima ist

sehr ungesund. Die flachen Küstenstriche und großen Sümpfe erzeugen die verderblichsten Krankheiten.

Am Morgen des zweiten Osterfeiertages, am 1. April erblickten wir Cuba, la perla de las Antillas, wie die Spanier sie schon unter Columbus wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit nannten. Das herrliche klare Wetter ließ uns bald die zackigen Gebirge erkennen, die sich in der Nähe von Matanzas einige Tausend Fuß hoch erheben. Das Meer war ruhig wie ein Landsee, und Alles war oben an Deck. Die Creolinnen weinten fast vor Freude ihr Heimathland wieder zu sehen, ein Gefühl, das ich vollkommen jetzt begreife, nachdem auch ich unter den Palmen Cuba's gewandelt bin und die herrlichen Lüfte mit vollen Zügen eingeathmet habe.

Liebt doch der Lappländer das scheußliche trübe Land, das ihn geboren hat; er kommt vor Heimweh um, selbst in den schönsten Ländern: um wie viel mehr gerechtfertigt ist nicht die Sehnsucht nach den Tropenländern, die die Natur in so üppiger verschwenderischer Weise mit allen Reizen ausgestattet hat.

Allmählich entdeckte das spähende Auge die weißen Gebäude von Habana. Lang streckt sich die Stadt von einer Landspitze am Meere bis in das Innere des Hafens hinein. Die das Ganze beherrschenden Höhen von mäßiger Erhebung sind gekrönt von Festungswerken, deren Styl, aus den Zeiten des Columbus bis auf die Jetztzeit, die verschiedenen Phasen erkennen läßt.

Wo das Auge auf Grünes fällt, erblickt es Palmen,

deren schlanker hoher Wuchs mit der großen Blätterkrone in seiner Eigenthümlichkeit und Neuheit einen unendlichen Reiz ausübt. Der Eingang in den weltberühmten Hafen ist sehr schmal. Felsenufer engen das Meer hier scharf zusammen. Steil erhebt sich das Fort Morro mit seinem hohen Leuchtthurm aus dem Meere, jedem feindlichen Eindringen ein gewaltiges Halt zurufend. Mit großen schwarzen Lettern ist der Name seines Gründers, des Marschall O'Donnell, Herzogs von Tetuan, eines der bedeutendsten General-Capitains der Insel, in den Felsen eingehauen.

Der Lootse geleitete uns in den Hafen, der von unzähligen Schiffen aller Nationen gefüllt war. Wer nie in seinem Leben eine lange Seereise mit all' ihren Beschwerden durchgemacht, kann nicht das Gefühl das uns beim Einlaufen in den Hafen bewegt, begreifen. Es ist dies ein treues Bild aus dem menschlichen Leben. Man arbeitet und strebt einem Ziel entgegen, das erreicht, im ersten Augenblick unendliche Freude bereitet. Doch nur gar zu schnell ist dies vergessen und rastlos treibt und jagt der Mensch vorwärts, bis er endlich im letzten Hafen eingelaufen ist, wo allem Sehnen, Wünschen und Hoffen für immer ein Ziel gesetzt wird. Es ist der Tod auch ein Hafen nach den Stürmen und wechselvollen Schlägen des Lebens. Nur dort ist Schutz dagegen; nur dort ist das arme Menschenherz befreit von all' den kleinlichen Sorgen, die nur zu tief in das alltägliche Leben eingreifen.

Langsam glitt die Germania durch das Wasser dicht am Ufer vorbei. Das Bild, das sich nun bot, war überraschend; es war weniger schön, als neu und charakteristisch. Hunderte von Negern arbeiteten oder standen am Ufer; kleine Kähne umschwärmten uns; die Insassen boten uns Früchte an, oder wollten uns ans Land fahren. Große überfüllte Dampfschiffe, auf denen die meisten Männer in weißen oder ganz hellen Anzügen gekleidet waren, das Haupt mit riesigen Strohhüten bedeckt, — vermittelten die Verbindung eines Ufers des Hafens mit dem andern. Um dem Bilde für einen direct aus Europa Kommenden einen noch fremderen Charakter zu geben, flog ein immenser Pelikan mit ausgebreiteten Fittichen majestätisch durch die Luft.

Ein nordamerikanisches Kriegsschiff mit einem Admiral an Bord schickte sofort zu unserm Capitän, ihn um deutsches Bier zu bitten. Der Augenblick dazu, wo Letzterem der Kopf vor Arbeit brannte, Lootsen- und Sanitäts-Commission, Hafenbeamte, und Gott weiß was noch Alles abzufertigen war, schien mir nicht recht geeignet zu sein. Doch danach fragen in der Regel die Nordamerikaner nicht.

Endlich wurde der Anker geworfen, und zwar in der Nähe des wunderschönen spanischen Kriegsschiffes Saragossa, das man mit Ruhe betrachten konnte, und das aussah wie ein Schmuckkasten.

Unsere Hoffnung, gleich ans Land gelangen zu können, wurde bitter getäuscht, und wir wurden gewahr,

daß wir in den April (es war ja gerade der erste), geschickt worden waren.

Es befanden sich nämlich im Zwischendeck zwei Pockenkranke. Der Capitain hatte mit sehr richtigem Takt, um die übrigen Passagiere nicht zu ängstigen, darüber vollständig geschwiegen und nur der Schiffsarzt war natürlich Mitwisser dieses Vorfalls. Jetzt wollten uns selbstverständlich die Sanitätsbehörden mit Quarantaine belegen. Welcher Verdruß! Das Frühstück schmeckte uns kaum. Die Sonne brannte furchtbar in dem von Bergen umschlossenen Hafen. Selbst ein heftiger Gewitterregen brachte keine Abkühlung.

Von Langerweile gequält, setzten wir uns zu Tisch, da kam die Nachricht, daß wir ans Land dürften. Ein allgemeiner Freudenschrei beantwortete diese angenehme Botschaft, und Alles rüstete sich zum Aufbruch.

Doch da erst bemächtigte sich unser der Gedanke des Abschiedes, der um so schwerer sein mußte nach unserem einträchtlichen Leben. Man hatte sich kennen und schätzen gelernt, all' die kleinen Beschwerden gemeinsam getragen, jetzt riß uns das Schicksal wieder auseinander; vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Ja, manchmal will es mir erscheinen, als ob man sich nur kennen lernt, um sich nachher wieder zu trennen, und als ob man durch den dabei empfundenen Schmerz es dem Schicksal gegenüber entgelten müßte, angenehme Stunden verlebt zu haben.

Dem Capitain wurde eine Adresse von den Passagieren

der verschiedenen Cajüten überreicht. Die der ersten Cajüte hatte lediglich den Zweck, unsere Anerkennung für die in jeder Beziehung tüchtige Leitung, für gute Verpflegung und Behandlung auszusprechen. Die des Zwischendecks hatte aber noch einen tieferen Grund. Die Linie der spanischen Schiffe hatte, wahrscheinlich aus Neid über die Concurrenz, in den Zeitungen die verschiedensten schlechten Gerüchte über die Hamburg-Amerikanische Packetboot-Gesellschaft verbreitet, und diese Adresse sollte, selbst von Spaniern ausgehend, die Unrichtigkeit solcher Angaben auf das Glänzendste beweisen.

Zweites Capitel.

Habana. — Hôtel. — Leben und Bevölkerung. — Volanten. — Neger-Sklaven. — Voluntarios. — Insurrection. — Vegetation. — Cubanische Nächte.

Es war schon gegen Abend, als wir in dem Boot des Capitains die Strecke vom Dampfschiff nach der Stadt zurücklegten. Eine Droschke brachte uns mit lobenswerther Schnelligkeit nach dem ersten Gasthofe Habanas, dem Hôtel de Telegrafo. Die Fahrt dahin zeigte uns die neuesten Bilder. Man sieht sich wie mit einem Zauberschlage gleichsam in eine neue Welt versetzt; die langen bis auf die Erde reichenden Fenster sind mit Gittern versehen, hinter denen die Damen, geputzt im Festtagskleide sitzen.

Die ganze innere Einrichtung des Hauses liegt dem Beschauer zur Ansicht offen; dabei haben diese Gitter für den Neuling etwas Gefängnißartiges, an das sich aber das Auge gar bald gewöhnt.

Das Leben und Treiben ist ein außerordentliches. Unzählige Droschken und Wagen jagen durch die Straßen, die überaus glänzend erleuchtet sind.

All' die Schwarzen, die in größerer Zahl als die Weißen auf Cuba leben, tragen nicht wenig dazu bei, die Eigenthümlichkeit des Ganzen zu erhöhn. Was das Leben in den Straßen und die unzähligen Gasflammen anbetrifft, so erinnerte mich an jenem ersten Abend Habana, alles Andere natürlich abgerechnet, auf das Lebhafteste an Paris.

Die überfüllten recht elegant eingerichteten Cafés zeigten mir den größten Theil der Menschen in Uniform. Es sind dies die sogenannten Voluntarios de la libertad, wörtlich Freiwillige der Freiheit, die zur Unterdrückung des noch immer gährenden Aufstandes sich haben anwerben lassen, und auf die ich später, bei der wichtigen Stellung, die sie bei ihrer großen Anzahl einnehmen, noch ausführlich zurückkommen werde.

Das Hôtel de Telegrafo ist wie seine übrigen Geschwister in der tierra caliente in Betreff von Bau und Einrichtung gänzlich verschieden von derartigen europäischen Etablissements. Es liegt an dem Campo Marte, einem großen mit riesigen Gittern und Pfeilern eingefaßten Platze, auf dem ich aber alles Andere, als etwas dem Mars Zugehörige sah, — im Mittelpunkt der Stadt. Die Colonnaden am Eingange dienen dem Fremden zum Sitzen und Luftschöpfen. Große Leinwandvorhänge, die bis zur Erde reichen, schützen am Tage vor der glühenden Einwirkung der Sonne.

Der fremde Europäer kommt nun angefahren in der Erwartung, daß Jemand aus dem Hôtel heraussPränge, ihm behülflich zu sein, das Gepäck zu nehmen u. s. w.

Nichts davon! Nachdem wir eine Weile gesessen, entschlossen wir uns den Wagen zu verlassen und verlangten ein Zimmer, das uns versprochen wurde. Dieses Zimmer war aber, wie wir nachher zu unserem Schrecken bemerkten, der Eßsaal, wo wir von den Mosquito's während der Nacht auf solche Weise bearbeitet wurden, daß wir am anderen Morgen ganz entstellt waren. Da erst wurden andere Zimmer frei und wir zogen mit verschwollnem Gesicht dort hinein.

Die unteren Räume bilden die Eßsäle, die in sehr bedeutender Höhe so eingerichtet sind, daß jede Art Zug durchsausen kann.. Die Wände und Decken sind nur geweißt. Tapeten oder gemalte Wände findet man nirgends auf Cuba, selbst nicht in den vornehmsten Häusern. Zug ist eine gesuchte Waare; im Zug zu sitzen ist der Ehrenplatz des Hauses, und stets placirt man so den Besucher. Glücklicherweise hat er in der heißen Zone keinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit und Jeder sucht ihn gern auf. Schön bemalte Glasfenster, die man in Habana als Luxusartikel häufiger antrifft, schützen bei unfreundlichem Wetter während des Essens vor dem sehr lästigen Winde.

Die Wohnzimmer im Hôtel, die um einen Hof liegen, um den etagenförmig Galerien laufen, sind allerdings unglaublich primitiv. Der steinerne unebene Fußboden ist nur vor dem Bett mit einem kleinen Stück Teppich bedeckt. Das übrige Ameublement in diesem Raume, der mir wie ein Kerker vorkam, besteht in einem

kleinen wackeligen Waschtisch, einem Schemmel, zwei Stühlen und in einem schmalen Tisch. Kleiderschrank und Commode waren Luxusgegenstände, die durch Nichtvorhandensein glänzten. Die Gardine war ein grauer Leinwandlappen und das Fenster wie allenthalben hier bis auf den Boden reichend, war mit Gitter versehen und hatte keine Scheiben. Die Thüre wurde durch ein großes Vorhängeschloß dem unbefugten Besucher versperrt.

Das beste und dem Clima am meisten entsprechende Meuble war das Bett. Es war aus Eisen mit hohen Stangen, von denen Musselinvorhänge herabfielen, die gegen die Mosquitos schützen sollen. Eine Matratze und ein Strohsack waren nicht vorhanden, dagegen schläft man auf einem Rahmen, über den eine starke Leinewand fest aufgespannt ist. Darüber ein Laken und zum Zudecken eine leinene Decke. Hat man sich an diese Art Betten einmal gewöhnt, so sind sie recht angenehm. In unseren europäischen Betten würde man es vor Hitze gar nicht aushalten.

Die Stadt Habana ist regelmäßig gebaut. Die Straßen sind eng, schlecht gepflastert und die Häuser haben selten mehr als einen Stock, in der Regel nur ein rez de chaussée. An jedem Hause ist eine enorme Thür, die zum Ein- und Ausfahren der Equipagen dient.

Man geht fast gar nicht zu Fuß; die große Hitze macht es für die Gesundheit außerordentlich nachtheilig. Die meisten Leute haben eigenes Fuhrwerk, die Uebrigen

benutzen selbst auf den kürzesten Strecken Droschken, die, glaube ich, in keiner Stadt verhältnißmäßig in so großer Anzahl vorhanden sind als hier.

Die Hauptstraßen Habanas sind zum großen Theil mit Leinwand überspannt, eine Maßregel, die bei dem Clima sehr wohlthuend ist. Die meisten Krankheiten haben ihren Ursprung, ich habe das selbst an mir erfahren, darin, daß man sich den Sonnenstrahlen aussetzt. Reinlichkeit und Ordnung sind Dinge, die man hier nicht vorfindet, weder am Hafen noch in den Straßen. Allenthalben werden die Unräthe oder Fruchtüberreste hingeschüttet, und bei der glühenden Sonne geht Alles in Kürze in Verwesung über und beleidigt die Geruchsnerven in der empfindlichsten Weise. Kein Wunder, daß ein Clima mit diesen Miasmen schädlich ist. Verführe man selbst bei uns in Norddeutschland in solcher Weise, so würden Epidemieen die unausbleibliche Folge davon sein.

Wie oft habe ich nicht in diesen Ländern, auch in Mexico, an den Straßen, auf den Feldern todte Pferde oder anderes Vieh gesehen, das völlig in Aas übergegangen, die ganze Gegend verpestete. Niemand dachte aber daran, diese Reste einzuscharren. Die unglaubliche Indifferenz der Bevölkerung läßt solche gemeinnützige Ideen nicht aufkommen. Lieber sieht man es, daß schreckliche Seuchen das Land verheeren; zudem betrifft meistens die Fremden das Loos davon befallen zu werden, also wozu noch Umstände! —

In Betreff von Gebäuden und Alterthümern bietet

Habana eigentlich gar Nichts. Einzig der Erwähnung werth ist der Palast des General-Capitains an der Placa de armas gelegen. Wundervolle Bäume, zeltartig beschnitten, umrahmen den Platz, in dessen Mitte eine Statue von Ferdinand VII. aus weißem Marmor steht. Vier schöne schlanke Königspalmen sind um diese gepflanzt. Früher war hier der Hauptsammelpunkt der eleganten Welt, die Abends kam, um den Klängen der Militairmusik zu lauschen. Doch jetzt ist die Gegend beim Teatro de Facon, an dem schönen Prado Isabella segunda in der Mode.

Eine Eigenthümlichkeit des Platzes ist auch eine Capelle, die zum Andenken an der Stelle errichtet ist, wo Christoph Columbus nach seiner Landung die erste Messe lesen ließ. Ein daneben stehender Baum soll auch schon zu jener Zeit gepflanzt sein.

Der Placa de armas mit seinen vier Königspalmen ist schön und poetisch, namentlich im Mondenschein. Doch seine Zeit ist vorbei, und das Haupt-Centrum für Leben und Bewegung ist der schon oben erwähnte Prado. Mit zwei Reihen Bäumen, vielen eisernen Bänken, Springbrunnen mit ziemlich geschmacklosen Figuren und einem ganzen Meer von Gasflammen ist er der Hauptsammelpunkt der Stadt.

Das große Café de Louvre, der deutsche Club und ein immenses Häusersqare, in dem das Theater Albisu, der spanische Club und viele Cafés sind, bringen ein Leben und Treiben hervor, das nach der langen See-

fahrt geradezu betäubend wirkt. Reiter im Galopp, Equipagen, Spaziergänger, Volanten, Alles wimmelt hier durcheinander.

Nachdem ich am andern Morgen mich durch ein Bad in kaltem Brunnenwasser gestärkt hatte, begab ich mich auf den Weg, um die Empfehlungsbriefe, mit denen ich in Hamburg in überaus liebenswürdiger und reichlicher Weise versehen worden war, abzugeben. Ich wurde auf das Liebenswürdigste allenthalben empfangen und gleich zu Mittag und zu einer Abendgesellschaft eingeladen. Letztere war beim General-Consul von Deutschland, Herrn Will, einem Mann, der sich durch seine Geschicklichkeit und seinen Tact auf einen überaus guten Fuß mit den hohen Würdenträgern der spanischen Regierung zu setzen gewußt hat, welcher Umstand ihm natürlich zum hohen Vortheil in der Ausübung seiner Consulatspflichten, seinen Landsleuten gegenüber gereicht. Um ein Beispiel seines großen Einflusses anzuführen, wurde mir erzählt, daß, wenn die Spanier oder Creolen etwas bei ihrer Regierung zu erlangen wünschen, sie die Vermittelung des Herrn Will nachsuchen.

Sein gastfreies Haus war jeden Dienstag Abend geöffnet und empfing die Elite der habanesischen Gesellschaft. Ich hatte hier zum ersten Male Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft der wegen ihrer außerordentlichen Vorzüge so gerühmten Creolinnen zu machen, und ich muß gestehen, daß ich ihre Reputation überaus gerechtfertigt fand. Nicht groß von Wuchs sind sie sehr pro-

portionirt gewachsen. Eine große Weichheit und Rundung der Formen, unendlich kleine Füße und Hände machen einen harmonischen Eindruck. Wunderschöne große schwarze Augen, in denen ein ganzes Meer von Schmachten liegt, geben dem Ganzen einen ernsten fast schwermüthigen Charakter. Ihre Bewegungen sind graziös, ihr Gang zart, kaum hörbar. Die Toiletten, nach den neuesten pariser Modellen, zeigen sich durch eben so große Eleganz als Geschmack aus, und der unendliche Reichthum, der dort herrscht, gestattet ihnen ihre Reize durch die herrlichen Perlen und Brillanten noch zu erhöhen, wovon ich wundervolle Exemplare sah.

Handschuhe werden wegen der Hitze nie getragen, und es macht das einen eigenthümlichen Eindruck. Es ist, als ob etwas an der Toilette fehlte.

Die jungen Mädchen sind außerordentlich früh entwickelt. Mit 13—14 Jahren haben sie das Ansehen unserer Damen im 19. Lebensjahre. Die geistige Entwickelung hält gleichen Schritt mit der körperlichen. Dazu kommt, daß bei den Völkern spanischer Abkunft die Kinder sehr selten kindisch sind. Sie sind frühreif und ernst, und sprechen mit 12 Jahren fast schon ebenso, wie mit 25. Leider verblühen die Schönheiten ziemlich schnell. In den späteren Jahren haben fast alle Damen einen sehr bedeutenden Embonpoint. Der Teint ist der schwache Punkt bei den Creolinnen. Nach meinem Geschmack steht ihnen das gelbe Colorit recht gut und correspondirt vorzüglich mit dem Ganzen. Doch sie sind

anderer Meinung und bedecken sich mit unglaublichen Quantitäten Poudre de riz. Die Augenbrauen und Wimpern werden in sehr geschmackvoller Weise angemalt; lange nicht so stark und sichtbar, wie in Europa.

Soviel über das Aeußere. Ueber die geistigen Fähigkeiten dieser so reizenden Wesen läßt sich nur sagen, daß sie entschieden viel natürlichen Verstand besitzen, der aber leider überaus wenig gepflegt ist. Dabei leben die vornehmen Frauen überaus reservirt, sie sehen und hören nichts vom practischen Leben, und von anderen Ländern. Außer einem Gebetbuch kommt selten ein anderes Buch in ihre Hand. Sie stehen spät auf und sind den größten Theil des Tages nicht sichtbar. Die große Hitze soll sie dann ein überaus leichtes Costüm tragen lassen.

Um 5 Uhr wird große Toilette gemacht. Stets dekolletirt, mit Schmuck und Blumen in den Haaren, die, was Extravaganz der Frisur anbetrifft, durchaus nicht Paris nachstehen, ja häufig gepudert sind, fahren sie dann auf den Paseo de Tacon. Dies ist die Verlängerung der Hauptstraße, der Calzada de reina, und besteht aus einer Allee von vier Reihen Bäumen, die recht schlecht chaussirt ist, und sich ca. 3/8 deutsche Meilen bis zum gerade davor liegenden Fort Principe erstreckt.

Der General-Gouverneur de Tacon legte in den vierziger Jahren diese überaus schätzbare, weil einzige Promenade an, und fügte hierdurch ein neues Glied in die Kette der vielen schönen und zweckmäßigen Einrichtungen, die er in Habana geschaffen hat. Hier sieht

man nun in langen Wagenreihen, auf der einen Seite hin-, auf der andern zurückfahrend, die ganze Gesellschaft der Stadt.

Das originellste Fuhrwerk, in seinem Ganzen überaus malerisch, ist die Volante. Lange Zeit braucht das Auge dazu, sich an ihren Anblick zu gewöhnen. In zwei außerordentlich hohen Rädern hängt, nicht auf der Achse, sondern in einer Gabeldeichsel der eigentliche Sitz, der sehr niedrig, so eingerichtet ist, daß man in halbliegender überaus bequemer Stellung sich darauf befindet. Das große Verdeck, das am Tage nach vorne zu mit einem seidnen Vorhange vereint, gegen die Sonnenstrahlen schützen muß, wird Abends auf der Promenade tief zurückgeschlagen.

Dieses zweirädrige Gefährt ist bespannt mit zwei kleinen aber kräftigen ponnyartigen Pferden, von denen das eine in der Gabeldeichsel, ca. 5—6 Fuß weit von der Achse gespannt, den Reiter und Führer tragen muß. Dies ist stets ein Neger in kurzer, reich mit Goldborten verzierter Jacke. Immense Kanonenstiefel bedecken den Unterschenkel, bekleiden aber nicht den Fuß; der ist nackt, nur sind riesige silberne Sporen daran geschnallt. Ein großer Strohhut und eine Hetzpeitsche in der Hand vollenden das Ajustement.

Das andere Pferd ist außerhalb der Gabel neben das erste gespannt.

Volante, Geschirr, Sattel, alles ist überaus reich mit Silber beschlagen. Später hatte ich Gelegenheit zu

erproben, wie bequem es sich in dem Gefährt sitzt; namentlich empfindet man nur sehr unwesentlich die so üblen Einwirkungen der schlechten Wege. Die heftigsten Stöße fühlt man kaum. Im Uebrigen ist Bespannung und Vertheilung der Last so unsymmetrisch wie möglich, indem das eine Pferd nicht allein das ganze Gewicht des Wagens, sondern auch noch die Schwere des Negers zu tragen hat. Das ganze Ensemble bildet etwas Eigenthümliches, besonders wenn man die schönen Creolinnen in ihren eleganten Toiletten graziös dahin gestreckt, darin sieht, so daß man bei dem Gedanken an Habana unwillkürlich an die Volanten, als etwas eng damit Verbundnes, denken muß.

Die Einrichtung der Häuser, selbst der reichsten, ist überaus einfach, und ich möchte fast sagen, überall nach demselben Schema. Viel Meubles, überhaupt Alles was den Raum beengen könnte, ist streng daraus verbannt. Hohe große und luftige Zimmer sind vor Allem erwünscht. Sämmtliche Sitze sind von Rohr, nie sah ich einen Polsterstuhl. In der Regel steht ein dreisitziges Rohrkanape an der Wand und dazu im rechten Winkel auf jeder Seite drei bis vier Schaukelstühle, die hier sehr beliebt sind. Eine ganze Galerie kleiner Spucknäpfe steht neben den Sitzen, und der, dieser Meubles in eleganten Haushaltungen nicht gewöhnte Europäer wirft in der Regel mehrere dieser Schälchen um oder tritt sie entzwei.

Abends nach der Promenade auf dem Paseo fahren

die Damen ins Theater, oder besuchen sich gegenseitig. Man ist außerordentlich gesellig auf Cuba; um 8 Uhr werden die Gaskronleuchter angesteckt und die Damen sitzen in großer Toilette. Von außen kann man stets in die Fenster hinein sehen, da die Läden erst später geschlossen werden. Auf diese Weise kann sich der Besucher schon vorher von der Gesellschaft überzeugen, ob sie ihm genehm ist oder nicht. Man ist sehr nett und ungenirt zusammen. Es wird musicirt, Bilder angesehen, oder der Unterhaltung gepflogen. Wenn junge Leute zusammen sind, ist die Liebe ein Thema, das oft in allen Variationen durchgearbeitet wird. Und trotz dieses gefährlichen Terrains, glaube ich doch an eine Moralität in den Ehen, die mir stets von beiden Theilen einen sehr zärtlichen Eindruck machten.

Leider ist es für den Fremden, der nicht des Spanischen mächtig, sehr schwierig, an der Unterhaltung Theil zu nehmen, da die Ignoranz, was Erlernung fremder Sprachen anbetrifft, außerordentlich groß ist. Madame Will, gleichfalls eine Creolin, machte darin eine glänzende Ausnahme. Sie sprach mit Fertigkeit vier Sprachen. Allerdings war sie bereits 11 Mal in Europa gewesen, und hatte mithin die Ueberfahrt bereits 22 Mal gemacht. Mich schauderte bei diesem Gedanken. Die Liebe zur Musik ist auch ein durchgehender Zug auf Cuba. In allen Häusern sieht man Pianos; überall ertönt Musik.

Der am meisten verbreitete Tanz ist die „Dansa".

Er ist am ähnlichsten in seinen Touren der Mazurka; nur so schnell diese ist, so langsam ist die Dansa, so langsam, daß sie manchmal nur aus einem sinnlichen Hin- und Herwiegen oder auf der Stelle treten besteht. Allerdings würden rasche Tänze nicht dem Clima entsprechend sein. Auf öffentlichen Bällen sah ich die Dansa in der obscönen Weise des Cancan tanzen, freilich noch in unglaublich potenzirtrer Weise.

Ich komme nun dazu, das schönste von Cuba zu beschreiben, und bei dem Gedanken daran umweht es mich wie eine Art Heimweh danach. Das sind die Cubanischen Nächte.

Wer sie einmal gekostet hat mit ihren lauen balsamischen Lüften, mit dem so fabelhaft hell glänzenden Mondscheine, mit den tausend und abertausend glitzernden Sternen, der wird sich nie wieder ganz frei von dem Stachel der Sehnsucht danach machen können. In eigenthümlichen Formen zeichnen sich dann die schlanken Palmen am Himmel ab. Die tiefe Stille der Nacht ist nur dann und wann durch den lieblichen Gesang eines Vogels unterbrochen. Die ganze Natur erlabt sich von des Tages unendlicher Hitze und athmet auf in neuer Frische.

Wie schwer wurde es mir manchmal, das heiße Lager aufzusuchen, auf dem man doch den gesuchten Schlaf nicht fand. Bis Mitternacht fuhr ich dann spazieren und konnte mich nicht satt sehen an dem herrlichen klaren Firmament. Fast tageshell beleuchtet treten Einem

die entfernten Gegenstände näher, während weiterhin Berge und Thäler giganteske geisterhafte Dimensionen annehmen. Manchmal graute schon der Morgen, ehe ich von der Plattform des Hôtels, wo ich stundenlang allein gesessen hatte, herabstieg.

Der Mondschein unter den Tropen ruft die eigenthümlichsten Erscheinungen hervor, und daraus läßt sich seine bedeutende, bei uns nicht gekannte Einwirkung erkennen. Er bleicht z. B. Wäsche. Wer in seinem Scheine schläft, soll schrecklichen Krankheitsanfällen ausgesetzt sein. Völlige Lähmung des Körpers, ja selbst Verstandesverwirrung sollen die unheimlichen Folgen davon sein.

Herrlich ist der Sonnenaufgang in diesen von der Natur so begünstigten Ländern! Während der Dämmerung schon ist der ganze Himmel ein Feuermeer, bis allmählich und majestätisch die goldene Kugel sich zeigt. Die Uebergänge von Tag zu Nacht und umgekehrt sind hier merkwürdig schnell. Man findet sich manchmal von der Dunkelheit überrascht, ohne den Uebergang gewahr geworden zu sein.

Die Cubaner schwärmen in hohem Maße für die Schönheit ihrer Insel, und das mag wohl auch der Grund sein, daß sie so wenig davon fort kommen, daß sie, trotz ihrer immensen Reichthümer doch nur die Insel als ihre Welt betrachten.

Wie oft kam mir nicht der Gedanke, wenn ich all' die herrlichen Frauenerscheinungen sah, daß es ein Jammer wäre, so viel Schönheit und Anmuth in einem so be-

schränkten Wirkungskreis zu sehen, während doch die ersten Gesellschaftskreise Europas eine ihrer würdigere Arena wären. Doch für sie ist der Paseo, die Abendunterhaltung oder das Theater der einzige Genuß, und da sie nichts Besseres kennen, fühlen sie sich glücklich und empfinden nicht das Monotone der Sache. Die Frauen sind recht religiös und fehlen in keiner Messe. Kommen sie in die Kirche, so trägt ihnen ein Sklave einen Teppich voraus, auf dem sie sich knieend niederlassen und sich nicht eher erheben, als bis der Gottesdienst beendet ist.

Einen sonderbaren Eindruck gewährt es, daß sie auch hier selbst das Fächerspiel nicht unterlassen. Der Fächer kommt überhaupt nie aus den zarten Händen und sie haben in den Manipulationen desselben eine unnachahmliche Grazie und Fertigkeit.

Was man von jungen Männern sieht, aus welchen Ständen es sei, trägt meistens die Uniform der Voluntarios, über deren Ursprung ich mich etwas weiter auslassen will.

Es war im Jahre 1868, ein Jahr nach der September-Revolution, die den Thron der Königin Isabella stürzte, als der Aufstand in Cuba ausbrach, der den Zweck verfolgte, die Insel von dem Mutterlande loszureißen und gleich dem Nachbarlande Santo Domingo eine Republik zu bilden. Der Moment war geschickt gewählt, denn es war zu einer Zeit, wo der in Spanien heftig wogende Parteienkampf ein Entbehren von allzuviel Truppen sehr kritisch machte. Es ist nicht zu läug-

nen, daß die spanische Regierung diese so herrliche Colonie, in derselben Weise wie ehemals Mexico nicht so behandelte, wie die Einwohner es als Bürger Spaniens beanspruchen konnten. Nie gelangte ein Creole in eine einflußreiche Stellung im Staatsdienst, und es mußte ihnen nur zu wahr erscheinen, daß Cuba nichts weiter, als eine Sinecure spanischer Beamten sei, die diese denn auch gründlich zu ihrem eigenen Vortheil aussaugten. Einen entschiedenen Anlaß zum Aufstand gab auch die durch die September-Regierung herbeigeführte theilweise Aufhebung der Sklaverei, die natürlich viele Besitzer in ihrem Vermögen beeinträchtigte. Andererseits ist es unläugbar, daß diese so tief ins Leben eingreifende Maßregel unendlich viel rationeller und schonender eingeleitet wurde, als in den Südstaaten Nord-Amerikas. Dort wurden mit einem Federstrich die sämmtlichen Sklaven frei. Tausende und abertausende von Existenzen wurden hierdurch vernichtet und heute noch, nach 8 Jahren können sich jene Länder nicht im geringsten von dem schweren gegen sie gerichteten Schlage erholen. Hier in Cuba verfuhr man so, daß jeder Neger mit dem 60. Lebensjahre frei wird, ebenso wie jedes seit 1868 geborene Kind frei ist. Dadurch ist ein Uebergangsstadium vorhanden, und die Maßregel an sich nicht so empfindlich.

Der Aufstand konnte also wegen zu geringer Truppenmassen im ersten Jahre genügenden Grund und Boden fassen, und als Spanien aufgeschreckt, den nahen Verlust der Insel vor Augen sah, jetzt frische Truppen nach

Cuba schickte, hatte die Bekämpfung der Insurgenten schon die größten Schwierigkeiten. Letztere hatten den unendlichen Vortheil der genauesten Kenntniß des, wegen seines so sehr coupirten Terrains, seiner Urwälder und Schluchten den Guerillakrieg so außerordentlich begünstigenden Landes. Außerdem erlagen die spanischen Truppen, des so verderblichen Climas ungewohnt, in sehr großer Anzahl der Hitze und Epidemien. Die Zahl der dem gelben Fieber anheimgefallenen Soldaten ist geradezu haarsträubend groß.

Viele wollten in der Nichtunterdrückung des Aufstandes die Politik des damaligen General-Capitain Lersundi sehen, der als Anhänger der Königin Isabella die Verlegenheit des Landes benutzen wollte, um die Partei, der er diente, ans Ruder zu bringen. Wie dem auch sei, Lersundi wurde abberufen, und die öffentliche Stimme sprach die oben erwähnte Ansicht darüber aus.

Zu dieser Zeit, wo die Regierung ihre Truppen im Felde brauchte, wurden die Corps der Voluntarios de la libertad gebildet. Sie sollten eine Garantie der Ruhe und Ordnung in den von Truppen entblößten Städten sein. Jeder Spanier ließ sich darin aufnehmen, und ihre Anzahl beläuft sich jetzt auf ca. 100,000 Mann. Sie haben die Forts besetzt und machen ihre Uebungen dergestalt, daß Jeder in der Woche einen Tag Dienst thut. Wer nicht selbstständig ist, dem hält sich der Meister oder Brodherr moralisch für verpflichtet, schon um nicht

in zweifelhaftem Lichte der Regierung gegenüber zu stehen, einen Tag frei zu geben.

Die Bevölkerung von Cuba besteht aus 450,000 Weißen und 550,000 Negern. Davon 100,000 Mann Waffen in die Hand zu geben, ist bei dem politisch so unreifen Charakter der Spanier, bei ihrem leidenschaftlichen grausamen Wesen, eine sehr gewagte Sache, namentlich bei so gemischten Elementen. Und nur zu bald sollte es die Regierung erkennen, welchen Stein sie sich dadurch ans Bein gebunden hatte. Sie ging zwar jetzt energischer gegen die Insurrection vor, aber in den Städten herrschte ein fürchterlicher Terrorismus seitens der Voluntarios. Der leiseste Verdacht, oder nicht einmal Verdacht, sondern die geringste Denunciation, genügte, um einen Creolen sein Haus, seine Plantagen, seine Reichthümer zu confisciren. Einem der reichsten Creolen Cubas wurde in dieser Weise sein Vermögen im Werthe von 20 Millionen Piaster von der Regierung fortgenommen. Sein Palast, der schönste in Habana dient jetzt zur Caserne und die spanische Flagge weht von seinen Zinnen.

Während dieser Zeit zog die reguläre Armee gegen die Rebellen zu Felde. Die prachtvollen Palmenwälder, die schönen reichen Haciendas, kurzum das Paradies, das man Cuba, la perla de las Antillas, nennt, wird seit vier Jahren verbrannt und gesengt, daß es zum Weinen ist, daß man sich wirklich fragt: „hat Gott so viel Herrlichkeiten nur dazu geschaffen, damit die Menschen

sie in so ruchloser Weise zerstören?!" Dabei ist die Art und Weise der Kriegsführung von beiden Seiten eine so grausame, daß mir der stellvertretende General-Capitain, der General Ceballo sagte: Oh, ce n'est que la chasse. — Stets sagen die spanischen Truppenführer, in ein paar Monaten würde der Aufstand zu Ende sein; aber man glaubt es ihnen nicht mehr, denn diese Redensart führen sie schon seit Jahren.

Mir machte es stets den Eindruck, als ob Spanien einsähe, die Insel auf die Dauer doch nicht halten zu können, und sie deshalb noch nach Kräften aussaugen wollte. Sicher ist die Regierung erbärmlich; auf Alles sind immense Zölle und Abgaben gelegt. Für Pässe und Briefporto müssen exorbitante Summen gezahlt werden. Das spanische Beamtenthum soll, zum größten Theil wenigstens, durch und durch corrumpirt sein, und namentlich soll der persönliche Vortheil im Geldpunkte nie das edle Gefühl des Patriotismus und der Uneigennützigkeit aufkommen lassen. Während der ganzen unruhigen Zeit wirthschaften die Voluntarios auf fürchterliche Weise in den Städten. Nach dem Grundsatz: „wer nicht für mich ist, ist wider mich", sind selbst die nicht beim Aufstand betheiligten Creolen aus Furcht theilweise genöthigt, sich anwerben zu lassen.

Zwei Fälle sind es namentlich, die in der ganzen gebildeten Welt, in den Kreisen wenigstens, wo solche Ereignisse mit Interesse verfolgt werden, einen gerechten Schrei der Entrüstung wegen ihrer Unmenschlichkeit her-

vorriefen. Der erste ist folgender: der spanische Journalist und Patriot Casaño, der ebenfalls in den Voluntarios diente, wurde wegen feindlicher Artikel gegen die Creolen ermordet. Er wurde, wie dies ja auch natürlich ist, in spanischen Kreisen als Märtyrer geehrt und mit großem Pomp beigesetzt.

Einige Zeit darauf gingen ca. 40—50 Creolen, meistens im Alter von 16 Jahren oder darunter auf den Kirchhof und sollen das Grab des Casano verunreinigt haben. Andere mir ebenfalls glaubwürdige Quellen versichern, sie hätten nur an dem Denkmal, das mit Glas überzogen, die Photographie Casaño's enhält, dieses Glas mit einem Diamanten geritzt. Ich sah wenigstens noch die Spuren dieses sogenannten „dummen Jungenstreichs", zu dessen Bestrafung einige Stöcke vorzügliches Material geliefert hätten. Die jungen Leute wurden bei dieser Demonstration erwischt und mit mehrjährigen Gefängnißstrafen belegt. Die Voluntarios, über diese nach ihrer Ansicht zu gelinde Bestrafung aufgebracht, zogen vor das Haus des Höchstcommandirenden von Habana (zu seinem Ruhme erwähne ich, daß Graf Valmaseda, der General-Capitain, abwesend im Innern des Landes war), — demonstrirten sehr bedenklich und erzwangen ein neues Kriegsgericht und Umstoßung des Urtheils.

Laut des neuen Urtheils wurden nun 8, kaum dem Knabenalter entwachsene Creolen auf der Punta erschossen, die übrigen Angeklagten, 40 an der Zahl, zu lebenslänglichen Galeeren verurtheilt. Man kann sich die Auf-

regung der Stadt ausmalen, wenn man bedenkt, daß die Verurtheilten den ersten und reichsten Familien angehörten.

Oft habe ich diese Unglücklichen, je zwei mit furchtbaren Ketten aneinandergeschmiedet, in der glühendsten Hitze der heißen Zone gesehen, wie sie mit ihren verwöhnten Händen die niedrigsten Arbeiten verrichten mußten. Welche Gefühle mußten sie nicht bewegen, wenn sie mit Reinigen der Straßen beschäftigt, ihre Verwandten oder Freunde in reicher Equipage dahin fahren sahen. Nie habe ich diese Armen ohne das tiefste Mitgefühl betrachten können, und bittere Entrüstung gährte in meinem Innern über solch' ein barbarisches Verfahren.

Das andere Beispiel blutiger Prätorianer-Wirthschaft ist womöglich noch verwerflicher. Das erste Café Habanas, Café de Louvre, hat in seinem oberen Stock einen Restaurant. Eine Compagnie Voluntarios marschirte vorbei, als durch unaufgeklärte Ursache ein Schuß aus dem Fenster jenes Restaurant abgefeuert wurde, der einen Voluntario verwundete. Die ganze Compagnie, ungefähr 100 Mann stark, umstellte darauf sofort die Ausgänge des Café und feuerte in diese und in die Fenster hinein, jeder Mann 40 Stück Patronen. Wer sich flüchten wollte, wurde mit dem Bajonnet aufgefangen. Das Blutbad soll ein fürchterliches gewesen sein. Verschiedene Ausländer, die dabei schwer verwundet wurden, haben es nicht an nachdrücklichen Reclamationen fehlen

lassen, und die spanische Regierung hat viel Entschädigung zahlen müssen.

Fragt man nun, wie sich die Neger der Revolution gegenüber verhalten, so ist, glaube ich, die richtige Antwort darauf, daß die völlige Indifferenz, die sie gegen alles, was nicht Essen und Trinken betrifft, zeigen, sie gar keine Stellung darin nehmen läßt. Ihre geistigen Fähigkeiten sind noch so unendlich wenig entwickelt, daß ein tieferes Nachdenken bei ihnen nicht zu suchen ist. Ein Hauptcharakterzug an ihnen ist die viehischste Sinnlichkeit, der sie sich, wo sie nur irgendwie Macht und Freiheit dazu haben, auf das Ausgedehnteste hingeben. Die vielen Versuche, die von Philanthropen gemacht worden sind, um sie geistig einigermaßen zu heben, sind nur von sehr geringem Erfolge gekrönt gewesen, und der thierische Ausdruck, den sie im Gesichte tragen, ist mehr oder weniger wohl der Stempel ihrer Seele.

Die Hauptthätigkeit, zu der sie verwerthet werden, besteht in Arbeiten, die eine gewisse Körperkraft verlangen. Dazu sind sie allerdings vermöge ihres wirklich schönen Körperbaues, der bei Weitem den der Weißen übertrifft, außerordentlich geeignet. Sie erinnerten mich, was Bau von Genick und Oberkörper betrifft, häufig an die Statuen der Athleten; dagegen haben sie alle außerordentlich dünne Waden.

Eigenthümlich ist ihre Putzsucht. Für Alles in der Welt möchten sie gern Weiße sein, und da das Schicksal ihnen das versagt hat, so imitiren sie die von ihnen

so beneidete Menschenklasse in jeder Beziehung. So sieht man z. B. die Frauen, welche ebenfalls kolossal in Gestalt und Bewegungen sind, fast alle in langen Schleppkleidern, dekolletirt und mit schmutzigen Long-shawls, womöglich in den grellsten Farben, gehen. Das wollige, keiner Frisur zugängliche Haar schmückt ein Riesen-Chignon mit Netz. Ihr Gang ist ebenfalls ein besonderer. Den Unterleib weit vorgestreckt, bewegen sie lebhaft den Oberkörper und biegen den Arm im Ellbogengelenk, sodaß die Hände in Schulterhöhe sind.

Da weder Spanier noch Creole sich zu irgend welchem niederen Dienst hergiebt, so sind natürlich die meisten Dienstboten Neger. Und trotz der Gewalt, die die Herrschaft über die Sklaven hat, klagt man doch viel über sie. Ihr Hauptfehler soll eine gränzenlose Trägheit sein. Behandelt man sie gut, und das werden sie nach Allem, was ich je gesehen habe, entschieden, trotz des Lügenromans „Onkel Tom" der Madame Beecher-Stowe, so werden sie sogleich so familiär, daß die Herrschaft sich kaum vor ihnen zu retten weiß.

Die größten Dienste, die sie leisten, sind unläugbar die in den Plantagen. Es wäre unmöglich für die Weißen, dort zu arbeiten. Die Neger aber ertragen die größte Hitze ohne jeden nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit.

Was ich von der Behandlung der Sklaven in Habana sah, so ist dieselbe im Ganzen besser und nachsichtiger, als dies in Europa mit Dienstboten der Fall ist.

Es ist das ja auch natürlich, denn da der Neger das Eigenthum eines Herrn ist, dem er meistens zeitlebens angehört, so ist es dessen Vortheil dem Sklaven durch gütige Behandlung Interesse zu sich, seiner Familie und seinem Hab und Gut einzuflößen. Ich hörte es öfters aussprechen, daß es unendlich schwer sei, einen guten Sklaven zu kaufen, da sich von einem solchen sein Herr fast nie trennt.

Die Kinder des Sklaven wachsen mit den Kindern des Herrn auf. Sie machten mir immer den Eindruck kleiner Schoßhündchen, so verzogen werden sie. Sie liegen in den vornehmsten Häusern im Salon und spielen an der Erde herum. Wenn sie älter sind, werden sie als Groom angezogen und zur ausschließlichen Bedienung der Frauen oder Töchter des Hauses verwendet.

Daß sie Sklaven sind, fühlen sie gar nicht, wenn sie eine gütige Herrschaft haben. Ja es giebt Fälle, daß, wenn ihnen für langjährige treue Dienste die Freiheit geschenkt wird, sie dafür kaum Dank oder Erkenntlichkeit zeigen.

Der Preis der Sklaven ist sehr verschieden, je nach dem Alter oder Körperkräften. Für einen jungen stämmigen Neger zahlt man manchmal den hohen Preis von 1500 Dollars. Da ich gerade bei dem Thema der Farbigen bin, die man in allen Nüancirungen auf Cuba sieht, vom weißen Europäer bis zum tiefdunklen Neger, vom gelben Kuli bis zum Mulatten, — so will ich dasselbe weiter ausführen, und ich erwähne zunächst der

Mulatten. Sie stammen bekanntlich von einem weißen Vater und einer Negerin, oder umgekehrt, ab, und sind gemäß ihres Ursprunges theilweise selbstverständlich Sklaven. Hat zum Beispiel ein weißer Dienstbote mit der Sklavin seines Herrn ein Verhältniß, das die Niederkunft dieser zur Folge hat, so gehört das von der Sklavin geborene Kind deren Herrn.

So häßlich fast sämmtliche Neger sind, so hübsche intelligente Gesichtszüge findet man unter den Mulatten. Der Teint ist gelblich, die Augen groß und schwarz und die Haare lockig.

Die Chinesen sind ungemein zahlreich auf Cuba vertreten. Die große Uebervölkerung in ihrer Heimath ist der Grund, daß sie theils in Cuba, theils im westlichen Theil Nord-Amerikas sich ihr Brod zu verdienen suchen. Man schließt in der Regel einen Contract mit ihnen auf 10 Jahre, nach deren Ablauf sie einen neuen eingehen, oder nach China zurückkehren, wenn sie sich genügend Geld erspart haben. Man nennt sie Kulis und schätzt sie wegen ihres Fleißes und ihrer höheren Intelligenz. In den großartigen Zuckerdepots in Regla sah ich sie fast ausschließlich die Arbeit verrichten. Sie sind recht häßlich. Ihr Gesicht hat jene schmutzig gelbe Farbe und die Backenknochen stehen weit hervor. Auch ihre Gestalten sind eckig. Man hält es kaum für möglich, wie anscheinend so schwächliche Figuren so anstrengend arbeiten können.

Ist man in Habana, so erkennt man bald, daß

man im Lande der Cigarren ist, denn alles raucht und ich kam mir als Nichtraucher recht einsam vor. Auch die Frauen niederer Stände sieht man selten ohne die in einen Mundwinkel geklemmte Cigarre. In den besseren Ständen gilt das Rauchen der Damen nicht für anständig. Der dritte Laden ist fast immer eine Cigarrenfabrik und von der Straße aus kann man dem Zubereiten der Cigarren zusehen, so daß die in Europa verbreitete Ansicht über die theilweise unappetitliche Art und Weise der Zubereitung wohl jetzt nicht mehr gerechtfertigt ist.

Am meisten werden Cigarretten in Cuba und auch in Mexico geraucht, die in kleine Packete verpackt, erst durch Aufwickeln und Zukleben durch Speichel rauchbar werden. Der Consum dieser Cigarretten geht ins Fabelhafte. Ich hatte in der größten Fabrik, der „Honradez“ Gelegenheit, die Schnelligkeit und Fertigkeit zu bewundern, mit der gearbeitet wird. Diese Fabrik zu sehen ist deshalb schon äußerst interessant, weil Alles, was zum Fertigmachen der Waare bis zum Verkauf nöthig ist, auch daselbst gearbeitet wird. Eine lithographische Presse verfertigt die reizenden Enveloppen mit Bildern und Zeichnungen der Firma. Ueberaus ingeniöse Maschinen arbeiten die Kisten; kurzum es ist ein Institut, das einzig in seiner Art von keinem Fremden unbesucht gelassen wird. Man wird auf das Liebenswürdigste empfangen und herumgeführt. Beim Eingang schreibt man seinen Namen in ein Buch und erhält nach Besichtigung des

Etablissements zum Andenken ein Packet Cigarretten geschenkt, auf dem der Name des Empfängers gedruckt ist. Ein gleichfalls überreichtes Buch giebt eine Uebersicht der Thätigkeit der Anstalt und eine Liste der Besucher, die dort waren nebst ihren Anmerkungen. Selbstverständlich hatte ich für so viele Artigkeiten auch einige höfliche Redensarten in das Fremdenbuch eingetragen, die in der nächsten Auflage mitfiguriren werden.

600 Arbeiter wurden in der „Honradez" verwendet, und von diesen waren die meisten Chinesen.

Oeffentliche Gebäude mit schöner Architectur, Museen oder Sammlungen giebt es in Habana nicht. Das Gebiet der Kunst liegt dort vollständig brach, ebenso ist man noch in den Handwerken zurück. Die Cathedrale ist die einzige Kirche, die einer Erwähnung werth ist. Sie ist im alten spanischen Styl solid und ehrwürdig erbaut, und im Inneren gut gehalten. Links vom Hochaltare ruhen die Gebeine von Christoph Columbus.

Von den Handwerken steht nur die Production der Strohhüte auf hoher Stufe. Man verfertigt sie aus demselben Geflecht und unter demselben Namen, wie die Panamahüte. Ihre Preise gehen je nach der Qualität und Feinheit bis über 100 Pesos. Man kann die feinen Hüte so zusammendrücken, daß sie sich in eine kleine Tasche stecken lassen, ohne daß dadurch beim Wiederaufsetzen die Form leidet. Alles trägt breitkrämpige Strohhüte und in der Regel einen weißleinenen Anzug, in dessen Reinheit ein großer Luxus gesucht wird. Bei schweren Arbeiten

ist die Bevölkerung am ganzen Oberkörper unbekleidet, und die aus Europa kommenden Damen brauchen lange Zeit, um sich an diesen Anblick zu gewöhnen. Im Allgemeinen ist Reinlichkeit ein durchgehender Zug in West-Indien. Wie die südlichen Völker Europas sich in der Regel durch gänzliche Abwesenheit dieser Tugend auszeichnen, so giebt es für den Creolen oder den Neger keine größere Wohlthat, als den ganzen Tag über im Wasser zu liegen. In den mittleren, ja selbst in den unteren Classen sieht man meistens reine Wäsche. Der Anzug dieser Leute besteht aus einer leinenen Hose, einem Hemde, das je unter dieselbe getragen wird (letzteres soll noch kühler sein), und aus einem breitkrämpigen Strohhut. Die Haltung und der Gang der Creolen ist elastisch und würdevoll. Häufig kam mir bei ihrem Anblick Schiller's: Stolz lieb ich den Spanier! — in Erinnerung. Ihre Gestalten sind ohne groß zu sein, hübsch, und sie zeichnen sich in allen Ständen durch sehr kleine Füße aus. Hat man mit ihnen zu thun, oder fragt man sie nach irgend etwas, so ist man stets sicher in bereitwilligster Weise bedient zu werden.

Welcher Gegensatz zu den Nord-Amerikanern, wenigstens zu denen, die ich auf Cuba sah, und die fast etwas zu suchen schienen, abstoßend und unangenehm zu sein. Mir fällt dabei eine Geschichte ein, die ziemlich genau diese Nation bezeichnet, in der ein Breitmachen sich in der unangenehmsten Weise zeigt. Ein Fremder hatte einen Empfehlungsbrief an einen New-Yorker. Er

geht auf der Straße und sucht dessen Haus. Da begegnet ihm ein Herr, den er nach der gesuchten Adresse fragt, doch dieser antwortet ihm kurz, er wüßte sie nicht. Endlich findet Jener das Haus und ist höchst erstaunt den Herrn von der Straße als den zu finden, an den er recommandirt ist. Das Hôtel de Telegrafo war übrigens gefüllt von Nord-Amerikanern und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß nie in meinem Leben ich mich so wenig aufgelegt fühlte, mich liebenswürdig zu zeigen als in ihrer Gesellschaft.

Geldprotzige Männer mit plumpen schlechten Manieren, geschmacklos aufgeputzte Weiber in kostbaren Stoffen mit theilweise hübschen Gesichtern, aber dreistem unangenehmen Wesen und zuletzt die ungezogensten Kinder, die ich je in meinem Leben sah, die Droschkengäule hieben, Hunde quälten und auf dem Clavier klimperten, — das waren in allen Altersklassen die Vertreter Nord-Amerikas in Habana.

Und wie viele Europäer lassen sich nicht durch diese Leute imponiren, bei denen der Eigendünkel fast ebenso groß ist, als ihre schlechte Erziehung und ihre Sterilität in Allem, was nicht gerade zur Speculation oder zum — Schwindel gehört. Was hat diese Nation denn je auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft geleistet? Man kann im Verhältniß zu ihrer großen Anzahl mit ruhigem Gewissen antworten: „Nichts“. Bei ihnen muß Geld Alles machen und das erklärt auch die große Rolle, welche die Amerikanerinnen, die in den letzten Jahren des

Kaiserreichs Paris überflutheten, dort spielten. Sie konnten das wohl in einer Stadt, wo der Werth des Menschen nur nach seinen Renten geschätzt wird. Es war höchst komisch zu beobachten, wie diese Damen in Habana, gewiß innerlich den großen Unterschied zwischen sich und den so graziösen, reizenden Creolinnen fühlend, durch die Landestracht der Mantilla und den Fächer gewissermaßen jene imitiren wollten. Doch es half nichts. Es war nur eine neue Auflage der Krähe mit den Pfauenfedern.

Ein Deutscher erzählte mir mit viel Emphase, um die Amerikanerinnen in meinen Augen herauszustreichen, daß sie in Saratoga, dem fashionabelsten Bade im Regen und Schmutz die kostbarsten Toiletten trügen, um dadurch ihren Reichthum zu zeigen. Mir ist ein höherer Beweis von mauvais genre noch nicht vorgekommen.

Wenige Tage ehe ich in Habana anlangte, hatte der Großfürst Alexis von Rußland die Stadt verlassen, in der er acht Tage verweilt hatte.

Der Empfang, der ihm bereitet worden war, muß sehr glänzend gewesen sein, wenn man bedenkt, daß der Ball, der ihm zu Ehren in dem Palast des General-Capitains gegeben wurde, allein 30,000 Dollars gekostet hat. Er wurde die Zeit seines Aufenthaltes als Gast der Stadt betrachtet, und alles Mögliche ist aufgeboten worden, um ihn zu belustigen, und ihm die Eigenthümlichkeiten und das nationale Leben der Insel zu zeigen. Man bereitete ihm zu Ehren Stiergefechte, Hahnenkämpfe und Paraden der Voluntarios, ja selbst ein Tanzfest an

Bord der Fregatte Gerona, die nach den Photographien, die ich davon sah, an dem Abend wie ein Blumengarten geschmückt gewesen sein muß. Hatten die Habanesen dabei auf ein großes Entgegenkommen, oder einen Ausdruck der Erkenntlichkeit von Seiten des hohen Gastes für so viele Mühen und Kosten gerechnet, so hatten sie sich getäuscht. Es wurde Alles so hingenommen, als ob es so sein müßte, und die Verstimmung darüber machte sich ziemlich unverhohlen Luft. Die Spanier und was mit ihnen zusammenhängt, mögen sie jetzt Creolen oder Mexicaner heißen und sich gegenseitig bekriegen (sie sind sich doch in den Grundzügen Alle gleich), — sind die Liebenswürdigkeit selbst, aber sie beanspruchen auch mit Recht ebenso behandelt zu werden. Wo das nicht geschieht, fühlen sie sich sehr verletzt. Während meiner Reisen in jenen Ländern habe ich mich stets der größten Artigkeit befleißigt und bin außerordentlich gut dabei gefahren. Im Uebrigen wurde mir diese Handlungsweise nicht schwer, da man gerne stets das wiedergiebt, was man empfängt.

Drittes Capitel.

Theater. — Tamberlick. — Japanesen. — Stiergefechte. — Hahnenkämpfe. — Lotterien. — Deutscher Club. — Thierquälerei. — Clima. — Krankheit. — Bevölkerung. — Forts und Kriegsschiffe. — Spaziergänge.

Habana besitzt zwei recht schöne Theater. Das größte und vornehmste ist das Teatro de Tacon, von dem so sehr verdienstvollen General-Capitain gleichen Namens erbaut. Nie sah ich eine practischere Einrichtung des Inneren, dabei so außerordentlich dem Clima entsprechend. In unseren Theatern in Norddeutschland leidet man meistens außerordentlich von der Hitze, trotz des im Vergleich zu Habana so nördlichen Climas. Hier in der tierra caliente ist das Theater ein schöner kühler Aufenthalt, und Alles ist so eingerichtet, daß von allen Seiten die frische Luft eindringen kann. Das Teatro de Tacon ist eins der größten der Welt, und deshalb von einer ungemein zierlichen Construction, weil die Logenbrüstungen von vergoldetem Gitterwerk sind. Auf diese Weise kann man die Damen in ihrer ganzen Toilette von Kopf bis zu den Füßen sehen.

Die Akustik ist eine vorzügliche. Jeder Polstersitz ist verbannt und durch sehr bequeme Rohrfauteuils ersetzt. Die Verbindung der Logen mit dem Foyer geschieht durch Thüren mit halbgeöffneten Jalousien. Hierdurch kann erstens die Luft eindringen, und können auch die im Foyer herum Spazierenden die Schönheiten in den Logen bewundern. In den elegantesten großen Toiletten thronen darin die schönen Creolinnen, und es ist sehr schwer zu sagen, was mehr funkelt, die prächtigen Diamanten in den Haaren oder das tiefe Feuer ihrer dunklen Augen. Die Damen haben meistens ihren kleinen Neger als Groom gekleidet hinter sich in der Loge an der Thüre stehen, um den Shawl zu halten oder anderer Befehle stets gewärtig zu sein.

Die Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen der italienischen Oper ist im Ganzen eine recht geringe. Man hört fast immer ein leises Gesumme von Unterhaltung. Viel verliert man dadurch nicht, denn die Leistungen der Sänger waren recht mittelmäßig und in keiner Weise dem schönen Gebäude und einem so glänzenden Publikum entsprechend. Der erste Tenor war der ehemals so berühmte Tamberlick, der jetzt in seinem 65. Lebensjahre stehend einen bedauernswerthen Eindruck macht. Man sah ihn auf der Bühne schreckliche Gesichter schneiden, hörte aber fast keinen Ton; nur von Zeit zu Zeit schmetterte er durch Anwendung aller erdenklichen Kräfte und vermöge seiner vorzüglichen Schule, einige Töne hervor,

die aber mehr Schreien als Singen waren. Stürmischer Applaus belohnte jedesmal solche tour de force.

Uebrigens machte ich die Entdeckung, daß in ein Wespennest stechen geringeren Aufruhr und weniger Unannehmlichkeiten verursachte, als Tamberlick anzugreifen. Man hatte in den Zeitungen gelesen, daß er ein berühmter Tenor sei, folglich mußte er auch jetzt noch gut singen. Kein Mensch schien sich zu sagen, daß auch Tenoristen dem Wechsel der Zeit unterworfen sind, zumal wenn sie 65 Jahre zählen. Doch die Aermsten, sie kannten ja nichts Besseres. Wer von den Sternen des Kunsthimmels wird bei dem gefährlichen Clima nach Habana kommen, trotz aller Berge von Gold, die dort zu heben sind. Dahin gehen nur solche, die in Europa passirt sind, oder Anfänger.

Die Primadonna war eine Signora Darlti, eine reizende Erscheinung aus Marseille, die aber für eine Sängerin den großen Uebelstand hatte, daß ihr Singen recht mittelmäßig war. Doch, um etwas an ihr zu loben, ebenso wie an Tamberlick, so spielten sie beide ganz gut. Das Orchester war, um musikalisch zu reden, unter dem Fiedelbogen, und der Capellmeister suchte in Ermangelung anderer Fertigkeiten, durch ein selbstbewußtes Auftreten und eine soignirte Toilette zu glänzen.

In dem zweiten Theater, das in derselben praktischen Weise wie das Tacon, nur kleiner eingerichtet war, producirten sich japanesische Akrobaten mit großer Virtuosität. Ich hatte das eigenthümliche Geschick, monatelang

immer mit ihnen zusammenzutreffen. Kam ich nach Vera Cruz, fand ich die gelben Gesichter mit den aufgewundenen Zöpfen dort. Als ich später mit der Diligence in Orizaba eintraf, sah ich einen enormen Auflauf vor dem Hotel; ich glaubte natürlich, es wäre Revolution. Es waren aber nur meine Japanesen, die im National-Costüm eben durch die Stadt reiten wollten, um für die am Abend stattfindende Vorstellung einzuladen. Halb gerädert von der langen Reise langte ich in Mexiko an, und wen sah ich im Hotel Iturbide wieder? Den Prinzen Satsuma, Cousin des Mikado von Japan (so nannte sich der Führer der Gesellschaft), mit seinem grinsenden Lächeln.

Kurzum, die Japanesen verursachten mir vollständiges Alpdrücken, ersparten mir aber jedenfalls eine Reise nach ihrer Heimath, denn ich lernte aufs Genaueste ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche kennen. Die aus 20 Mitgliedern bestehende Gesellschaft führte auch einige Amerikanerinnen mit sich. „Zwei Tänzerinnen von den Ufern des Hudson" waren recht hübsche Damen von eben so sicherm als familiären Auftreten.

Von dem Theater in Habana sprechend, will ich hier gleich noch zweier eminent nationaler Schaustellungen erwähnen, denen beizuwohnen mir von großem Interesse war, und die zur Beurtheilung des Volkes in so hohem Maße wie nichts Anderes vielleicht dienen. Das Theater an und für sich giebt stets dem Fremden das beste Material zur Hand, ein Land zu beurtheilen. Hier kann man

erkennen, was dem Geschmack des Volkes zusagt, was mehr oder weniger sein eigener Charakter ist. Als Beleg dieser meiner Ansicht führe ich Paris an. All' diese sittenlosen, jeder Moral baren Stücke, die in den letzten zehn Jahren auf der Bühne erschienen, wie genau geben sie nicht die Zersetzung der verschiedenen Gesellschaftsklassen wieder. Und durch den immensen Erfolg den sie hatten, bewiesen sie, daß das Publikum diesem ungesunden Zustande Beifall zujauchzte. Wenn man es z. B. so rührend in „Froufrou" fand, daß ein Cavalier, um den Ruf einer Dame zu retten sein Ehrenwort bricht, so kann man sich nicht wundern, daß die französischen Begriffe von Ehre im Jahre 1870 so laxer Natur waren. War das Gift, wie ich selbst aufrichtig zugebe, auch süß und angenehm, so blieb es immer ein Gift, und die schädlichen Folgen konnten nicht fehlen.

Das Theater ist im wahrsten Sinne ein Spiegel des Volkes. Ich rede dabei nicht von dem Urtheil der eleganten Welt in den Logen, die in vornehme Gleichgültigkeit gehüllt nicht durch äußere Zeichen ihren Beifall oder ihr Mißfallen kund giebt. Meine Behauptung basirt sich auch nicht auf die Gruppen bezahlter Claqueurs, ein in diesen Dingen geübtes Auge wird sie wohl zu unterscheiden wissen. Nein, ich rede vom Volke in seiner wahrsten Bedeutung, dessen Ansicht in der ungeheucheltsten Weise sich äußert, unbekümmert um die Nachbarn, nur dem Gefühle des Innern Folge leistend.

Die nationalen Belustigungen, die mir viel zu denken

geben, sind das Stiergefecht und die Hahnenkämpfe. Ersteres fand in sehr glänzender Weise Sonntag den 21. April zum Besten der Kinder, die in der Insurrection ihre Väter verloren hatten, in der Arena de toros, statt.

Also zu Wohlthätigkeitszwecken eins der barbarischsten Vergnügen! Welch' innerer Widerspruch liegt nicht darin. Im Allgemeinen gehen die vornehmen Damen nicht zu diesen Belustigungen; heute aber, wo Dilettanten sich dabei betheiligten, junge Lions aus Habana, wo das Ganze unter der Protection der Condessa so und so einen patriotischen Zweck im spanischen Sinne hatte, war die ganze Elite der Gesellschaft dort vertreten.

Lange Reihen der Volanten luden ihren zarten Inhalt geschmückt wie zum Ball, aus. Hunderte von Wagen, Reitern und Fußgängern zogen nach dem Kampfplatze. Das Gebäude ist so construirt, daß es vollständig dem Circus unserer Länder gleicht, nur fehlt das Dach gänzlich. Der Raum für die Aufführung, sowie das ganze Gebäude ist aber bedeutend größer und die Logen sind ganz oben, dort, wo bei uns das Amphitheater sich befindet.

Um möglichst die Sache selbst zu sehen, nahm ich mir einen Platz mitten im Volke und dicht unten an der Arena. In der Wahl meines Platzes hatte ich gut gehandelt, denn ich befand mich im Schatten. Der immense Raum war überfüllt. Oben die elegante Welt, und in einer großen Mittelloge saß stolz die Protectorin des

Ganzen, die Condessa X . . . . ., eine korpulente Dame in den dreißiger Jahren mit so viel poudre de riz auf Gesicht, Hals, Nacken und Armen, daß man glaubte, sie wäre durch einen unglücklichen Zufall in ein Mehlfaß gefallen. Auf den anderen Bänken saß und stand eine überaus bunte Gesellschaft, recht interessant und malerisch anzusehen, Neger, Soldaten, Matrosen aus aller Herren Länder, Mulatten, Chinesen, Europäer. Das Ganze bot in seiner großartigen Mannichfaltigkeit einen herrlichen lebhaften Anblick dar.

Mit unendlicher Spannung sah ich dem Anfang entgegen, der durch eine furchtbar lärmende Musik eingeleitet wurde. Das Thor that sich auf, aber heraus kam nicht ein Stier, sondern eine Compagnie Voluntarios, wahrscheinlich aus den besten Kräften zusammengestellt. Unter dem stürmischen Beifall der Menge führten sie verschiedene Evolutionen in sehr theatralischer Weise auf. Bald zum Knäuel, bald zur Angriffskolonne sich formirend, sprangen sie heillos in der Arena umher. Das Ganze machte mir den Eindruck einer Comödie, obgleich ihre Bewegungen für nicht reguläre Truppen ganz exact waren. Natürlich lasse ich bei dieser Beurtheilung meinen preußischen Maßstab zu Hause. Das Costüm der Voluntarios ist ebenso kleidsam, als practisch und dem Clima angemessen. Eine Jacke mit zurückgeschlagenem Kragen, auf dem die Gradabzeichen sind, und ein Beinkleid von eng blau und weißgestreiftem Leinenzeug sind von recht hübschem Schnitt. Ein großer Strohhut

dient zur Kopfbedeckung. Ihre Waffe ist das Remington-Gewehr.

Die Compagnie marschirte ab und ein junger Mann in der malerischen spanischen Tracht auf einem schönen Pferde reich mit Schleifen in den Farben seiner Herzensdame geschmückt, ritt einmal im Kreise herum und grüßte ehrerbietig die Condessa, die nun das Zeichen zum Anfang des Stiergefechts gab.

Zehn bis fünfzehn Männer mit großen rothen Tüchern erschienen, sich in der Arena vertheilend. Gleich darauf stürzte der Stier, dem auf den Rücken ein großes Bouquet gesteckt war, — herein. Durch das rings ertönende nervenerschütternde Getöse erschreckt, blieb er einen Moment in der Mitte mit rollenden Augen und schnaufend stehen, als sofort mehrere der „Capeadores" ihm die rothen Tücher an den Kopf warfen, deren Enden sie in der Hand behielten. Stets stürzte sich das Thier wüthend auf den ihm nächsten Capeador los, der sich aber durch außerordentliche Gewandtheit dem Stoß entzog. Wurde er zu weit verfolgt, so dienten ihm am Rande des Cirkus angebrachte hölzerne Wände zum Schutz. Nachdem das unglückliche Schlachtopfer auf das fürchterlichste gereizt war, erschienen zwei Reiter „Picadores" auf schrecklich elenden Pferden; man nimmt solche dazu, da in der Regel einem oder zweien der Bauch vom Stier aufgestoßen wird und man sie dann todt stechen muß.

Diese Reiter, mit langen Lanzen bewaffnet, atta-

quiren unaufhörlich den Stier, der seinerseits stets den Angriff annimmt, und häufig Pferd und Reiter über den Haufen rennt. Glücklicherweise sind die Beine des Letzteren durch starke Schienen sehr geschützt. Den kritischen Moment müssen die Capeadores benutzen, um die Wuth des Thieres durch die rothen Tücher auf sich zu lenken und dem wehrlos Daliegenden Zeit zu lassen sich wieder aufzuraffen.

Das Gefecht wird immer wilder und lauter; Alles brüllt wie besessen, und meistens nimmt das Publikum die Partei des Stiers. Hat dieser durch einen kühnen Angriff seinen Gegner recht in die Enge gebracht, so weiß man sich vor Jubel kaum zu lassen. Als ein Zeichen besonderen Beifalls beobachtete ich, daß einzelne Zuschauer ihre Hüte in die Arena warfen, die ihnen dann stets sehr bereitwillig zurückgeliefert wurden.

Große Schleifen mit bunten Papierblumen, unten mit langen Messerspitzen versehen, sind dem Stier schon auf die verwegenste Weise von den „Banderillero's" tief ins Fleisch gesteckt worden, die Wuth des Thieres hat damit den Höhepunkt erreicht. Man kann sich keinen Begriff von der Theilnahme machen, mit der jetzt das Gefecht verfolgt wird. Die sonst so reservirten Damen sitzen da mit offenem Munde, funkelnden Augen, athemlos, während die betheiligten Herren am liebsten sofort hinabstiegen, um sich vor den Augen ihrer Schönen im gewagten Kampfe zu messen. Dieser Moment hat unläng=

bar etwas Romantisches, und erinnert an die Zeiten der Turniere.

Jetzt tritt der „Matador" mit einem zwei Fuß langen Degen auf und sticht denselben mit eben so viel Geschicklichkeit als Muth, stets den todbringenden Stößen ausweichend, dem Stier von vorne zwischen die beiden Schulterblätter hinein. Ist der Stoß sehr geschickt gewesen, wie ich das häufig sah, so darf nur der Griff noch aus dem Fleische hervorragen. Der ganze übrige Theil muß bis tief in die Lunge gehen. Dann wankt das mächtige Thier, das Blut strömt aus Nase und Maul und es stürzt zusammen, um den letzten sicheren Todesstoß hinter das Ohr zu empfangen. Aber auch nur zu oft ereignet es sich, daß dem unglücklich gequälten Schlachtopfer der Degen nur zur Hälfte eingedrungen ist, daß es von Blut überschwemmt noch minutenlang in der Arena herumgejagt wird, ehe ein neuer Stoß ihm endlich vollends den Garaus macht. Das sind dann Scenen die gräßlich sind und die Rohheit der Bevölkerung in der abschreckendsten Weise zeigen. Alles haut, sticht und stößt dann auf den Stier ein. Kommt er zu dicht der Brüstung, so betheiligen sich die Zuschauer mit weit nach vorn überlegtem Oberkörper an dem Marterwerk. Es tobt dann ein Heulen, ein Lärm, wie ich Aehnliches in der ganzen Welt noch nicht gehört habe.

Der todte Stier wird nun von 4 breitgespannten Maulthieren mit bunten Schleifen und vielem Schellenwerk in der Carriere einmal in der Arena herumgeschleift

und unter lautem Jubel hinausgeschleppt. Auch dieser Moment bot gräßliche Effecte. Man sah den blutenden Stier mit offenem Maule und verdrehten Augen im Staube herumgeschleift, und die Schlußscene war würdig des Ganzen. Vier bis fünf Stiere wurden so an dem einen Nachmittage geopfert.

Der Eindruck, den ich von der Sache mitnahm, war der, daß ich in hohem Maße die Verwegenheit und Geschicklichkeit der dabei Betheiligten bewunderte, daß mir aber der Mensch in der großen Masse auch nicht im Geringsten über der Bestie in der Arena zu stehen, ja, daß mir dieselbe vielmehr einen edleren Charakter zu haben schien, als der im Anblick von Marter und Blut schwelgende Haufe. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß derartige Schauspiele die Rohheit der Sitten steigern, und daß die in diesen Ländern so vorherrschende Grausamkeit und Blutgier ihren großen Grund mit in diesen Schaustellungen hat. Ich sprach mit vielen Einwohnern über dieses Thema und sie hielten uns Europäern stets dagegen das Boxen in England und die Parforce-Jagden und Steaple-Chases bei uns vor. Es mag etwas Wahres darin liegen und ich gebe zu, daß in diesen unseren Vergnügungen auch eine gewisse Dosis Grausamkeit liegt, aber man schwelgt doch nicht so darin, wie es hier der Fall ist.

Ein anderes recht nationales Vergnügen, das wegen der hohen Wetten, die dabei gemacht werden, manche Familien ruinirt, ist der Hahnenkampf. Ich hatte in

Mariano, einem eine halbe Stunde per Eisenbahn von Habana entfernten Dorfe Gelegenheit einen solchen zu sehen. Das Gebäude dazu und die Arena sind ganz so eingerichtet, wie beim Stiergefecht, nur vielleicht den zehnten Theil so groß. Die Leidenschaft der Zuschauer aber ist dafür bedeutend größer, schon aus dem Grunde, weil durch das Wetten die materiellen Interessen mehr ins Spiel kommen.

Zwei Hähne, viel kleiner wie unser stolzer Haushahn werden gegen einander losgelassen. Mit Ausnahme von Hals und Schwanz sind sie sämmtlicher Federn beraubt. An den Füßen sind hörnerne oder metallene, lange, sehr spitze Sporen befestigt. Mit unendlicher Sorgfalt wiegt jeder Besitzer seinen Hahn in den Armen, denn das Renommée des Siegers macht in hohem Maße stolz.

Das Gefecht beginnt damit, daß einer der Kämpfenden immer im Kreise herumläuft, während der andere ihn verfolgt und von Zeit zu Zeit versucht durch in die Höhe springen den Gegner mit dem Sporn zu verwunden. Dieses Fliehen ist aber durchaus nicht als Zeichen von Schwäche zu betrachten; es ist im Gegentheil eine List, um durch die Attaquen den Gegner zu ermüden. Im Verlauf der Sache gewinnt das Ganze eine überaus lebhafte Gestalt. Im furchtbarsten Durcheinanderschreien werden Wetten angeboten und abgeschlossen, sodaß es mir noch heute unerklärlich ist, wie man bei dem Höllenlärm überhaupt eine Verständigung erzielt. Und doch geht es

über Erwarten gut. Fast nie entsteht nachher darüber Streit und Alle einigen sich aufs Beste. Die Ehrlichkeit soll im Bezahlen in dieser Bevölkerung, deren Begriffsvermögen von mein und dein doch wohl noch recht gering ist, ganz merkwürdig groß sein. Ja, man sagte mir, lieber schlügen sie einen andern Menschen todt und nähmen ihm das Geld, als daß sie ihre Spielschulden nicht bezahlten.

Man muß sie sehen, diese Creolen, mit welcher Leidenschaft sie dem Kampfe zuschauen! Mit ihren funkelnden Augen, weit vorgestrecktem Oberkörper und gestikulirenden Armen bieten sie einen fast dämonischen Anblick. Immer betäubender wurde der Lärm und die Summen, die man verwettete, wurden immer höher. Ich sah Leute, die im bescheidensten Anzuge nicht eine Piceta in der Tasche zu haben schienen, vier Unzen Gold = 88 Thaler Preuß. in Wetten halten. Haus und Hof gehen dabei manchmal an einem Vormittage verloren.

Und wie täuscht man sich häufig in den Kämpfenden. Zeitweise stürzen sie vor Ermattung nieder, und doch, durch kaltes Wasser aufgefrischt, nehmen sie mit neuer Verzweiflung und einer Tapferkeit, die der edelsten, größten Idee werth wäre, den Kampf von Neuem auf, der nur mit dem Tode eines Hahnes seinen Abschluß findet. Eine halbe Stunde sah ich ein Paar kämpfen, ehe die Entscheidung eintrat und ich von dem einen Beispiel angeekelt, meinen Rückzug antrat.

Stundenlang kann aber der Creole dabei bleiben und sich dafür enthusiasmiren. Santa Anna, wiederholt Präsident von Mexico, der gewandteste Conspirateur seiner Zeit, der vor einigen Jahren erst gestorben, schon in den zwanziger Jahren in seiner Heimath eine große politische Rolle spielte, — verlor auf Cuba alle die Millionen, mit denen er sich in Mexico auf Kosten des Landes bereichert hatte, im Hahnenkampf.

Das Wagen ist nun einmal ein charakteristischer Zug jener Völker, die unter den Tropen wohnen. Das Clima begünstigt eine gewisse körperliche Trägheit, verbunden mit dem Sinnen und Trachten auf möglichst bequeme mühelose Weise Geld zu gewinnen, mit dem den Leidenschaften dann gefröhnt werden kann. In Habana folgt eine Lotterie auf die andere; man kann sich vor Collecteurs manchmal kaum retten. Die Gewinne sind bedeutend; so beträgt z. B. das große Loos 100,000 Piaster.

Alles hascht nach Geld; sei es in der Lotterie, sei es in den dort fürchterlich verbreiteten Hazardspielen. Sehe ich dagegen die vielen deutschen Kaufleute an, die mit einer Emsigkeit ohne Gleichen rastlos fortarbeiten, ungeachtet des so erschlaffenden Einflusses des Climas, so kann ich nicht genug meine Hochachtung für solche Beweise von solidem Erwerb aussprechen, der sich in jeder Beziehung frei gehalten hat von dem ätzenden Gift der Umgebung. Sie repräsentiren in überaus würdiger Weise die deutsche Nation und erfreuen sich der unge-

theiltesten Achtung. Möge ihr Streben auf das Reichste von Erfolg gekrönt werden, das ist der aufrichtigste Wunsch meines Herzens. Wo ich mit ihnen zusammenkam, oder ihren gewiegten Rath nachsuchte, bin ich stets der außerordentlichsten Liebenswürdigkeit, Gefälligkeit und Gastfreundschaft begegnet. Möchten diese Worte ihnen als Beweis dienen, von welch' lebhaften Gefühlen des Dankes ich durchdrungen bin.

Der deutsche Club in Habana ist ein Ort, dessen ich namentlich mit Vorliebe gedenke. Seine schönen kühlen Räume enthielten Alles, was nur den Patriotismus und die Erinnerung an die Heimath fördern konnte und die edlen milden Züge unseres Heldenkaisers erblickte man in Marmorbüste und Kupferstich. Hier verschlang ich mit Gier die neuesten Nachrichten aus der Heimath und las in der Kölnischen Zeitung die schwungvolle Beschreibung des Reitergefechtes vom 23. März. Eine Art lebhaftester Sehnsucht wandelte mich an, als ich daraus erfuhr, daß das Regiment, in dem ich die letzte Campagne mitgemacht (das Gardehusaren-Regiment in Potsdam) und in dem ich vier glückliche Jahre verlebt hatte, sich bei dieser Gelegenheit, ebenso wie im Felde, reiche Lorbeeren erworben hatte. Doch Nichts ist ohne Schattenseite in diesem Leben, und diese bestand hier in der so schweren Verletzung, die sich mein Kriegskamerad, der Erbprinz von Ratibor durch einen Sturz mit dem Pferde während des Festes zugezogen hatte. — Eine Erscheinung auf Cuba, die ich auch in noch höherem Maße

in Mexico vorfand, ist ein übertriebenes Anstrengen und Quälen der Thiere. Es ist gerade so, als ob die Leute bei den unglücklichen Geschöpfen gar kein Gefühl voraussetzten und oft hat mich die Behandlungsweise derselben empört. Um einige Beispiele davon zu geben fange ich mit dem edelsten nützlichsten Geschöpfe, mit dem Pferde an. Es wird in einer Weise ausgenutzt, wie vielleicht nirgends, und den Lohn dafür beweisen die vielen an den Straßen durch Erschöpfung verendeten Pferde. Meistens in Verwesung übergegangen, schwängern sie die Lüfte mit fürchterlichem Gestanke und ein Vortheil ist es noch, wenn sie möglichst schnell von den Aasgeiern vertilgt werden.

Bei meiner großen Liebe für die Pferde war mir solch' ein Anblick stets ein Stich ins Herz. Oder ein anderes Beispiel. Ich fahre Abends à l'heure auf dem Paseo spazieren, um die himmlisch milde Luft einzuathmen und das Firmament zu bewundern. Ich werde aber daran sehr gehindert, weil der Kutscher wie ein Besessner fährt (möchten doch die Berliner Droschenkutscher das imitiren), — und der Weg so holpricht ist, daß ich, um nicht aus dem Wagen zu fliegen, mich krampfhaft an den Sitz klammere. Um das Herz meines Rosselenkers weich zu stimmen, sage ich ihm, er möchte aus Schonung für das Pferd doch Schritt fahren. Doch seine Antwort darauf ist Lachen und nur noch schärfer haut er auf das Thier ein. Nachdem ich ihn nun bedeutet habe, daß ich aus Schonung für meine Rippen eine weniger scharfe

Gangart wünsche, entschließt er sich widerstrebend, meinem Willen Folge zu leisten.

Wie freundlich Stiere und Hähne behandelt werden, führte ich schon oben an. Esel werden mit Allem beladen, was man sich überhaupt denken kann, und ich habe die Ingeniosität bewundert, mit welcher die verschiedensten Gegenstände auf ihrem Rücken befestigt werden. Da sieht man so viel Mais auf einen Esel gepackt, daß von demselben gar nichts zu sehen ist und das Ganze den Eindruck eines wandelnden grünen Berges macht. Große Granitplatten, Holz, Kohlen, Wasser, Alles Alles das mußte der Esel mit seiner gleichgültigen Physiognomie heranschleppen.

Die Hühner, die zum Markt gebracht werden, sind an den Füßen zu einer Art Bouquet zusammengeschnürt. So werden sie über die Schulter, die Köpfe nach unten, getragen; so werden sie des Abends wieder zurückgebracht, wenn sie nicht verkauft worden sind. In dieser Weise haben sie den ganzen Tag bei der glühenden Hitze ohne einen Schluck Wasser zubringen müssen.

Und wie wird gar mit den reizenden Leuchtkäfern umgegangen, die in unendlichen Massen des Abends umherschwirren! Eine Haarnadel wird ihnen um den zarten Leib gezwängt und so schmücken sie in großer Anzahl die Haare der Indianerinnen. Oder man trägt sie auch als Broche. Sie haben fast die Größe eines Maikäfers und der Glanz den sie verbreiten, ist so groß, daß man dabei lesen kann.

Kein Mensch wandelt ungestraft unter den Palmen. Die Wahrheit dieses Spruchs sollte auch ich recht hart empfinden. Zehn Tage war ich schon in Habana und unermüdlich, all' das Neue und Interessante zu sehen. Ich erhob mich mit der Sonne, machte eine Promenade am Ufer des Meeres bis zur Punta, dem felsigen Eingang in den Hafen, badete mich im schäumenden Meere und scheerte mich den Henker um das berüchtigte Clima, um gelbes Fieber und Vomito. Aber letztere Krankheit scheerte sich um mich und kam zu mir in fürchterlichster Gestalt. Ich erwachte in einer Nacht durch so gräßliche Schmerzen, daß ich glaubte, meine Eingeweide würden zerrissen. Ich machte Licht, wartete eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, stets in der Hoffnung, die Krisis würde vorübergehen, ohne daß ich meinen Reisegefährten aus Deutschland, Herrn Schramm, einen älteren Herrn, der im zweiten Zimmer von mir schlief, um seine Nachtruhe brächte.

Da merkte ich allmählich ein Schwinden des Bewußtseins, ich raffte meine Kräfte zusammen und rief den bewußten Herrn. Darauf fiel ich wie ein Knäuel vor Schmerzen in mein Bett, und sicher, daß meine letzte Stunde gekommen wäre, verlangte ich einen Priester. Sei es, daß Herr Schramm sich davon wenig Besserung versprach, er ließ keinen Priester, sondern einen Arzt kommen, der mich in Zeit von einigen Tagen vollständig wiederherstellte und mir gratulirte, jetzt gegen die Einflüsse des Climas gesichert zu sein. Sehr eigenthümlich

war in jener Nacht die gegenseitige Furcht zwischen meinem Neger und mir. Ich hielt in meinen Phantasien den schwarzen Wicht stets für den Teufel, und er war in Sorge, daß sein zartes Leben durch Ansteckung ausgeblasen werden könnte. Im Uebrigen hatte ich damals in Habana, wo an der kühlsten Stelle des Hauses, im Hausflur 28° Reaumur waren, solchen Frost, daß vier wollene Decken mich nicht zu erwärmen im Stande waren. In dem Zimmer und auf der Straße im Schatten hatten wir meistens 50°, ja, einmal habe ich in der Sonne in Mariano 45° Réaumur, allerdings zur glühendsten Mittagszeit gefunden. Normaler Zustand ist, daß der menschliche Körper sich in Schweiß befindet. Ohne Schweiß hält man sich für krank.

Die Gerüchte über das ungesunde Clima sind nach meiner Ansicht sehr übertrieben, und die vielen Fälle von Krankheit haben meistens in eigenem Verschulden ihren Grund. Für einen Fremden ist es schädlich Eiswasser zu trinken, hitzige Getränke zu genießen und in der Sonne zu gehen. Jeder, der dort ist, weiß das und nichtsdestoweniger trinkt alle Welt Eiswasser in den größten Quantitäten, geht auch theilweise zu Fuß, während die ankommenden Matrosen in der ausgedehntesten Weise dem Alkohol huldigen. Natürlich ist es nicht zu verwundern, wenn ganze Schiffe von der Epidemie ergriffen werden und im wahrsten Sinne des Wortes aussterben und wenn der Procentsatz der Krankheiten unter den Fremden ein bedeutender ist.

Ich gebe zu, daß ein rationelles Leben recht schwer ist, daß man bei der Hitze gern viele und kalte Getränke trinkt. Aber Selbstbeherrschung ist sicher das beste Präservativ.

Das Essen in den Hôtels ist im Allgemeinen gut, obgleich man sich an viele neue Gerichte erst gewöhnen muß. Namentlich ist es die sogenannte süße Kartoffel, die unter den vielen Gemüsen, die man auch bei uns kennt, einen hervorragenden Platz einnimmt. Sie hat ungefähr die Form einer Gurke und den Geschmack unserer Kartoffel, nur wie ihr Name dies besagt, verbunden mit einem süßlichen Geschmack. Viele Speisen bereitet man mit Chile zu, einer sehr scharfen gewürzhaften Frucht. Die Obstsorten sind ungemein reichhaltig und die Buden, in denen sie feilgeboten werden, bieten den mannigfaltigsten Anblick dar. Da sind die Bananen, die am meisten vertreten sind. In großen Büscheln, an denen manchmal 40 verschiedene Früchte sind, ähneln sie in der Form in etwas der Gurke. Ihr Fleisch ist mehlig, aber aromatisch und ist am ersten mit unserer Birne zu vergleichen.

Die bei uns so hochgeschätzte Ananas, hier Piña genannt, nimmt nicht einen so vornehmen Platz unter den Tropen ein. Für den Preis von ein paar Silbergroschen erhält man 3 oder 4 Stück; in Gefrornes verwandelt ist sie sehr beliebt. Eis ist bei dem Clima ein werthvoller Artikel, der in ungeheuren Quantitäten in rohen großen Blöcken aus Canada importirt wird.

Nie füllt man fast sein Glas mit Wein oder Wasser, ehe es nicht bis an den Rand mit Eis versehen ist.

Die Damen lieben sehr Gefrornes, und da es nicht für schicklich gilt, daß sie das Innere eines Café betreten, so halten sie Abends vom Paseo kommend in langen Reihen im Wagen vor demselben, um dort ihr Eis zu verzehren. Die Begriffe von Schicklichkeit und Anstand sind theilweise so widersprechend, daß es für den Fremden schwer hält, sich darin zu orientiren. In den Gesellschaften mit den Damen herrscht ein unglaublich freier Ton, der nach meiner Ansicht wenigstens stets ohne Hintergedanken durchgeführt wird. Man unterhält sich zuweilen mit einer Ungenirtheit, die nicht verfehlte mich in großes Erstaunen zu setzen.

Das frühreife Wesen der Kinder und deren schnelle geistige Entwickelung mögen auch darin ihren Grund haben, daß ihnen in dem zartesten Alter Nichts von der großen Sittenlosigkeit der Stadt verborgen bleibt. Man sieht z. B. eine Schaustellung des Inhalts der öffentlichen Häuser, wie es mir bisher noch nicht vorgekommen ist. In den ersten Straßen Habanas sitzen die unglücklichen Opfer der Prostitution, geschmückt mit Blumen und Geschmeide. Die Bauart der Häuser mit den riesengroßen bis zur Erde reichenden Fenstern, läßt die glänzend erleuchteten Räume bis in alle Details von der Straße aus durchschauen. Dicht daneben wohnt vielleicht eine vornehme Familie mit Töchtern, die jeden Abend von der Promenade oder dem Theater kommend bei den

oben erwähnten Häusern vorbei müssen; solcher Anblick kann wohl kaum von günstigem Eindruck für die Jugend sein.

Andererseits ist man von einer Reserve gegen die jungen Damen, daß ich aus Unkenntniß der Verhältnisse dort einmal recht hart anstieß.

Von den vielen schönen Erscheinungen, die ich in Habana kennen zu lernen das Glück hatte, strahlte vor allen Señora Helena de Lauzan Gonzales, die Tochter des Conde Palatino, eines unermeßlich reichen Plantagenbesitzers. Sie war so recht der Typus einer Creolin. Mit der unendlichen Weichheit und Harmonie ihrer Formen verband sie ein reizendes Wesen. Nichts Herrlicheres konnte man sehen, als die großen schwarzen Augen, beschattet von langen Wimpern. Schöne blauschwarze Locken fielen auf den üppigen Nacken. Feenhaft kleine Hände und Füße schlossen sich in Harmonie dem Ganzen an.

Nachdem sie sich mit mir, dem Fremdling auf das Liebenswürdigste unterhalten hatte, nachdem wir auch mehrere Male zusammen getanzt hatten, rüstete sie sich zum Aufbruche und reichte mir zum Abschied die Hand. Ich wollte mich ihr gegenüber des Ausdrucks besonderer europäischer Höflichkeit bedienen und küßte ihre dargebotene Rechte. Wie ein Blitzstrahl fuhr diese einfache Handlungsweise in die Gesellschaft. Señora Helena wurde abwechselnd roth und blaß, die Damen sahen sich verdutzt an (vielleicht glaubten sie, ich würde das Küssen

noch weiter fortsetzen), und die umstehenden Herren verbargen mit Mühe das Lachen. Ich sah nun den faux pas ein, den ich gegen die habanesische Sitte begangen hatte, und suchte die gütige Vermittelung des Herrn Will, in dessen Hause das schreckliche Vergehen sich ereignet hatte, nach, — und bald war Alles wieder im richtigen Geleise. Herr Will erklärte der erschreckten Señorita, ein Handkuß wäre in Europa der Ausdruck der besonderen Hochachtung.

Meine Spaziergänge führten mich auch in die weithin gelegenen Vorstädte, wo allerdings ein bodenloser Schmutz herrschte und die Luft geradezu verpestet ist. In den Monaten Mai, Juni, Juli flieht Alles, was nur irgend kann Habana und begiebt sich auf das Land oder in die nahe gelegenen Orte Cerro und Mariano.

Pferde- und andere Eisenbahnen befördern in der kürzesten Zeit den Reisenden dahin und machen es möglich, daß die großen Gewerbtreibenden in der Stadt nach ihren Geschäften sich in den Schooß ihrer dort weilenden Familien begeben können. Mariano in schöner Vegetation, hübsch auf einer Anhöhe gelegen, von der man das Meer erblickt, hat reizende Besitzungen. Nur aus einem Stockwerk bestehend, entfalten diese Villen schöne hohe und außerordentlich luftige Räume. Ein Garten mit all' den herrlichen Pflanzen und jener Ueppigkeit, die eben nur die Tropen hervorzubringen im Stande sind, umgiebt die Villen. Große Gitter verschließen meist die Herrlichkeiten. Kleine Negerkinder mit außerordentlich

originellen Gesichtern kauern hinter dem halbgeöffneten Laden, und sehen aus wie Cerberusse, die den Eingang wehren wollen.

Leider war bei meiner Anwesenheit ein schrecklicher Staub, der fingerdick auf Blättern und Pflanzen ruhte, hinderlich die Schönheit dieser Etablissements ganz zu bewundern.

In Mariano war ich öfters und genoß dort die Gastfreundschaft der beiden Herren Berndes, die mich auch in Habana mit Freundlichkeiten überhäuften. Wir saßen dann gemüthlich beim Frühstück unter Bananen und Palmen, genossen den herrlichen Blick aufs Meer, und schwelgten, weit weit von Europa, in deutscher Geselligkeit. Ich trank hier auch zum ersten Male ein sehr beliebtes Getränk, das Cocoswasser. Die große noch grüne Schaale der Nuß wird oben geöffnet und giebt diesen süßlichen Saft, der wie Wasser aussieht, dem ich aber, als zu weichlich, keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte.

Der Aufenthalt in Mariano ist eigentlich die einzige Art von Landleben, die einzige Erholung, welche sich die thätigen Geschäftsleute gönnen. Es ist nicht viel, was Habana im Ganzen bietet. Alles ist Handel in der größten Ausdehnung, wie ihn diese Weltstadt, die eine so wichtige Station zwischen Europa und Amerika bildet, bedingt.

Es ist natürlich, daß in einem Lande, wo das Geld einen so geringen Werth hat, wo es sich so leicht ver=

dient, wo die Natur in solcher Ueppigkeit Alles gedeihen läßt, — das Leben unendlich theuer ist. Alles was man in St. Petersburg und London bezahlt, den theuersten Orten Europas, ist halb geschenkt im Verhältniß zu Cuba. Das geringste Lebensbedürfniß, das unbedeutendste Vergnügen, jede Bequemlichkeit der Erholung muß man fast mit Gold aufwiegen. Die Lohnsätze sind sehr bedeutend. So erhält ein Tagarbeiter durchschnittlich 2 Piaster (= 2 Thlr. 20 Sgr. preuß.). Geschickte Handwerker werden manchmal sogar mit 4 Piaster bezahlt. Der Zufluß an Bevölkerung ist deshalb, und namentlich aus dem Mutterlande Spanien sehr groß. Man erträgt das Clima, die Hitze und sonstigen Beschwerden, um später mit den Ersparnissen in die Heimath zurückzukehren, mit denen dann daselbst ein behagliches Leben zu führen ist.

Auch der mich in meiner Krankheit behandelnde Arzt, ein junger Mensch von ungefähr 23 Jahren, schien aufs Lebhafteste diesem Ziele zuzustreben, denn ich mußte ihm für drei Besuche 25 Piaster zahlen. Später hörte ich allerdings, er wäre der Neffe des Wirthes vom Hotel und würde als solcher stets zu allen Fremden gerufen. Dies wäre seine einzige Praxis. In seinem Auftreten hatte er viel von einem petit crevé. Er fehlte nie in der italienischen Oper, kurz, er genoß das Leben mit vollen Zügen.

Der General-Capitain von Cuba ist jetzt ein Graf von Balmaseda. Ich konnte ihm, trotz meines Wunsches, nicht vorgestellt werden, da er in Puerto Principe, der

zweitgrößten Stadt des Landes, in der Nähe des Aufstandes war. Seine Stellung ist eine eben so mächtige als wichtige. Er herrscht fast mit königlicher Macht, bezieht einen sehr bedeutenden Gehalt, und hat außer dem schönen Palast in der Stadt, noch eine Villa, eine halbe Stunde davon entfernt. Ein herrlicher Park umgiebt dieselbe. Man wandelt dort in Alleen schlanker mächtiger Palmen. Blumen von außerordentlicher Größe, herrliche Düfte ausströmend, erblickt das Auge überall, und der Cactus zu kräftigen Bäumen mit knorrigen wunderbaren Formen emporgeschossen, erhebt sich zu einer undurchdringlichen Mauer. Der Eindruck, den der Garten auf uns machte, war ein ganz eigenthümlicher. Man glaubte sich in die biblische Zeit, ja fast in das Paradies versetzt, in dem aber glücklicher Weise die wilden Thiere fehlten.

Durch Herrn Will wurde ich dem Stellvertreter des General-Capitains vorgestellt. General Ceballo ist eine schöne, vornehme, militairische Erscheinung, von den verbindlichsten Formen. Mit der allgemeinen spanischen Redensart beginnend, daß „sein Haus und Alles was sein wäre zu meiner Disposition (a la dispocion de Usted) stände", willfahrte er mit der größten Liebenswürdigkeit meiner Bitte, die Forts, die militairischen Einrichtungen und die Kriegsschiffe in Augenschein nehmen zu dürfen. Noch an demselben Tage brachte mir ein Offizier seines Stabes den Erlaubnißschein dazu.

Da auf demselben auch die Befugniß auf „meine

Begleitung" ausgedehnt war, so nahm ich mehrere Landsleute mit nach den berühmten Forts der Cabana und Morro. Ein verdeckter Gang, um die Truppen nicht in der Sonne die Höhe ersteigen zu lassen, führt auf ersteres, das auf Felsen gebaut von großer Ausdehnung ist, und in gutem Stande erhalten war. Die Besatzung bestand ausschließlich aus Voluntarios, die mit ihren großen Strohhüten auf den drohenden Wällen standen, die Stadt und Hafen beherrschten. Fort Morro liegt ebenfalls auf steil aus dem Meere sich erhebenden Felsen, ins Meer vorgestreckt.

Der Blick von hier aus ist herrlich. Man sieht das lang am Ufer, in einem halbmondförmigen Bogen dahingestreckte Habana mit den dahinter liegenden Höhen, deren Gipfel von den übrigen Forts gekrönt sind. Das weite tiefblaue Meer mit seinem ewigen Rauschen, hie und da in der Ferne ein weißes Segel, dehnt sich in unermeßlicher Weite aus. Das Auge ruht ferner auf dem Häusermeer mit seinen platten Dächern und seinen in grellen Farben bemalten Wänden. Der großartige tief ins Land einschneidende Hafen mit seinem Mastenwald, mit seinem unendlichen Leben und Treiben, giebt ein Bild des menschlichen Geistes in seinem unablässigen Sehnen und Haschen nach dem Unerreichbaren.

Wenige Ruderschläge aus dem mit 12 kräftigen Matrosen besetzten Boote, deren fast kaffeebraun gebrannte Gesichter den langen Aufenthalt in der tierra caliente anzeigten und großen Contrast gegen die schneeweißen

mit Blau besetzten Anzüge bildeten, — brachten mich an Bord der „Saragossa", einer der schönsten und größten Fregatten der spanischen Marine. Dieselbe hat ein großes Renommée, was das Halten der Schiffe anbelangt. Wie ein Schmuckkästchen war der große Coloß, in dem ich von einem Marineoffizier begleitet Alles in Augenschein nahm, und auch die recht gute Nahrung der Mannschaften kostete. Daß die Schiffe so gut gehalten sind, zeugt von dem dort herrschenden Geiste der Ordnung, die verhältnißmäßig sehr starke Bemannung erleichtert die Instandhaltung des Ganzen.

Einige im Salon in liebenswürdigster Weise angebotene Erfrischungen machten mich mit dem Offizierkorps bekannt, dessen distinguirtes Wesen einen recht vortheilhaften Eindruck machte. Nur ist die Unkenntniß fremder Sprachen in ihrem Stande, in dem sie so die Welt durchreisen, mir unerklärlich. Sie äußerten sich darüber auch etwas beschämt und erkannten in hohem Maße die großen Kenntnisse der preußischen Marineoffiziere an. Das Schlafzimmer des Commandanten war wie das Boudoir einer eleganten Pariserin eingerichtet. Alles strotzte von Teppichen, Lüstres und anderen Luxusgegenständen. —

Die Spaziergänge des Morgens am Hafen waren für mich stets reich an neuen Bildern. Der Morgen, wo nur das sich zeigt, was irgend eine Thätigkeit hat, giebt am ersten einen Einblick in die Verhältnisse und Beschäftigungen der unteren Classen des Volkes. An

der Punta wurden Hunderte von Pferden ins Wasser getrieben, um eine gründliche Reinigung zu erfahren. Man hält dies der Gesundheit für sehr zuträglich, und die nackten Pferdeknechte, meist Neger oder Mulatten balgen sich lange Zeit mit ihren Thieren im Wasser herum. Meiner Schätzung nach erblickte ich sicherlich manchmal 3—400 Pferde zu gleicher Zeit dort. Da häufig ein Neger 10—20 Pferde führt, so ist jedes Pferd mit dem Halfterstrick an den Schwanz des Vorderpferdes gebunden. So geht eins ganz gemüthlich hinter dem andern in langer Reihe her, während der Führer auf dem vordersten reitet.

Der Hafen von Habana soll von Haifischen wimmeln, und wehe dem, der vielleicht beim Baden sich weit vom Ufer entfernen würde. Man nennt sie nicht umsonst des Meeres Hyänen. Bei der großen Anzahl von Pferden und Menschen im Wasser wagen sie sich nicht heran, da sie eben so feig als gefräßig sein sollen. Sie wählen mit Vorliebe den Hafen, da die vielen Abfälle von den Schiffen und die verschiedenen todten Thiere, die man dort herumtreiben sieht, ihnen eine willkommene Nahrung bieten. Im Angreifen und Tödten der Haifische wurden mir Facta erzählt, die ich erst dann vollständig glaubte, als sie mir von den verschiedensten Personen übereinstimmend berichtet wurden. Einzelne Negerjungen sollen sich beim Herannahen des Ungethüms ins Wasser stürzen, und durch einen geschickten Schnitt mit

einem großen Messer ins Innere des Rachens dem Thiere denselben aufschlitzen, was stets seinen Tod zur Folge hat. Eine Eigenthümlichkeit des Haies ist es, daß er beim Schnappen sich auf den Rücken legt und dies wird den Moment des Angriffs bedeutend erleichtern. Ein gewisser Ximenez wurde mir gezeigt, der bereits über 30 Haifische auf diese Art erlegt haben sollte.

In der Nähe der Punta kann man die Neger im Wasser arbeiten sehen, wie sie nackend die Flöße mit Waaren ans Ufer schieben. Diese Arbeiten, die fabelhafte Kräfte erfordern, zeigten mir die athletischen Figuren der Schwarzen aufs Neue. Die Breite der Schultern, die Stärke des Genicks und der Muskeln ist bei ihnen ganz wunderbar ausgebildet. Die großen Holzbalken werden auf zweirädrige mit zwei Ochsen bespannte Karren geladen. Diese Fuhrwerke sind ebenfalls eine Eigenthümlichkeit der Insel Cuba. Die Ochsen sind durch ein Brett an den Köpfen mit einander verbunden und werden durch eine Schnur gelenkt, die durch die Nasenlöcher geht. Der Neger, der fährt, steht fast wie ein Triumphator auf dem Wagen, sie mit einer langen Stange antreibend.

Die Stärke und die Arbeitskraft dieser Thiere sind ebenfalls entsprechend denen ihrer Lenker. Von Morgen bis Abend angespannt liegen sie Stunden lang der glühenden Sonne ausgesetzt. Weiterhin am offenen Meere sieht man viele Leute mit Fischen beschäftigt, die auf diese mühelose Weise sich ihren Unterhalt suchen.

Angelstöcke wenden sie dabei nicht an. Ihr Apparat besteht aus einer langen aufgewickelten Schnur mit Haken und Senkblei, die sie mit großer Geschicklichkeit ins Meer schleudern.

Das Ufer besteht aus flachem Felsengrund, in den die unaufhörlich anbrandenden Wogen tiefe Löcher gespült haben. Hier sind auch die in Felsen gehauenen Badeanstalten, bei denen es mir Spaß machte zu sehen, wie die Leute bei einer Temperatur des Wassers furchtbar schauerten, die bei uns nie erreicht wird. Beim Baden im Meer an der schwedischen Küste ging es mir übrigens früher ebenso. Die Schweden fanden die Temperatur von 11—12° Réaumur sehr gemüthlich, während ich beinahe zum Eiszapfen wurde.

Die Bekanntschaft mit einem großen Handelsherrn, Don Fesser, der trotz deutschen Namens diese Sprache nicht kannte, da schon seine Großeltern hier eingewandert waren, verschaffte mir Gelegenheit die enormen Zuckerdepots in Regla, auf der Hábana entgegengesetzten Seite des Hafens zu sehen. Die Ausdehnung und Anlage des Etablissements, sowie die dort vorhandenen Vorräthe waren imponirend. Nur glaubte ich mich unter die Bleidächer von Venedig versetzt, da das Dach hier ebenfalls von Blei war, die Sonne aber noch viel stärkeren Einfluß hier hat als dort. Die Arbeiten werden fast ausschließlich von Chinesen geleistet, die die großen Kisten wiegen und sie dann auf die Schiffe befördern. Da in

einzelnen Kisten der Zucker (ich weiß nicht durch welchen Einfluß) wieder flüssig wird, so sah man den ganzen Boden damit bedeckt. Die Stiefelsohlen waren nach beendigter Besichtigung mit einer völligen Zuckerkruste beklebt. Einem Menschen mit zarten Nerven wäre übrigens der Genuß des Zuckers verekelt worden, da ich einzelne Chinesen an den Zuckerkisten ihre Bedürfnisse verrichten sah. Aus diesen Depots wird alljährlich für die Kleinigkeit von 80 Millionen Piaster Zucker exportirt.

Von Regla fuhren wir nach Guanavacoa auf die Besitzung des Don Fesser. Ein kühles Haus mit reizender Einrichtung nahm uns auf und bald vereinigte uns ein lukullisches Mahl mit den feinsten europäischen Weinen, mit herrlichen Früchten des Landes. Vier Schwarze bedienten uns, die uns jedesmal beim Präsentiren eines Gerichtes selbst den Teller davon füllten. Ich denke mit viel Vergnügen an dieses Diner, das mit größter Liebenswürdigkeit dargeboten, in sehr glänzender Weise die Küche Europas und der Tropen vereinte. Als wir beim Abschiede von unserm gastfreien Wirth unsern Dank ausdrückten, wehrte er denselben ab, und bezeichnete es als ein Werk der Barmherzigkeit, daß wir ihm bei seinem einsamen Mahle — Herr Fesser ist Wittwer — Gesellschaft geleistet hätten.

In 10 Minuten brachte uns die Eisenbahn nach Regla zurück, und dort erblickten wir bei der Ueberfahrt über den Hafen ein wunderbar schönes Meerleuchten.

Jede Welle war ein Feuerschein, so weit das Auge reichte; nie sah ich es in so prächtiger Weise wieder.

Daß sich die Strenge der spanischen Gesetze auch unerbittlich auf die Ausländer ausdehnt, hörte ich am folgenden Tage. Ein junger Deutscher hatte, wahrscheinlich in angeheiterter Stimmung, auf der Straße „viva la Cuba libra", gerufen. Für diese Meinungsäußerung war er zu sechs Jahren Gefängniß verurtheilt worden. Dieses furchtbar strenge Urtheil wurde motivirt durch die Insurrection im Lande, ferner durch die Gefahr solcher Exclamationen bei einer so leidenschaftlichen Bevölkerung wie die Creolen. Herr Will hoffte noch eine Milderung der Strafe zu erreichen. Für einen Rausch oder eine Kinderei ist es auch etwas viel. Ich muß gestehen, daß ich nach diesem Vorfall mich fast ausschließlich des frischen Wassers als Getränk bediente, um nicht mit den Behörden in Collision zu kommen.

Meine Absicht, mir einen Neger zu kaufen, sah ich doch als unausführbar ein. Denn sowie ich Cuba verlasse, ist er frei und kann mir fortlaufen wenn er will. Ich stand in Unterhandlung um einen Jungen von 5 Jahren, der überaus niedlich und originell war; eigentlich halb Mensch, halb Affe. Bei einem Kauf sollte mir der Vater gerichtlich seine Rechte an den Kleinen abtreten (ich hätte ihn dann nach den Gesetzen anderer Länder bis zu seiner Majorennität behalten können); aber ein Arzt erklärte mir, daß Negerkinder in solch' zartem Alter in das rauhe Clima nach Europa gebracht,

fast alle demselben erlägen, und deshalb verzichtete ich auf den Besitz des kleinen „Gonzales“.

Häufig machte ich Besuche bei den Quellen'schen Damen, den Reisebegleiterinnen von Hamburg her. Sie gefielen sich nicht besonders hier, und Señorita Mercedes erklärte, ihr reizendes Lockenköpfchen neigend, sie hätte Heimweh nach dem Schiffe, nach der hübschen Musik dort und nach den herrlichen Nächten auf dem Meer.

Da ich von Allem in Habana spreche, so darf ich der Todten nicht vergessen, um so mehr als ihre Ruhestätten ganz eigenthümlicher Art sind. Die Stadt besitzt trotz ihrer 250,000 Einwohner nur einen einzigen Kirchhof. Dieses ist allerdings nicht der richtige Ausdruck dafür. Unter Kirchhof versteht man bei uns einen gartenartigen Abschnitt, wo im Schatten schöner Bäume, unter Blumen gebettet die ruhen, die uns im Leben theuer waren. Man errichtet ihnen dann Monumente, wo der Hoffnung auf ein Wiedersehen Raum gegeben wird, in einer Welt, wo kein Schmerz, kein Kummer mehr den Menschen erschüttert. Hier ist aus dem Friedhofe eine Todtenstadt, eine wahre Festung geworden. Ein riesengroßes Gebäude mit vielen Höfen und Etagen nimmt die Todten in der Weise auf, daß sie, um einen sehr profanen Vergleich zu gebrauchen, wie der Braten in den Bratofen geschoben werden. Die Oeffnung, wo der Sarg hineingesetzt wird, ist nur so groß als die Schmalseite desselben. In Gegenwart der Leidtragenden

mauern die dafür Angestellten das Loch zu. Selten sah ich etwas weniger Feierliches als diese Ceremonie. Will man die Ruhestätte eines Angehörigen später besuchen, und derselbe wohnt in der höchsten, der vierten Etage, so blickt man dort oben hinauf und geht wohlbefriedigt dann wieder heim.

Viertes Capitel.

Matanzas. — Die Cuevas. — Jicarita. — Zuckerplantagen. — Gastfreundschaft. — San Rafael. — Mosquitos. — Reise nach Vera-Cruz.

Fast vier Wochen hatte ich in Habana geweilt, hatte mit Muße und dem trägen Clima angemessen einen tiefen Einblick in das dortige Leben und die Verhältnisse gethan. Was hatte ich nicht alles Neues und Interessantes dort vor Augen bekommen. Ein Vorhang war vor mir aufgegangen und die Herrlichkeit der Tropen zeigte sich meinen geblendeten Blicken. Und nicht allein das; der Welthandel Habanas und seine großartige Lage führte fast alle Nationalitäten der Erde vor. Hier kann man Menschenraçen studiren, hier kann man ein Leben kennen lernen, das in seiner ganzen Grundauffassung so verschieden von dem europäischen ist.

Meine Gedanken richteten sich nun nach dem Innern der Insel. Ich hatte die reichen Producte des Landes gesehen, wie sie in alle Welttheile versendet werden, jetzt wollte ich auch ihre Production erfahren. Ich wollte hinter die Coulissen sehen, wo doch so manches anders

ist, als es auf der Scene des Lebens erscheint. Habana ist die glatte Oberfläche des Wassers, wo Alles durch die Wellen gleichförmig erscheint, während es in der Tiefe unten braust und gährt, arbeitet und schafft.

So reiste ich denn mit guten Empfehlungen versehen zuerst nach Matanzas. Es ist natürlich, daß bei dem großen Handel in den Küstenstädten die Eisenbahnen eine große Rolle spielen, um die Ausfuhrartikel dorthin zu schaffen. Cuba ist damit außerordentlich versehen, und die Eisenbahnen müssen sich sehr gut rentiren, da einzelne besonders große und reiche Haciendas mit Zuckerkultur sich auf eigene Kosten Zweigbahnen gebaut haben. Die Einrichtung der Waggons ist die nordamerikanische. Sie besteht aus nur einem Raum, in dem durch die Mitte ein Gang durchgeht. Rechts und links davon sind Rohrsitze, je für zwei Personen. Vom ersten bis zum letzten Waggon existirt eine Verbindung. Die Luft ist durch die vielen offenen Fenster angenehm, und man wird verhältnißmäßig nicht sehr von der Hitze gequält.

Alle diese kleinen Vorsichtsmaßregeln unserer Länder, diese Bevormundung des Publicums seitens der Angestellten sind hier nicht vorhanden. Der Grundsatz herrscht: „Sieh du allein zu, daß dir kein Unglück zustößt.“ — Man steigt aus und ein, wenn der Zug noch im Gang ist; man geht längs der Schienen spazieren, wenn Einem dieser Weg passend erscheint. Die die Eisenbahn durchschneidenden Wege sind bei Annäherung des Zuges auch nicht abgesperrt.

Und bei alledem soll durchaus selten ein Unglücksfall vorkommen, viel seltner als bei uns, wo das Publikum durch eben diese Bevormundung verwöhnt, verlernt hat, selbst aufzupassen, selbst für sein Wohl und seine Haut zu sorgen. Ueberhaupt habe ich in diesen Ländern eine große Selbständigkeit der Charaktere wahrgenommen. Dazu kommt ein Selbstbewußtsein des Auftretens und eine angeborene practische Weltklugheit, die fürs wirkliche Leben von viel höherem Vortheil, als alle angelernte Gelehrsamkeit ist. Kinder vom dritten Jahre an, erwerben sich schon ihr Brod und sind dann schon auf sich selbst angewiesen. Man überträgt diesen kleinen Wesen Commissionen, die schwierig im Kopf zu behalten sind, und deren gute Ausführung mich in Erstaunen setzte. Bei uns sind sie dann noch in den engsten Klauen einer sorgfältigen Aufsicht.

Die Strecke nach Matanzas, die man in 4 Stunden zurücklegt, ist reich an neuen Bildern. Sah man in Habana im Allgemeinen nur wenig Vegetation, so fährt man hier durch lange Palmenwälder, durch reiches cultivirtes Land, nur dann und wann von undurchdringlichem Gebüsch durchschnitten. Gleich herrlichen Guirlanden ist ein Baum mit dem andern durch Schlinggewächse verbunden. Große duftende Blumen wucherten üppig und namentlich waren es weiße Winden, die dabei ins Auge fielen.

Es dämmerte schon, als ich in Matanzas anlangte, wo mich der „Leon de oro“ in seine hohen stattlichen

Räume aufnahm. Am andern Morgen erhob ich mich zeitig und konnte mit Muße das Panorama bewundern. Die Stadt ist herrlich in einem Kessel am Meere gelegen, das hier in einem großen Bogen einen mächtigen Einschnitt ins Land macht. Zwei Flüsse ergießen sich in dasselbe, von denen der nördliche einen besonders malerischen Durchblick gewährt. Unmittelbar vor der Stadt zwängt er sich durch ein senkrechtes Felsenthor hindurch. Allmählich erhebt sich die Stadt am Berge, von dessen Spitze man das weite Meer nach Osten zu erblickt, während reiches schönes Land mit üppiger Tropen-Vegetation nach dem Innern der Insel zu sich den Blicken eröffnet. Außerhalb der Stadt, an dem großen Bogen, den das Land bildet, liegen stattliche Villen, deren Gärten nur durch einen chaussirten Weg vom Meere getrennt werden. Auf der entgegengesetzten Anhöhe erheben sich große Gebäude, von denen das Hospital und die Casernen besonders hervorragen.

Die Stadt selbst macht einen ungemein freundlichen Eindruck. Die Construction der Häuser ist dieselbe wie in Habana, nur fand ich hier viel größere Sauberkeit und weniger üblen Geruch. Der Hafen selbst war belebt durch viele Schiffe, die von einem weit vorspringenden Steindamm aus, mit den Producten des Landes beladen wurden.

Die Placa de Armas war mit stattlichen Gebäuden und eleganten Café's besetzt. Die ganze eine Seite nahm der Regierungspalast ein. Schöne Gartenanlagen mit

Bänken und Schaukelstühlen luden Abends zur Erholung nach des Tages Last und Hitze ein.

Ich nahm ein Pferd und ritt nach den 2 deutsche Meilen entfernten berühmten Cuevas, zu deutsch Höhlen. Dieselben sind erst seit 7 Jahren durch einen Neger zufällig entdeckt worden, und vielleicht ist dieser kurze Zeitraum die Ursache, daß sie nach meiner Ansicht durchaus in wissenschaftlicher Beziehung nicht so bekannt sind, als sie es in ihrer Großartigkeit und Schönheit verdienen. Sie sind ein wahres Weltwunder und stehen in Betreff von Stalaktitenbildung einzig da. Um zu ihnen zu gelangen, folgt man einem Wege vom Meer aus auf eine Anhöhe von ca. 2—300 Fuß. Ueber den Eingang ist eine Art Haus erbaut, in dem Proben der eigenthümlichen Steinbildungen der Höhle zum Verkauf ausgestellt sind. Auf einer Treppe steigt man hinab und befindet sich in einer merkwürdig warmen und feuchten Atmosphäre. Der helle Schein der Fackeln erlaubt erst nach und nach dem Auge sich zu orientiren, und man erblickt eine Höhle von ungefähr 80 Fuß Höhe, der der Name des Gothischen Tempels gegeben ist. Das Gestein ähnelt ganz dem Alabaster und ist von der schönsten Klarheit und Weiße. Die Formationen lassen sich am ersten mit Eiszapfen vergleichen, nur vielleicht zwanzig bis vierzig Mal größer, als man sie bei uns sieht, und in den bizarrsten Formen. Eine schöne Wölbung der Decke, von der tausende dieser glitzernden Zapfen tief herunterhängen giebt der Höhle den Anblick eines Feenpalastes.

Gut gehaltene Wege, die aber manchmal so eng durchs Gestein laufen, daß man sich tief bücken muß, um vorwärts zu kommen, führen mehrere Leguas weit hinein in das Innere. Es bilden sich immer wieder größere Gewölbe von Zeit zu Zeit; alle in derselben Pracht und Herrlichkeit, denen man stets bezeichnende Namen, als „Venetianischer Spiegelsaal" u. s. w. gegeben hat. Andere Steine haben so eigenthümliche Formationen, daß sie aufs Genaueste der Krippe in Bethlehem gleichen. Man sieht Maria mit dem Christuskinde; umgebende Gruppen ähneln den Weisen aus dem Morgenlande, und so giebt es Hunderte von verschiedenen Scenen. Die Luft wurde, als wir immer tiefer vordrangen so warm, daß wir selbst ohne Röcke, die wir am Eingange gelassen hatten, vor Schweiß trieften. Eine Quelle im Inneren bot uns deshalb eine willkommene Labung. Man hat noch immer nicht das Ende in der Erforschung der Cuevas erreicht, und vielleicht stehen noch die interessantesten Entdeckungen darin bevor.

Ein Zug unglaublicher Rohheit und des thierischsten Vandalismus hatte sich kürzlich in der Höhle ereignet. Die Matrosen eines englischen Kriegsschiffes kamen in großer Anzahl dahin, tranken ohne Bezahlung Alles aus, was sich in einer kleinen dort befindlichen Cantine vorfand und zertrümmerten dann die herrlichsten Formationen der vordersten Steinbildungen. Allgemein und mit Recht war man entrüstet über solche Excesse, bei denen allerdings zu bedauern ist, daß die neunschwänzige

Katze in der englischen Marine abgeschafft ist. Von Seiten der spanischen Regierung wurde energisch Bestrafung der Uebelthäter und Schadenersatz für den Besitzer verlangt. Der englische Consul mußte sich an Ort und Stelle von der Zerstörung überzeugen und darüber ein Protocoll aufnehmen.

Durch Empfehlungsbriefe machte mich Herr Hofmann, der deutsche Consul, in sehr gefälliger Weise mit dem Besitzer einer Hacienda in einem Landstriche bekannt, wo die Zuckercultur auf ihrem höchsten Gipfel steht und die reichsten Plantagen sich befinden. Die Tage, die ich im Herzen der Insel in der Gegend von Bolondron verlebte, rechne ich mit zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen. Eine Gastfreundschaft, wie sie glaube ich, in der Welt nicht ihres Gleichen findet, dieses Reiten und Fahren durch das Land, durch jene mir ewig unvergeßlichen Palmenwälder mit ihrer prachtvollen Vegetation, der Einblick in das Leben und die Sklavenverhältnisse, Alles das sind Sachen, so neu, so grundverschieden von All' dem, was mir bis jetzt zu sehen und zu hören beschieden war, daß ich mich an die Stirn faßte, um mich zu überzeugen, daß ich das Alles wirklich sähe, daß es Wahrheit und nicht das Gebilde einer aufgeregten Phantasie oder eines Traumes sei.

Als Señor Nicolas Perez erfuhr, daß ich nach Jicarita, so hieß die ihm und seinem Schwiegervater gehörige Hacienda, wollte, kam er zu Herrn Hofmann mit dem Ersuchen, ich möchte doch erst den folgenden Tag

mit ihm dorthin reisen, da noch Vorbereitungen zu meinem Empfange getroffen werden sollten. Da ich meinerseits dies Letztere gerade vermeiden wollte, andererseits es mit meiner Zeit so berechnet war gleich zu reisen, so wehrte ich es vollständig ab, mich so lange vorher anmelden zu lassen und wir kamen überein sofort zu reisen.

Herr Perez holte mich in einer wunderschönen, reich mit Silber beschlagenen Volante ab. Der Neger, der auf einem der Pferde ritt, hatte ebenfalls sein malerisches Costüm an, bestehend aus einer blauen Jacke reich mit goldenen Tressen besetzt. Kurzum, man sah auf den ersten Blick, daß Alles geschehen war, um den Gast durch ein möglichst glänzendes Gepränge zu ehren. Die Fahrt in einer Volante ist außerordentlich bequem. Durch geschicktes Lenken und durch die riesengroßen, weit auseinander stehenden Räder werden sorgfältig die vielen umherliegenden Steine vermieden. Auf dem Bahnhof angekommen, wurden sehr viel Complimente gewechselt, da mein Gastfreund sich nicht davon abbringen ließ, die Billets für mich und meinen Diener zu bezahlen. Ich müßte mich den Sitten des Landes, in dem ich reiste, fügen, war sein steter Einwand, dem ich zuletzt ermattet nachgab. Nach zwei Stunden Fahrt durch zahllose Zuckerplantagen, in denen das regste Treiben herrschte und Hunderte von Negern mit dem Abschneiden und Aufladen des Zuckerrohrs beschäftigt waren, gelangten wir in Bolondron an. Wieder nahm uns eine Volante auf

und brachte uns schnell nach Jicarita. Mein Koffer von ziemlicher Dimension und Schwere wurde auf eigenthümliche Art dorthin befördert. Ein reitender Neger nahm ihn vor sich aufs Pferd und jagte damit fort.

Die Plantage, von einem Zaun mit Gitterpforte umschlossen, hatte vielleicht 4—500 Morgen Ausdehnung; ihr Werth in dieser Gegend, wo jeder Zoll Erde fast mit Gold bezahlt wird, ist also ein recht beträchtlicher. Wir fuhren in einen großen Hof, wo geradeaus sich die Maschinengebäude mit hohen rauchenden Schornsteinen befanden, denen geradeüber das Wohnhaus lag. Dasselbe war klein. und niedrig und enthielt eine Art Vorbau, unter dem man den größten Theil des Tages sich aufhielt. Der Herr des Hauses kam mir in offener liebenswürdiger Weise entgegen und schüttelte mir die Hand so herzlich, als ob er einen alten Bekannten begrüßte und nicht Jemanden, der ihm fremd und dem fremd war, der mich ihm empfohlen hatte.

Diese Gastfreundschaft ist ein so hübscher ritterlicher Zug an den Cubanern und so wohlthuend und zart für den, der sie empfängt, daß sie wirklich nicht hoch genug anerkannt werden kann. Mögen sie auch viele und große Fehler haben, jene Völkerschaften, so haben sie doch auch so große und gute Eigenschaften, daß erstere durch letztere aufgewogen werden. In der heutigen kalten Welt, in der wir leben, wo Jeder, unbekümmert um das Wohl und Weh seines Nächsten, fortschreitet, ja vielleicht gerade durch den Ruin desselben emporklettert zur Stufe von

Ansehen und Reichthum, sind solche Züge, wie die Gastfreundschaft, die hier geboten wird, doppelt anziehend. Sie heimeln an wie Erinnerungen an vergangene Zeiten, wo ein gastliches Dach so viele aufnahm, als darunter Platz hatten, wo ein treuer Hausherr patriarchalisch über sie herrschte, wo aber auch ihr Wohl sein Wohl war. Heut zu Tage glaubt Jeder sich mit so viel angeborenem Verstand begabt und mit so viel Gelehrsamkeit vollgepfropft, daß er achselzuckend und höhnisch jene Institutionen aus alter guter Zeit bekritteln und begeifern kann, daß er Religion und Treue für Phantome hält, von denen man Gebrauch macht, wenn es Einem gerade paßt und wenn sie Nutzen bringen, die man aber sonst am liebsten in die Rumpelkammer der Vergessenheit wirft. Deshalb auch die Inconsequenz in allen Dingen, die früher hoch und unerschütterlich waren. Inconsequenz in der Politik, in der Religion, ja bis in die geringste Handlungsweise, kennzeichnet heut zu Tage so Manchen, der sich als lumen mundi selbst vergöttert, der heute conservativ, morgen liberal ist; es heute mit dem Bestehenden, morgen mit der Umsturzpartei hält, wenn es ihm nur in seinen Kram paßt.

Ich komme nach dieser Abschweifung, deren Inhalt nicht allein auf Cuba, sondern in demselben Mäße Bezug auf uns näher stehende Länder haben kann, auf meine lieben Gastfreunde zurück.

Das bald aufgetragene Mittagsmahl war streng nach cubanischer Art hergerichtet, die ich hier zum ersten

Male so gründlich kennen lernte. Oel, starke Gewürze und Zwiebeln waren fast in allen Gerichten, die sonderbarer Weise alle zu gleicher Zeit auf die Tafel gesetzt wurden. Die Unmassen von Fliegen wurden durch Sklavinnen mit Zweigen fortgescheucht, und damit ich beim Essen ebenfalls nicht davon belästigt würde, war auf jeder Seite von mir eine solche schwarze Nymphe postirt. Ich konnte mir zuerst kaum das Lachen verkneifen, mich so wie ein Pascha von wedelnden Sklavinnen umgeben zu sehen; doch die Annehmlichkeit der Maßregel war so einleuchtend, daß ich sie mit Dank hinnahm. Nachdem ich nach schrecklichem Nöthigen ungeheuere Portionen, die mir in ihrer Zubereitung widerstanden, hatte vertilgen müssen', wurde glücklicher Weise die Tafel bald aufgehoben und wir schritten zur Besichtigung der Zuckerfabrik.

Alles wird hier durch Maschinen gemacht, die in den vorzüglichsten Constructionen aus Nordamerika importirt werden. Jede einigermaßen größere Fabrik hat ihre eigene Locomobile. Zuerst wird das Zuckerrohr in einer Maschine zerbrochen und der Saft ausgepreßt. Die trockenen Ueberreste werden zum Heizen der Kessel benutzt, in deren oberen Theil der Saft hineinfließt. Nach häufigem Aufkochen wird er in verschiedene große Behälter vermittelst Röhren geführt, dort abgeschäumt und durch einen Canal nach dem Boden geleitet. Hier in Töpfe von ca. vier Quart gefüllt, muß sich der Saft crystallisiren, bei welchem Proceß die nicht in den Zucker

gehörigen Bestandtheile sich von selbst absondern. Sie setzen sich, da sie leichter sind als der Zucker an die Oberfläche und werden von dort, wenn sie hart geworden sind, entfernt. Der crystallisirte Zucker wird nun durch eine Maschine zermalmt und auf dem Boden ausgebreitet. Mit der größten Harmlosigkeit spazieren Neger und Chinesen mit bloßen Füßen auf ihm herum. In diesem Zustande mit einer schmutzig gelben Farbe wird er dann exportirt.

Dicht bei der Fabrik sind die Wohnungen der Sklaven, die wie ein kleiner Stadttheil für sich in Hütten bestehen, deren jede Familie eine hat. Dazwischen kriechen die Schweine und Ferkelchen umher, mit denen die Neger, wie es mir schien, in großer Freundschaft lebten. Les beaux esprits se rencontrent, kann man auch hier sagen. In ihren Behausungen waren die Negerinnen überaus leicht gekleidet und die Kinder hielten jede Bekleidung für überflüssig. Die der arbeitenden Sklaven werden den Tag über zur Aufsicht in eine bestimmte Hütte gebracht, wo in der Regel ein alter arbeitsunfähiger Neger über sie wacht. Ich sah hier wohl, daß das Loos der Schwarzen kein so gutes war als in den Städten. Sie müssen unendlich viel arbeiten, und Erholungen und Zerstreuungen, wie sie deren zeitweise in Habana haben, existiren hier nicht für sie.

Den folgenden Tag benutzten meine liebenswürdigen Creolen dazu, mir die umliegenden Haciendas zu zeigen, und ich sah auf diese Weise vielleicht das großartigste

Etablissement, San Rafaelo. Die Maschinen waren wirklich das ingeniöseste, was man sehen konnte; sie waren in Philadelphia construirt und wurden auch von einem Nordamerikaner geleitet. Ein eigener Schienenstrang auf Kosten des Besitzers errichtet, führte bis nach Bolondron. 600 Sklaven arbeiteten hier, sei es an den Maschinen, sei es auf den Feldern. Rechnet man den Durchschnittspreis eines Sklaven auf 1500 Dollars, so repräsentiren sie zusammen einen Werth von 900,000 Dollars. Rechnet man dazu das ausgedehnte hier so werthvolle Terrain im vielleicht theuersten Boden der Welt, so kann man sich einen ungefähren Begriff von dem enormen Vermögen der Besitzer machen.

Unser Ritt durch das Land geschah auf den kleinen sehr guten und dauerhaften Pferden, deren Hauptgangart der Paß ist. Man kommt ebenso schnell dabei vorwärts, wie im starken Traben auf unseren Pferden, nur ermüdet der Paßgang Reiter und Pferd um Vieles weniger. Meilenweit kann man so reiten. Die bei uns üblichen schnelleren Gangarten würden hier der Hitze wegen schon durchaus unpractisch sein. Uns voraus ritt ein Neger mit großer Hetzpeitsche, um den Weg zu zeigen, oder etwaige Thore zu öffnen. Es war schon spät als wir zurückkehrten. Der Mond schien herrlich, und die Pflanzen und Blumen strömten ihre süßesten Düfte aus.

Recht müde von all' dem Gesehenen und von den körperlichen Anstrengungen suchte ich mein Lager auf, in der Hoffnung auf einen gesunden tiefen Schlaf. Doch

ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Trotz Mousselin-Vorhängen umschwärmten Tausende von Mosquitos mich Unglücklichen. Hätten sie mich auch nicht so jämmerlich zerstochen, ans Schlafen wäre schon des Gesummes wegen gar nicht zu denken gewesen. Man kann sich keinen Begriff von diesen Quälgeistern machen, wenn man sie nicht kennt. Man flüchtet sich hierhin, man flüchtet sich dorthin, überall folgen sie Einem, und stets haben sie mich immer ganz besonders geplagt. Ebenso wie Goethe sang: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß", u. s. w. so sage ich: Wer nie todtmüde von Mosquitos gepeinigt worden ist, hat einen großen Theil Lebensqual noch nicht gekostet.

Also auf Schlaf mußte diese Nacht verzichtet werden, das wurde mir klar. Ich setzte mich, mit Schleier und Handschuh bewaffnet in der Nacht vor die Hausthür, und hatte, ich will es nur offen gestehen, einen leisen Groll im Herzen gegen die sonst so vergötterten Cubanischen Nächte. So saß ich bis um 2 Uhr des Morgens, bis die Maschinen aufhörten zu arbeiten, und so saß ich noch um 6 Uhr. Als ich mein Bett nun aufsuchte, war dasselbe schwarz von Ameisen. Doch die Natur verlangte in Etwas ihr Recht und ich schlief für kurze Zeit ein. Als ich bald darauf meinen Wirthen beim Caffee einen guten Morgen wünschte und sie mich in der theilnehmendsten Weise fragten, wie ich geschlafen hätte, versicherte ich ihnen, selten eine so vorzügliche Nachtruhe genossen zu haben als in Jicarita. So verlangt

die Höflichkeit es häufig im Leben, daß man Wahrheit und Dichtung miteinander vertauscht.

Nach zweitägigem Aufenthalt schied ich, nachdem ich im Lexikon alle nur möglichen auf Dank bezüglichen Phrasen herausgesucht und angebracht hatte. Und es war dieses nur ein schwacher Ausdruck meiner großen Dankbarkeit für so viel Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit. Señor Perez begleitete mich persönlich zurück nach Matanzas und dort fand dasselbe Ceremoniell, wie bei der Hinreise, statt. Volanten standen bereit die mich nach dem Hotel brachten, und Händeschütteln und Dankesworte füllten die letzten Momente vor der Trennung aus.

Einen Tag blieb ich noch in der reizenden Stadt. Am Abend war Concert der Militairmusik auf der Placa de armas, wo Alles, was nur Beine hatte, versammelt war. Im Schritt fuhren die Equipagen auf dem Fahrdamm, während zahllose Spaziergänger sich auf dem Platz vertheilten. Die Damen in großer Toilette stolzierten herum, um den Tönen der Musik zu lauschen, die bald in rauschender Weise die nationale Danza ertönen ließ, oder in sanften dahinziehenden Klängen ernstre Stücke spielte. Der Abend war wie immer herrlich und der Mond verbreitete eine bei uns nie gekannte Helle. Fast senkrecht stand der alte Herr mit immer demselben Gesichte über unseren Häuptern. Er schaute hinab auf das Treiben und Gewühl der eitlen Menschenkinder diesseits und jenseits des Oceans, wie er schon hinabgeschaut hatte auf Tausende von Generationen vor uns.

Ich begreife in gewisser Beziehung das etwas blasirte Gesicht des guten Mondes. Wenn man immer dasselbe sieht, in Nichts eine Abwechselung findet, so läßt sich dieses billig erklären. Selbst die schönen Gegenden hat er so viel schon gesehen, daß ihm auch dafür der Eindruck völlig verloren gegangen sein muß. So wie unsere Schönen sich in der milden Abendluft ergehen, thaten es gewiß schon die Römerinnen und Egyptierinnen. Selbst das Thema der Gespräche muß ungefähr dasselbe wie damals sein. Die Liebe und dreimal die Liebe, das sind so die Stoffe, die damals ebenso wie jetzt durchgearbeitet wurden. Man lese nur Bulwer's „letzte Tage von Pompeji", deren Inhalt in Betreff von Sitten und Lebensweise genau dem jüngeren Plinius entnommen ist, und man wird meine Behauptung getreulich bestätigt finden.

Abends beim zu Bett gehen, war mir noch eine kleine Ueberraschung aufgespart. Ein Skorpion hatte sich bei mir eingefunden, wahrscheinlich in der freundlichen Absicht, mich, — der ich Alles im Lande kennen lernen wollte, — die Bekanntschaft seines langen Stachels machen zu lassen. Da jedoch an diesem Abend meine Wißbegierde sehr gering war, so tödtete und legte ich ihn zum Andenken, wie eine Blume zum Pressen, in mein Tagebuch.

Am andern Morgen früh verließ ich Matanzas wieder und wählte eine Route nach Habana, die die Eisenbahn in nur zwei Stunden zurücklegt. Die

Schnelligkeit, mit der hier gefahren wird, ist außerordentlich. Man fährt ca. 40 englische Meilen in einer Stunde. Die Gegend war noch hübscher als die auf der Hinreise berührten, Berge erheben sich von 2000 Fuß Höhe in der Nähe der Bahn, deren Spitzen die merkwürdigsten Formen haben. Bald einem runden Kegel gleich, bald in plötzlichen steilen Abfällen ziehen sie sich einige englische Meilen dahin. Die Bahn mündet in Regla, und da die letzte Strecke ziemlich bergab geht, so fuhren wir ohne Locomotive in den Bahnhof von Regla.

In den letzten Tagen des April schiffte ich mich auf dem englischen Dampfer „Corsika" nach Vera-Cruz ein. Ich nahm herzlichen Abschied von den vielen Bekannten, die ich in Habana gefunden hatte, und von denen ich nur Freundlichkeiten erfahren hatte.

Es war an einem Nachmittage, als wir den Hafen von Habana verließen. Noch lange stand ich am Hintertheil des Schiffes und blickte auf das Meer von weißen Häusern, aus denen nur wenige alte Gebäude hervorragen.

Die Corsika, nur ausschließlich zum Dienst zwischen den Colonien in diesen Theilen des Atlantischen Meeres bestimmt, war ein gutes Schiff, dessen Bemannung gänzlich aus Negern bestand. Es war aber ein ganz anderes Genre, als man auf Cuba zu sehen gewöhnt war. Bei ihnen war der Körperbau nicht so überaus kräftig, dafür hatten ihre Bewegungen etwas leichteres, elastischeres und ihre Gesichtszüge waren hübscher und intelli-

genter. Ich weiß nicht, ob ich letztere Eigenschaft dem zuschreiben soll, daß sie Freie waren, oder ob dieser Menschenschlag ihrer Heimath, der Insel Barbados, eigenthümlich ist.

In $3^1/_2$ Tagen durchfuhren wir den Golf von Mexico. Was wir von der Hitze auszustehen hatten, übersteigt alle Beschreibung. Bei der großen Windstille, die herrschte, hatten wir fast nie die Annehmlichkeit einer frischen Seebrise. Tödtlich war die lange Weile, die uns quälte. Die Anzahl der Passagiere war sehr gering. Ich machte die Bekanntschaft eines Nordamerikaners, der in Mexico seit Jahren etablirt ist; sein Sohn, ein gescheuter angenehmer Mensch war naturalisirter Mexicaner. Durch ihn erfuhr ich Vieles, was mich in hohem Maße interessirte, und viele Details über das Land, das ich zu bereisen gedachte, und über die Leute, mit denen ich darin zu verkehren hatte.

Da ich stets vorsichtig in der Unterhaltung über Politik bin, — schlimme Erfahrungen, die ich darin mit Andersdenkenden gemacht habe, schreiben mir eine möglichste Reserve vor, — so vermied ich dieses Thema so lange, bis mein Reisegefährte selbst das Gespräch darauf hinlenkte. Er sagte, daß nach allen den Schriften, die in der letzten Zeit in Europa erschienen wären, man dort die Mexicaner für ein schrecklich uncivilisirtes, blutdürstiges Volk halten müßte. Ich erwiederte ihm, daß das, was man in den letzten Jahren über Mexico gehört hätte, wohl nicht der Art gewesen sei, viel Ver-

trauen in seine Landsleute setzen zu können und daß namentlich die Ermordung, — ich wählte absichtlich diesen Ausdruck, des edlen Kaisers Maximilian einen Schrei der Entrüstung in ganz Europa hervorgerufen hätte.

Damit nahm nun die Unterhaltung einen etwas leidenschaftlichen Charakter an. Mein neuer Bekannter entgegnete, daß über den Kaiser als Mensch in Mexico nur eine Stimme des Lobes gewesen wäre, daß er aber von fremden Bajonnetten als Monarch einer Republik aufgedrängt worden wäre, und daß deshalb die Sache in der Geburt schon eine verfehlte gewesen sei. Im Uebrigen hätte der Kaiser ja auch das Blut von Mexicanern vergossen, dadurch wäre sein Leben verwirkt gewesen. Er schloß mit der wirklich empörenden Redensart, daß er, abgesehen von der Person Maximilian's, nur vom Usurpator sprechend, lebhaft bedauere, daß derselbe erschossen und nicht gehenkt worden sei.

Das war allerdings mehr, als ich zu vertragen im Stande war. Ich stand auf und erklärte ihm, daß ich ohne den ersten Theil seines Satzes, das Andenken des ritterlichen Kaisers ihm gegenüber mit etwas Anderem, als mit Worten vertheidigt haben würde.

II.

Mexico.

Fünftes Capitel.

Küste von Mexico. — Vera-Cruz. — „Gazelle". — Medellin. — Bankett. — Nationales Leben, Tänze. — Reise nach Cordoba. — Chiquihuite. — Pic de Orizaba. — Mexicanisches Räuberwesen. — Plagio. — Orizaba. — Cumbres. San Augostino Palmár.

Am Morgen des vierten Tages erblickten wir die Küste von Mexico. Lange vorher hatte sich ein kleiner Vogel mit prächtigem goldschimmernden Gefieder auf unser Schiff niedergelassen. Das Thierchen hatte bei seinem Fluge über das Meer seine Kräfte überschätzt, und todesmatt, daß man ihn mit den Händen greifen konnte, fiel er der Gefangenschaft zum Loos.

Hohe Gebirge zeichnen sich schon von Weitem am Horizonte ab und geben der Landschaft ein majestätisches Gepräge. Großartig und herrlich zeigt sich, für kurze Zeit nur, der Pic de Orizaba und erhebt sein schneebedecktes Haupt, alle anderen Gebirge überragend. Man sieht ihn manchmal schon auf 30 deutsche Meilen von der See aus. Seine Form ist, wie schon der Name besagt, steil aufsteigend in einer Böschung von ungefähr

50 Grad. Wie alle Gebirge fast von Mexico ist auch er vulkanischen Ursprungs, doch schon lange ist sein Krater ausgestorben. Der Pic de Orizaba ist der zweithöchste Berg des Landes mit einer Höhe von 16,300 Fuß.

Nähert man sich der Küste, so verschwinden allmählich die Gebirge und die öden Sandflächen, jeder Vegetation bar, auf denen Vera=Cruz erbaut ist, zeigen sich dem Auge. Rings umher sind die Corallenriffe zerstreut, die der Schifffahrt im Golfe so überaus gefährlich sind. Immer deutlicher treten die Steinmassen hervor; links auf einer Felseninsel, den Hafen schützend, sieht man San Juan de Ulloa, mit einem Fort, das zum Staatsgefängniß dient. Vera=Cruz macht, was die Stadt anbetrifft, einen stattlichen Eindruck. Die langen Linien der befestigten Enceinte, die vielen Kuppeln der Klöster und Kirchen, der schlanke Glockenthurm der Cathedrale, Alles das aus der Spanierzeit stammend, trägt den Stempel der Bauten jener Nation an sich, sie sehen aus als ob sie bestimmt wären, der Ewigkeit zu trotzen. In hohem Maaße haben die Spanier es verstanden, das Mauerwerk auszunützen und Alles, was sie je darin geleistet haben, macht einen ungemein soliden Eindruck.

Das Land Mexico ist überaus arm an Häfen. Außer Vera=Cruz ist an der Ostküste Tampico, an der Westküste Acapulco und Manzanillo zu nennen. Und Hafen ist überhaupt schon eine kühne Bezeichnung für Vera=Cruz, denn weder Natur noch Kunst haben dafür etwas gethan. Es ist eine offene Rehde, die durch die

Insel San Juan de Ulloa etwas gegen heftige Stürme geschützt ist.

Wir hatten übrigens großes Glück mit unserer Reise. Dicht vor Vera-Cruz zerbrach die Schraube unseres Steamers, und acht Tage mußte derselbe hier bleiben, um den Schaden zu repariren. Ich hatte die große Freude, das preußische Kriegsschiff, die „Gazelle", zu erblicken, die auch über meine Ankunft das gleiche Gefühl hatte, da ich ungefähr 1200 Briefe für sie aus Habana mitbrachte, die mir dort vom General-Consul zur Beförderung überliefert worden waren. Die Gazelle hatte den neuen Deutschen Gesandten in Mexico, Grafen Enzenberg, nach Vera-Cruz gebracht, und lag hier neue Befehle erwartend.

Schon als man sich im kleinen Boote dem Ufer näherte, wurde man umweht von den üblen Ausdünstungen, die dem Clima dort so sehr verderblich sind. Humboldt erklärt dies daher, daß in dieser von Sanddünen begränzten Gegend entweder zu viel oder zu wenig Regen eintritt. Namentlich sollen in der Regenzeit, wo die heiße Sonne auf das in großen Pfützen stehende Wasser scheint, sich unendlich ungesunde Ausdünstungen erzeugen. Ein hoher Wall von Sand, der die Stadt umgiebt, und der sich durch die vom Lande her wehenden Winde gebildet hat, verhindert das Hinströmen der frischen gesunden Luft von den Gebirgen her und dies ist auch theilweise der Grund zu der bedeutenden Hitze, die in Vera-Cruz herrscht.

Die hier hauptsächlich und epidemisch auftretenden Krankheiten sind das gelbe Fieber und das Vomito, von welch' letzterem ich ein Lied von Habana her zu singen wußte. Hier in Mexico hält man beides für dieselbe Krankheit, während in New-Orleans die Aerzte darin einen Unterschied machen.

Von diesen Epidemien wird Jeder ziemlich gleichmäßig befallen, der nicht seit seiner Jugend in diesen Gegenden lebt oder doch wenigstens durch einen langen Aufenthalt hier akklimatisirt ist. Der Mexicaner aus den übrigen Theilen des Landes fällt ihnen eben so leicht zum Opfer, als der neu angekommene Europäer. Beide bevölkern in erschreckender Weise den für den Ort jedenfalls riesengroß angelegten Kirchhof. Was haben nicht die Franzosen bei der letzten Intervention für Mannschaften in Vera-Cruz durch jene verheerenden Krankheiten verloren! Eine kleine Insel in der Nähe, die ihnen ebenfalls als Kirchhof diente, giebt sprechende Ziffern. Und da der heutige Franzose über Alles spottet, so ließ er auch die Verheerungen in seiner eignen Armee nicht ungeschoren und nannte Vera-Cruz „le jardin d'acclimatisation". Wofür aber wurden diese Tausende und aber Tausende dahin geopfert, deren Gebeine unter der glühenden Sonne der heißen Zone bleichen? Und warum fließen unzählige Thränen um so viel junges lebensfrisches Blut, das fern vom Heimathlande, vom schönen Frankreich erkaltete? Nur für ein Phantom, das eitelste und blutigste der Welt, das schon so namenloses Elend

bereitet hat, für ein Phantom, dem die sonst so edle ritterliche Nation fast Alles geopfert hat, Wohlstand, Ansehn und selbst die Ehre.

Mag die Idee des Kaisers Napoleon, die Monarchie in Mexico zu gründen, eine große und erhabene gewesen sein, mag sie in allen ihren weitreichenden Fäden im Falle des Gelingens zu den glänzendsten Erwartungen berechtigt haben, die Sache war in ihrem Keime schon eine verlorene, denn sie trug den Stempel der Gewaltthat, der Ungerechtigkeit auf ihrer Stirne und mußte deshalb fallen. Wie es so häufig in der Welt geht, so geschah es auch hier. Die wahrhaft Schuldigen gingen leer aus, während das Schicksal in seinen dunklen unentwirrbaren Fügungen die Edelsten und Besten, die in dieses Drama verwickelt wurden, zermalmte; in einer Weise zermalmte, die jedes nur einigermaßen fühlende Herz bis in das Innerste erschüttern mußte. Doch es muß ja eine Gerechtigkeit, eine Nemesis geben, und da sie hier auf Erden nicht zu finden ist, so wird sie in einer bessern, geläuterteren Welt sicher den Schuldigen treffen. Oder will man es vielleicht eine Vergeltung nennen, daß der Urheber jenes mexicanischen Verbrechens depossedirt in Chislehurst sitzt, gut ißt und trinkt und mit einer scheinbaren Gleichgültigkeit sein verändertes Loos trägt? Nein, das wäre doch gar zu zahm, das stände doch zu wenig im Verhältniß zu dem Sandhügel von Queretaro, wo jener ritterliche Maximilian als Held sein Leben unter mörderischen Kugeln aushauchte, oder

mit jener Zelle im Schlosse Laeken, wo Kaiserin Charlotte, jene Frau, die vom Himmel mit Gaben des Verstandes und des Herzens gesegnet war, wie wenige, in jenen thierischen Zustand versunken ist, der schlimmer ist, als ein zehnfacher Tod!

Noch sind die Acten nicht geschlossen über diese verhängnißvolle Tragödie, noch leben zu viele dabei Betheiligte, um wirklich klar zu sehn, um das Ungeheuerliche der Sache in seinen verwickelten Fäden verfolgen zu können. Doch die Sonne wird Alles an das Licht der Geschichte ziehn, und diese wird, in fünfzig Jahren vielleicht, die strenge unerbittliche Richterin sein.

Nach einer Schlacht von Pavia konnte Franz I., trotz seiner Gefangenschaft, noch stolz ausrufen: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!“ — Auch diesen Standpunkt behauptet Frankreich jetzt nicht mehr unbestritten. Drei Verbrechen, im Lauf eines Jahrhunderts begangen, haben es um diese erste und schönste Tugend einer Nation gebracht. Das sind die Enthauptung jenes unglücklichen Königspaares, die Mexicanische Tragödie und die tolle Wirthschaft der Commune mit ihrer Ermordung der Priester und Geiseln. So lange Frankreich nicht in vollster Selbsterkennung dafür Buße thut und seine Verbrechen einsieht, so lange ist an einen Aufschwung nicht zu denken. Und wie weit ist man davon noch entfernt! Alle die so tiefen Leiden des Krieges und des Bürgerkrieges von 1870 und 71 haben so wenig Eindruck auf dieses Volk gemacht, daß es der tausende Da-

hingeopferten vergessend, heute schon seinen Zustand für wundervoll prosperirend hält und die Zukunft in einem Rosenlicht, — das eben so trügerisch als verderblich ist, — erblickt.

Nie werde ich jene Momente empörender Frivolität vergessen, die mir mitzuerleben leider gegeben war. Es war in den letzten Maitagen des Jahres 1871. Ich lag in jenen paradiesisch schönen Orten von Enghien und St. Gratien vor Paris in Quartier und sah täglich die riesigen Feuersäulen, die sich aus der Stadt erhoben, wo Franzosen mit einem Vandalismus, der, glaube ich, ohne Gleichen in der Geschichte ist, ihre herrlichsten historischen Monumente, die Zeugen des Ruhms ihrer großen Vergangenheit, zerstörten. Es kam mir manchmal dabei der Gedanke, daß dieselben in einer edleren stolzeren Zeit errichtet, mit Recht verschwänden, um nicht die Schande jener späteren entarteten Generationen mit anzusehn. Hätten sie doch auch die Statue von Henry IV. zerstört, dieser edle vorzügliche Monarch paßt ja so wenig zu dieser heutigen Umgebung! Tagelang stand ich auf dem Butte d'Orgemont, von dem aus man einen prächtigen Blick auf das moderne Babylon genießt, und sah dem traurigen Schauspiele zu, wie eine Nation vor den Augen von 180,000 Mann feindlicher Truppen sich selbst zerfleischte. Vierzig Jahre ist es her, daß mein verstorbener Vater dem Lande seiner Ahnen den Rücken wandte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß nach dem Sturz Karl X. die Franzosen gar nicht daran dachten,

ihr Unrecht von 1789 wieder gut zu machen. Vierzig Jahre ist ein kurzer Zeitraum im Verhältniß zu einer tausendjährigen Geschichte, die mein Geschlecht in ununterbrochener Reihenfolge bis zurück auf den ersten Roger von Montgomery in der Normandie aufweisen kann. Was Wunder, daß ich in solchen Augenblicken auch einmal französisch dachte, daß es mich mit tiefem Schmerz erfüllte, die schöne Stadt, an die mich so reizende Erinnerungen fesselten, in Flammen zu sehen! Was Wunder, daß ich nicht in das Geschrei so mancher Cameraden mit einstimmen konnte, die nur wünschten, daß das ganze „Nest" abbrennen möchte. Hatte ich doch französisches Blut in meinen Adern, lebte doch noch in meinem Herzen das Andenken an meine Ahnen, hatte ich doch noch jetzt Personen in Frankreich, die durch verwandtschaftliche Bande mir unendlich nahe standen und die in Kummer und Schmerz, als Patrioten das Unglück ihres Landes auf das Tiefste mitfühlten.

In solche Reflexionen versunken, höre ich eine große Gesellschaft Herren und Damen sich nähern, letztere möglichst hell gekleidet. Unter Lachen und Scherz erklimmen sie die Höhe. Glaubt man es wohl, daß bei diesen Leuten nicht ein einziger Zug des Schmerzes auf dem Gesicht zu lesen war?! Weit davon! Sie fanden, wie ich aus ihrem Gespräch hörte, es höchst originell, Paris, das sie in allem Glanze kannten, nun einmal in Flammen zu sehen. Ich konnte es nicht länger dort aushalten; ich eilte fort mit der Ueberzeugung, daß ich im kleinen

Finger mehr Mitgefühl für die unglückliche Stadt hatte, als diese ganze Gesellschaft in ihren frisirten Köpfen und verdorrten Herzen.

Man täuscht sich noch immer gänzlich über die Verhältnisse. Man überschüttet mit den lügenhaftesten, abgeschmacktesten Lästereien die Deutsche Armee, und zwar thut man es wissentlich falsch. Wenigstens kann ich unter den Journalisten, die namentlich dieser Straßenjungen-Schimpfereien sich befleißigen, nicht solche Ignoranz annehmen. Da man die Preußen nicht mit den Waffen hat besiegen können, will man ihnen die Ehre abschneiden, und mit wenig Witz und viel Behagen kommt zum tausendsten Male die Pendülen-Geschichte immer wieder zum Vorschein. Aber die ganze Welt ist Gott sei Dank von der so vorzüglichen Disciplin, von der Treue und Ehrlichkeit unserer Armee zu genau unterrichtet, um solche Albernheiten zu glauben, während sie anderweitig sehr gut weiß, daß die höheren Führer der französischen Armee in China und in Mexico sehr unklare Begriffe über „Mein und Dein" hatten. Namentlich wurden mir hier Dinge über diesen Gegenstand erzählt, die unglaublich klingen würden, wenn sie nicht durch Thatsachen bestätigt wären.

Es ist nach meiner Ansicht geradezu unpolitisch von der Französischen Presse gewesen, dieses Thema so laut abzuhandeln; wir brauchen bei einem etwaigen Vergleich nicht die Augen niederzuschlagen.

Nach dieser Abschweifung kehre ich nach Vera-Cruz zurück.

Mein Plan war zuerst, nur so lange dort zu bleiben, bis der nächste Eisenbahnzug nach Cordoba ginge. Doch es kam ganz anders und ich blieb fünf Tage in dieser so übel beleumundeten Stadt, die für mich eine Quelle großer Vergnügungen und Annehmlichkeiten wurde. War es, streng genommen, auch nicht Vera-Cruz selbst, dem ich eine so angenehme Erinnerung verdanke, so waren es doch die Bewohner und die Umgebungen, die mich beide überaus ansprachen. Erstere durch ihre Freundlichkeiten für mich, letztere durch ihre herrliche Vegetation und Lage.

Ich überlieferte dem deutschen Consul, Herrn d'Oleire, meine Empfehlungsbriefe und theilte ihm meine Absicht, bald abzureisen, mit. Damit erklärte er sich indeß nicht einverstanden, da an demselben Abend die Deutschen in Vera-Cruz den Offizieren und Cadetten der „Gazelle" ein Banquett in einem benachbarten Badeorte, „in unserem Baden-Baden", wie er sagte, geben würden, und daß man sich sehr freuen würde, einen Repräsentanten der Armee dabei zu sehen. Ich blieb also hier und etablirte mich in dem Hotel de la Diligencia, einem großen Gebäude, das die ganze Seite der Placa de la Constitucion einnahm, und das ganz gut war.

Beim Landen sah ich schon ein großes Treiben und Drängen der Massen und ein Glitzern von Waffen. Es waren Mobilgarden, die soeben ausgeschifft waren und

die vom Kriege zurückkamen. Frauen, Kinder, Freunde und Bekannte drängten sich an sie heran, sie mit Blumen zu schmücken und sie zu beglückwünschen zur glücklichen Heimkehr, obgleich man mir versicherte, sie hätten keinen Schuß gethan. Es waren, wie gesagt, Mobilgarden, aber selbst das konnte in meinen Augen den Aufzug, in dem sie erschienen, nicht rechtfertigen. Es wäre trotz des größten Suchens schwer gewesen, unter der Truppe, deren Stärke sich auf 1000 Mann belief, zwei herauszufinden, die gleichmäßig angezogen waren. Der erste trug Stiefel, der zweite Sandalen, der dritte ging barfuß und die Lappen, die ihm um den Leib hingen, dienten kaum dazu, seine Blöße zu decken. Dieser hatte einen Strohhut, jener eine Art Käppi oder einen Filzhut auf dem Kopf. Mit einem Worte, es war ein wahres Studium von Verschiedenheiten der Anzüge möglich, denn Uniformen trugen die wenigsten. Nachdem sie einigermaßen rangirt waren, zogen sie, Musik an der Spitze, durch die Hauptstraßen der Stadt, um dann entlassen zu werden. Mögen sie sanft auf ihren Lorbeeren ruhen!

Vera-Cruz mit einer Einwohnerzahl von 16,000 Seelen ist unläugbar hübsch und regelmäßig gebaut. Breite Straßen durchschneiden in ihrer ganzen Länge die Stadt und erstrecken sich in fast senkrechter Richtung auf das Meer, von dem sie aber durch eine die ganze Stadt umgebende hohe feste Mauer mit vielen Thoren getrennt sind. Eine eigentliche Festung ist die Stadt aber nicht. Nichts desto weniger wurde sie öfters belagert und

Santa Anna ließ sie auch gründlich bombardiren. Humboldt will das ungesunde Clima hierselbst zum Theil dadurch erklärt wissen, daß die Bevölkerung auf einem unverhältnißmäßig kleinen Raum lebt und daß dadurch sich ungesunde Lüfte und Miasmen verbreiten. Die meisten Häuser sind zweistöckig und stattlich gebaut und wie allenthalben in diesen Ländern mit flachen Dächern versehen. In commercieller Beziehung nimmt Vera-Cruz eine hervorragende Stellung ein. Es ist der erste Hafen der Republik Mexico und ihr Handel ist hier hauptsächlich concentrirt. Daraus ergiebt sich auch eine große Wohlhabenheit. Man hat das verrufene Clima nicht gescheut, um das Land in commercieller Richtung auszubeuten, und namentlich sind es die Deutschen, die mit ihrem Fleiß und Verständniß sich nicht allein bedeutende Reichthümer, sondern was noch mehr ist, einen geachteten Namen und eine angesehene Stellung erworben haben. Sie sind für die Größe der Stadt zahlreich daselbst vertreten, und ihre Firmen sind wohl die bedeutendsten.

Die Placa de Armas ist recht hübsch und stattlich angelegt. Die eine Seite nimmt die in geschmackvollem Style erbaute Hauptkirche, die andere das mit einem hohen schlanken Thurm versehene Regierungsgebäude mit seinen offenen Arkaden ein. Das Hotel de la Diligencia und hübsche Privathäuser vollenden das Viereck. Rings herum laufen an den Häusern Colonnaden entlang, angenehmen Schutz gegen die Sonnenstrahlen oder den

Regen gewährend. Der mittlere Raum des Platzes ist zu sehr hübschen Anlagen verwendet worden, die mir in dieser Wüstenei wie eine Oase erschienen. Reizende Gebüsche mit herrlich duftenden Blumen, kugelartigen Lorbeerbäumen und bequemen Sitzplätzen haben namentlich für den Abend, wo häufig die Militärmusik spielt, einen sehr angenehmen Aufenthalt geschaffen. Mit großer Mühe ist dies alles erreicht worden, denn vor zehn Jahren war der Platz ein öder Steinhaufen, auf den die Sonne ihre fürchterlichen Strahlen herabsandte.

Auch außerhalb der Stadt ist eine Art Prado mit Anlagen geschaffen, doch war dieser noch zu sehr im Entstehen, um schon jetzt wirklich Genuß bieten zu können. Ein Gang in der Stadt zeigte mir neues nationales Leben, Producte und Pflanzen des Landes, die mir völlig fremd waren, und die mich auf das Lebhafteste interessirten. Die Straßen sind reinlich gehalten; in der Mitte ist der Rinnstein, der an vielen Stellen mit Steinplatten überbrückt ist. Der Hauptantheil an dem Forträumen des Unrathes gebührt einer Classe von Vögeln, die ebenso ekelhaft als nützlich sind und die in Schaaren sich hier befinden. Es sind dieses die Zapilote's oder Aasgeier. Mit einer Furchtlosigkeit sind sie auf den Plätzen und in den Straßen, daß sie dem Vorübergehenden gar nicht ausweichen. Sie sind sich sehr wohl ihrer Stellung und des Schutzes, den ihnen das Gesetz gewährt, bewußt. Ein solches Thier zu tödten, hat eine empfindliche Geldstrafe zur Folge. Soll ich sie mit

einem bei uns bekannten Vogel vergleichen, so ähneln sie am meisten einem schwarzen Truthahn, nur der gebogene Schnabel zeigt, daß sie zur Classe der Raubvögel gehören. Ebenso wie ein Gassenfeger selten rein ist, so starren auch die Zapilote's vor Schmutz. Sie erinnern mich lebhaft an die Hunde in Constantinopel, die herrenlos in Schaaren herumlaufen, um die auf die Straße geworfenen Abfälle zu vertilgen.

Der Commandant der „Gazelle“, Herr Arent, schickte mir in freundlichster Weise ein Boot, um mich an Bord holen zu lassen und seit langer Zeit befand ich mich wieder auf Preußischem Boden. Nach eingenommenem recht guten Mittagsmahl wurde das Schiff besichtigt und ich verlebte einige angenehme Stunden im Kreise liebenswürdiger Cameraden. Die Hitze, über die Alle so klagten, fiel mir nicht so beschwerlich; ich war allerdings von Cuba her eine stärkere Dosis gewöhnt.

Um 5 Uhr war ungefähr der Anfang des schon oben erwähnten Festes, das mit der Fahrt auf der Eisenbahn nach diesem „Baden-Baden“ Mexico's, nach Medellin, begann. Wenige Minuten Fahrt änderten, wie mit einem Schlage den Anblick des Landes. Statt der öden Sanddünen zeigte sich uns eine herrliche üppige Vegetation. Bäume von ungeheurer Ausdehnung und Höhe gewährten Schatten. Schlingwerk vereinigte Alles zu einem Ganzen und machte aus der großartigen Vegetation ein undurchdringliches Dickicht. Und wo dasselbe einmal durchbrochen war, durch eine Waldblöße, sah man

die kleinen Ansiedelungen der Indianer, die mit ihren braunen Gesichtern, ihrem scheuen leisen Wesen und ihren großen sympathischen Augen erstaunt den Zug anblickten, aus dem ihnen unbekannte Uniformen entgegenglitzerten.

Ihre Hütten bestehen meist nur aus Pfählen, die mit großen Zweigen bedeckt sind, und die ihnen unmöglich in der Regenzeit genügenden Schutz gewähren können. Aber Mäßigkeit in jeder Bequemlichkeit des Lebens und in der Nahrung zeichnet diese Race aus, die gleichsam mit einem unendlich zarten Gefühl besaitet, noch immer sich der rauhen Berührung des Europäers zu entziehen sucht. Jahrhunderte der Unterdrückung haben darin keine Aenderung, keine Annäherung hervorzubringen vermocht. Das einzige, was sie damals, gezwungen freilich, annahmen, war das Christenthum, durch dessen stricte Ausübung sie später bedeutend die neuen Eindringlinge übertrafen. Es ist unmöglich eine größere und tiefere Andacht in den Religionsübungen zu sehen, als bei den Indianern. Stundenlang liegen sie auf den Knieen auf dem harten steinernen Fußboden der Kirche. Nichts ist dann im Stande, ihre Aufmerksamkeit abzulenken oder sie zum Umsehen zu bewegen. Und daß die christliche Religion nicht allein bei ihnen in Aeußerlichkeiten zu finden ist, das beweist das einstimmige Urtheil von Leuten der verschiedensten Nationen, mit denen ich darüber sprach, und die alle darin übereinstimmten, daß sie gute Menschen im wahrsten Sinne des Wortes wären.

Nach einer halben Stunde Fahrt kamen wir nach

Medellin, das am Jalapafluß in herrlicher Vegetation gelegen, ein Vergnügungsort des ganzen Districtes ist. Die ländlich ausgestatteten Häuser sind fast sämmtlich zu Tanz, Sang und Spiel eingerichtet. Ersterer findet in der Regel in einer Art Vorhalle statt, die nur mit einem Dach bedeckt, an den Seiten offen ist. Der Ort in seiner Art, die Gesellschaft, die dort hinkommt, das ganze Leben und Treiben daselbst ist nach meiner Ansicht einzig in seinem Genre. Der Ausdruck „Badeort" ist nur ein Aushängeschild, hinter dem man die verschiedensten verbotenen Sachen treibt. Denn gebadet wird nur in dem Jalapa, der, vielleicht 50 Fuß breit, wenige Fuß Tiefe hat. In seiner Mitte sind große Hütten von Palmenblättern errichtet, in denen man baden soll, die man aber in der Regel gleich verläßt, um es unter freiem Himmel zu thun.

Nichts Reizenderes kann man sehen, als die Ufer, die mit prächtigen Bäumen besetzt in einem himmlischen Blüthenschmuck prangen. Manche Bäume, die fast nur Blumen und gar keine Blätter haben, reichen mit ihren langen Zweigen tief ins Wasser. Die Fernsicht ist durch das üppigste Grün beschränkt und der Fluß zieht sich in großen Windungen dahin, die seinen weiteren Lauf dem Auge entziehen. Wir wurden Alle in verschiedene Häuser einquartiert und ich theilte meine Wohnung mit dem Capitain Arent und Consul d'Oleire.

Es dunkelte schon, als wir uns auf allgemeinen Vorschlag noch schnell in den Jalapa stürzten, doch war

das Wasser zu warm, um wirklich zu erfrischen. Durch unsere große Anzahl, das lebhafte Geräusch der Stimmen und die Bewegung wurden etwaige naseweise Alligatoren, die sich hier manchmal zeigen, fern gehalten. Medellin ist der Versammlungsort des ganzen Districtes, wie ich schon oben anführte, aber namentlich in den Nächten vom Sonnabend zu Sonntag ist der Ort fast überfüllt. Man hatte auch diesmal diesen Zeitpunkt gewählt und vielleicht auch des Festes wegen war der Andrang ein außerordentlicher. Das Ganze bot mir interessante nationale Bilder. Mexicaner kamen zu Pferde angejagt in ihrem malerischen Costüm mit den riesengroßen Sporen; hier schauten Indianer in überaus leichtem Costüm dem Leben und Treiben zu.

Trotzdem die Gesellschaft die gemischteste der Welt war, herrschte doch ein Ton, der bewundernswerth war. Der reiche Haciendabesitzer befleißigt sich gegen den barfüßigen Pferdeknecht der größten Höflichkeit. Alles redet sich mit „Señor“ an, schüttelt sich die Hände und frägt nach dem gegenseitigen Befinden. Harte, grobe Ausdrucksweise, stolzes Herabsehen des Einen auf den Anderen, das waren Sachen, die nicht im Entferntesten vorkamen. Eine der Hauptleidenschaften der Mexicaner ist das Hazardspiel und manche ruiniren sich dadurch in der kürzesten Zeit. Die unteren Classen spielen dabei unendlich hoch und den Verdienst ganzer Monate frißt häufig eine Nacht in Medellin. Nie aber wird man es ihnen ansehen können, ob sie gewinnen oder verlieren.

Mit stolzer Miene werfen sie ihre Peso's auf das grüne Tuch, als ob Schiffe mit Gold zu ihrer Verfügung ständen. Mir wurden Beamte gezeigt, die für ihre Verhältnisse sehr bedeutende Summen verloren. „Ach, der wird wohl nächstens mit seiner Kasse durchgehen", wurde mir ganz harmlos gesagt. Sechs Spielgelegenheiten bemerkte ich ungefähr. Das Roulette zog mehr die Neulinge an, während die raffinirten Spieler sich beim Monte, einer Art Trente et Quarante, niederließen. Das Gefährliche für die Spieler ist hier, daß ihnen die Bank, wenn sie kein Geld mehr haben, welches borgt. Etwas Diabolischeres als dies Verfahren kann wohl nicht gedacht werden. Die Bank weiß ja nur zu gut, daß auch das geborgte Geld in kurzer Zeit zu dem bereits verlorenen wandert. Auch hier ist man im Bezahlen von Spielschulden weit ehrlicher, als man es eigentlich voraussetzen sollte. Interessant war es, die verschiedenen Typen beim Spiel zu beobachten. Die großen schwarzen Augen und das von der Sonne gebräunte Gesicht, umrahmt von lockigem überaus üppigen Haar, blickten unheimlich unter dem breitkrämpigen Sombrero hervor.

Es war 9 Uhr, als das Souper begann. In einer schönen hohen Halle, geschmackvoll mit den deutschen Fahnen und mit Guirlan en verziert, war eine lange Tafel hergerichtet, die mit den vorzüglichsten Weinen und den auserlesensten Gerichten besetzt war. Die Zahl der Anwesenden mochte wohl 80—100 sein, von denen 30

auf Offiziere und Cadetten der „Gazelle“ kamen. Unser Costüm war recht leicht. Wir entledigten uns unserer Röcke und saßen in Hemdsärmeln zu Tische. Herr d'Oleire eröffnete die Reihe der Toaste, indem er die Gäste bewillkommnete und daran anknüpfte, wie die neue Machtstellung Deutschlands in so viel wirksamerer Weise seine Bürger in den fremden Ländern beschützt, und wie die Preußische Flotte in so überaus hervorragender Weise dies ausführt. Dem folgte ein begeistertes Hoch auf unsern erhabenen Kaiser, ausgebracht vom Capitain Arent. Doctor Heinemann sprach von der Deutschen Einigkeit und ließ die Begründer derselben, unsere Armee, leben. Nun saß mir das Messer an der Kehle, und ich als einziges Mitglied der Armee, hob hervor, wie deutscher Bürgersinn und deutsche Bürgertreue auch ihren erheblichen Antheil an den glänzenden Erfolgen des glorreichen Krieges hätten. Wie das Volk am heimathlichen Heerde mitgefühlt und gelitten hätte für das Volk in Waffen und wie gerade die Deutschen jenseits des Meeres ihren hohen Patriotismus und ihr Herz für die Armee durch die so überaus großmüthigen Gaben, um die Leiden des Krieges zu mildern, — bewiesen hätten. Ich schloß mit einem Hoch auf unsere liebenswürdigen Wirthe, die Deutschen in Vera-Cruz, die uns ihre Sympathien nicht allein während des Krieges, sondern auch im Frieden in so lebhaft sprechender Weise vor Augen führten.

In der besten Stimmung wurde die Tafel aufgehoben. Ein Deutscher aus Vera-Cruz, ebenfalls Krieger,

vom Jahre 1870, der Sachsen sein engeres Vaterland nannte, amüsirte uns außerordentlich dadurch, daß er in beseligter Stimmung viele Reden hielt, die stets mit „Vive la Commune!“ endigten. In normalem Zustande war aber seine Loyalität über jeden Zweifel erhaben.

Die Gesellschaft theilte sich jetzt. Einige begaben sich an die Spieltische, andere sahen den nun sich entwickelnden Tänzen zu. Ich genoß mit Ausnahme des Spiels von Allem und schaute mit großem Interesse dem nationalen Leben zu, das überaus anziehende Bilder bot. Namentlich waren es die Tänze, die meine Aufmerksamkeit in hohem Maße fesselten. Dieselben wurden nur von Indianerinnen ausgeführt. Ihre Gesichter waren, wenn auch nicht hübsch zu nennen, doch sehr sympathisch und ihre Bewegungen graciös. Sie trugen Kleider von Mousselin und über die Schultern bunte seidene Tücher. Das lockige schwarze Haar wurde mit einem Kamm zusammengehalten, der oben einen breiten Rand von Metall, mit Steinen oder Perlen geschmückt, hatte. Einige trugen auch in den Haaren oder als Brochen die so fabelhaft hellleuchtenden großen Leuchtkäfer. Der Tanz selbst ward in zwei Colonnen, die sich gegenüber standen, jede von vier bis fünf Frauen in mehr schreitender Bewegung ausgeführt. Wenn man will, hatte er etwas von unserem Contretanze. Von Zeit zu Zeit sangen die Tänzerinnen, die von einer Harfe und mehreren Guitarren ertönende Musik mit.

Die Worte waren etwas auf die Liebe Bezügliches. Das Ganze hatte einen eigenthümlichen schwermüthigen Charakter an sich.

Die Sonne schien schon hell und prächtig und noch immer dauerten die Lustbarkeiten fort. Um 6 Uhr des Morgens waren die Spieltische noch völlig belagert. Der größte Theil der Gesellschaft fuhr um 7 Uhr nach Vera-Cruz zurück, die Kaufleute um ihren Geschäften nachzugehen, die Offiziere und Cadetten, um auf ihre Gazelle zu kommen. Ich blieb aber noch dort, die schöne Gegend und das nationale Leben der Sandeinöde von Vera-Cruz vorziehend. Doch ich war nicht allein. Nach und nach kamen verschiedene Seekadetten noch zum Vorschein, die theils den Zug verschlafen hatten, theils mit ihrer Toilette durch Fehlen einiger Stücke nicht hatten in Ordnung kommen können. Diejenigen, denen im Sturme des Gefechts der verflossenen Nacht Mützen abhanden gekommen waren, hatten sich als Ersatz einen von den großen breitkrämpigen Strohhüten aufsetzen müssen, was zu der Uniform sehr komisch aussah.

Der Tag verstrich auf angenehme Weise. Ich machte Spaziergänge nach allen Richtungen hin, auf denen mir stets Neues begegnete. Auf dem alten Gemäuer des Kirchhofes sah ich Eidechsen herumspielen, die wahre Ungethüme waren. Sie hatten ungefähr zwei Fuß Länge und einen viel stärkeren Leib als die, welche man bei uns zu sehen gewohnt ist. Bei meiner Annäherung stoben sie aus einander und schlüpften in die ausge-

mauerten Gräber hinein. Ferner sah ich, den Lauf des Flußes weiter verfolgend, Indianer, deren Haut eine so tiefe Färbung hatte, wie ich sie später nie wieder vorfand. Sie hatten genau die Broncefarbe, welche man an den englischen Theeservicen sieht. Die Haut ist schön glänzend, die Stirn niedrig und das Haar struppig. Ich redete sie an, sie schienen mich aber nicht zu verstehen oder wollten es nicht. Ihr Mißtrauen gegen die Weißen ist sehr groß. Eine Jahrhunderte lange Unterdrückung und die härteste Ausnutzung ihrer Arbeitskraft mögen wohl ein solches Gefühl ihrerseits rechtfertigen. Ihre Civilisation steht noch auf sehr tiefer Stufe; doch scheint ihrem indolenten Wesen eine Verbesserung ihrer Lage nicht einmal erwünscht.

Es ist wahrscheinlich, daß ich hier die Race der Sambo's antraf, die man zeitweise noch an der Küste vorfindet. Sie ist durch Mischung von Indianern und Negern entstanden. Dadurch läßt es sich auch erklären, daß sie in geistiger Beziehung noch tiefer steht, als die Indianer. Die Ungenirtheit der beiden Geschlechter unter einander ist wirklich staunenswerth. Im Flusse badeten sich Männer und Weiber und halfen sich dann gegenseitig bei ihrer bescheidenen Toilette.

Gegen Abend kehrte ich nach Vera-Cruz zurück, woselbst ich noch drei Tage in der ebenso liebenswürdigen als gefälligen deutschen Gesellschaft blieb. Täglich machte ich Spazierritte in die Umgegend. Weiterhin bietet die

Landschaft mehr Abwechslung, während in der nächsten Nähe der Stadt auf den sandigen Hügeln nur große hohe Cactushecken üppig wuchern. Eine Berührung mit ihnen ist recht schmerzhaft, da die Stacheln in der Haut stecken bleiben und nur schwer daraus zu entfernen sind. Am Hafen herrschte unendliche Emsigkeit. Die Arrieros spielen dort die hervorragendste Rolle. Mit ihren großen Filzhüten, deren Krämpen auch gegen den Druck der Lasten auf den Schultern dienen, tragen sie manchmal Collis von 4—5 Centner. Das vor dem Hafen gelegene Fort San Juan de Ulloa ist hauptsächlich der Aufenthalt der großen Anzahl Galeerensklaven, die in Vera-Cruz ist. Man hält sie dort im Gewahrsam, um sich ihrer zu entledigen, denn das Clima ist todbringend. Unaufhörlich sickert das Wasser in ihren Kerker, der außer ihnen noch Ratten und anderem scheußlichen Ungeziefer zum Aufenthalt dient. Am Tage arbeiten sie in den Straßen, wo man unaufhörlich das Klirren ihrer Ketten hört. Oder sie graben im Wasser, um den Hafen zu vertiefen und hierbei konnte man ihr trauriges Loos in seiner ganzen Ausdehnung wahrnehmen. Um den Leib war ein breiter eiserner Ring, desgleichen einer um den Fuß geschmiedet. Diese beiden Reifen werden mit Ketten mit denen des Nebenmannes verbunden. Wo der eine hingehen will, muß der andere folgen und hier hat das Recht des Stärkeren seine ausschließliche Anwendung. Bis tief auf den Rücken herunter waren Brandmale vorhanden.

Wanderte man unter den Colonnaden am großen Platze umher, so sah man all' die Erzeugnisse des Landes, die zur Stadt gebracht wurden. Zwei große Flamingos mit rosenrothem Gefieder erregten mein Erstaunen. Mit ihren langen und geschmeidigen Hälsen arbeiteten sie in der Luft herum und wer sich ihnen nahte, den suchten sie mit dem Schnabel zu kneifen. Viele Aufschlüsse über Land und Leute bekam ich hier. Man kann deren nicht genug sammeln, wenn man nicht nur die Länder als Panorama sehen, sondern mit den Einwohnern, um sie zu verstehen, denken und fühlen will.

Einem deutschen Arzt in Vera-Cruz, Doctor Heinemann, verdanke ich manche Belehrungen. Er war zur Kaiserzeit nach Mexico gekommen, wo ihm an der zu gründenden Universität der Hauptstadt eine ehrenvolle Stellung zugedacht war. Wie aber alle die vorzüglichen Intentionen des Kaisers Max, das Land in jeder Beziehung zu heben und auf das Niveau anderer civilisirter Staaten zu bringen, an der Indolenz und an dem schlechten Willen scheiterten, so kam auch jener segensreiche Plan, die Gründung einer Universität, nicht zur Ausführung. Bei einem Besuche des Doctor Heinemann sah ich die verschiedensten Thiere. Im Wohnzimmer ging gemüthlich eine große Schildkröte spazieren, während ein kleiner Alligator ebenda sein Leben fristete. Im Schlafzimmer wanden sich sogar verschiedene Schlangen umher. Der Doctor beschäftigt sich viel mit Augenheilkunde und jene drei Arten Thiere, deren Augen genau die Construction

des menschlichen Auges haben sollen, mußten zu Experimenten dienen.

Am 1. Mai reiste ich nach Cordoba. Man besteigt die Eisenbahn von einem Bretterschuppen aus, dem ich nicht den stolzen Ausdruck „Bahnhof" geben kann, welchen er auch selbst wahrscheinlich gar nicht beansprucht. Die erste Strecke, die man durchfährt, bietet wenig Anziehendes. Große Ebenen mit Sumpf, hier und da mit Gestrüpp bewachsen, sind wenig bevölkert. Von Zeit zu Zeit huscht man bei einer Indianeransiedelung vorbei, deren Insassen, trotz Eisenbahn und anderer Verkehrsmittel doch eben so wenig der Cultur näher getreten sind, als dies früher der Fall war. Wir näherten uns den Gebirgen, die leider von Wolken etwas umhüllt waren. Allmählich begann die Steigung, die zuletzt so bedeutend wurde, wie ich sie auf keiner anderen Bahn bis jetzt gefunden zu haben glaube. Wild zerrissene Schluchten, jetzt ausgetrocknet, in der Regenzeit aber von reißenden Bergströmen angefüllt, waren überbrückt. Die Schwierigkeiten, die dem Bau der Bahn wegen des Terrains entgegenstanden, sind von der größten Art, und erst Ende dieses Jahres glaubt man die ganze Strecke von Vera-Cruz bis Mexico dem Verkehr übergeben zu können. Der schönste Punkt an diesem Tage war die Fahrt an dem Chiquihuite vorbei, der sich an der Bahn fast senkrecht einige Tausend Fuß erhebt. Sein ganzer Abhang ist bedeckt mit schönen großen Bäumen, an denen sich Schlinggewächse bis zur Spitze hinaufschlängeln, um von dort,

gleich den Zweigen der Trauerweiden, sich tief herabzusenken. Herrliche Blumen, Granatgebüsche, in denen reizende Colibris herumflattern, erhöhten die Scenerie. Der ganze Berg gewährte den Anblick einer Wand von Blättern und Blüthen.

Ein Gebirgsfluß, der Atoyac, stürzt sich aus enger Felsenspalte tief in einen Abgrund und bildet einen malerisch schönen Wasserfall. Auf der Höhe angelangt, war ein Haltepunkt und es kam mir fast vor, als sollte sich hier die arme Lokomotive von ihrer übermenschlichen Anstrengung erholen. Wenige Minuten Fahrt noch und ich langte in Cordoba an, das so versteckt in Anhöhen, Gärten und prächtigem Grün liegt, daß man es von der Station aus nicht sehen kann. Ich kletterte auf das Deck eines Omnibus, um Nichts von der herrlichen Landschaft zu verlieren.

Neun Maulthiere brachten uns schnell in die Stadt, die aus einem großen Platz besteht, von dem aus regelmäßig die übrigen Straßen sich abzweigen. Den Lauf derselben verfolgend, gewahrt das Auge die üppigsten Gärten, die die ganze Stadt umgeben. Als eine Eigenthümlichkeit hebe ich an Cordoba die Dächer, in der Form unserer deutschen, hervor, die auch mit Ziegeln gedeckt sind. Die das ganze Jahr hier herrschende Feuchtigkeit macht diese Ausnahme von dem spanischen Styl zu einer Nothwendigkeit. Eine für die Verhältnisse der Stadt riesengroße Kirche, wie alle im Lande, nach ein und demselben Muster gebaut, das eine Mischung des alten Ba-

siliken- und italienischen Styls ist, sowie ein neuangelegter Garten nehmen den Haupttheil des Platzes ein. Das Hotel war noch sehr bescheiden und mein Zimmerraum nur mit dem Allernothwendigsten versehen, aber ein französischer Koch bereitete mir ein ganz gutes Frühstück.

Die Lage von Cordoba ist eine der reizendsten, die man sich nur denken kann. In einem Thal von hohen Bergen mit wunderbar schönen Formen umschlossen, ist die nächste Umgebung ein Rahmen der üppigsten Vegetation. Da die Caféecultur hier in großer Blüthe ist, so reiht sich ein kleiner Besitz an den anderen und sie bilden zusammen geradlinige reizende Wege. Dazwischen gucken aus den Zweigen die kleinen Hütten hervor, die reich mit Blumen geschmückt sind, und an denen Gebauer mit herrlich singenden Vögeln in glänzendem Gefieder hängen. Die Caféstaude selbst hat eine zarte weiße Blüthe mit feinem angenehmen Geruch. Schweift der Blick nach Norden, so ist man fast geblendet von der imponirenden Schönheit der Landschaft. Der Pic de Orizaba, der ehemalige gewaltige Vulkan erhebt sich 16,300 Fuß hoch. Die Reinheit der Luft läßt ihn so nah erscheinen, daß man das geringste Fleckchen auf seinem schneeigen Rücken zu erkennen glaubt. Sieht man ihn zuerst, so kann das Auge nicht seine ganze Höhe begreifen, weil die Steigung eine außerordentlich gleichmäßige ist. Er erinnert auf das Lebhafteste an eine Pyramide mit abgerundeter Spitze. Fällt aber der umherschweifende Blick ganz zufällig auf ihn, so erscheint er so

gigantisch, daß er einem Wolkengebilde gleich zu sein scheint.

Ein Spaziergang in der Nähe der Stadt war überaus reich an den malerischesten landschaftlichen Effecten. Eine Brücke führt in hohem kühnen Bogen über einen Bergstrom, der seine Wasser bald strudelnd durch Felsblöcke zwängt, bald in einem breiten Becken der Ruhe, ja fast der Stagnation hingiebt. Die Höhe ist gekrönt von den Ruinen des großen Klosters San Antonio.

Gut gepflegte Gemüsegärten sind an den Ruinen angelegt, während weiter steil bis ans Wasser hinab eine undurchsichtige Wand von Bananen, Lorbeer- und Granatbäumen sich ausdehnt. Alles ist durch rankende Gewächse mit großen blauen Blumen verbunden, an denen Schaaren der buntesten Schmetterlinge sich laben. Oben auf der Brücke treibt ein Indianer seine schwerbeladenen Maulthiere, unten waschen die Weiber im Fluß die Wäsche. Nur mit Badehosen bekleidet breiten sie dann dieselbe auf den Felsen zum Trocknen aus.

Empfehlungsbriefe wiesen mich an einen Herrn Hugo Fink, in dessen gastlichem Hause ich den Abend verbrachte. Seit fast 30 Jahren in Mexico lebend, hat er den Ruf, der Mann zu sein, der am Bewandertsten in der Flora und Fauna des Landes ist. Und es ist erstere bei dem großartigen Pflanzenreichthum eine Wissenschaft von der bedeutendsten Ausdehnung. Er bewohnte erst seit

kurzer Zeit die Stadt. Früher lebte er meilenweit von Ortschaften entfernt mitten im Walde, wo er eine Café-plantage als sein Eigenthum bewirthschaftete. Allein dort mit seiner Familie, der herrlichen Natur und der so genau von ihm gekannten Vegetation, gestand er mir, die glücklichste Zeit seines Lebens zugebracht zu haben. Es giebt eben Glückseligkeiten bei einem zufriedenen Gemüth, bei dem Bewußtsein des guten Gewissens, die mit allen Schätzen der Erde nicht zu erhandeln sind. Glückliche, beneidenswerthe Charaktere! — Mit welchem Stolze können sie auf die Reichen und Großen herabsehen, die mit all' ihren Schätzen doch nur zu häufig weiter Nichts sind, als Gefäße, in denen sich Neid, Intrigue und Misère anhäufen.

Gegen Abend machte ich einen Spaziergang in die nächste Umgebung der Stadt. Die Caféstauden standen gerade in Blüthe und strömten ihren herrlichen zarten Duft aus. Zwischen Bananen mit riesigen Blättern, fast herabgedrückt durch die üppigen Fruchtbüschel befinden sich die kleinen Hütten. Indianerweiber mit ihren sanften klugen Augen blickten mich Fremden scheu an. Ich knüpfte ein Gespräch mit ihnen an. Freundlich und unterwürfig zeigten sie mir ihre Hütten und ihr Besitzthum. Ein Indianer bot mir das seinige zum Kauf an. Unter alten dürren Blättern entdeckte er mir uraltes Gemäuer, das vielleicht noch aus der Aztekenzeit stammte. „Hier", meinte er, „läge ein Schatz verborgen, nach dem er schon seit zwanzig Jahren suche"; der Gedanke ihn

nicht zu finden, beunruhigte ihn derart, daß er sich der Finka*) entäußern wollte.

Am andern Morgen besuchte ich noch mit Herrn Fink einen Rancho**), den er für den Consul d'Oleire verwaltete. Die Lage desselben ist herrlich und der Blick auf den Pic de Orizaba überaus klar. Ich wunderte mich, daß der Besitzer hier nicht zeitweise wohnte, doch erfuhr ich, daß die Unsicherheit zu groß wäre und daß namentlich Männer von dem Reichthum des Herrn d'Oleire nur gar zu bald die lüsternen Augen der Räuber auf sich ziehen würden. Ich bin da bei einem Thema angelangt, daß in Mexico eine so fürchterliche Rolle spielt, daß man Bände damit anfüllen könnte. Politik und sociale Verhältnisse, Handel und Gewerbe, Alles leidet unter dem schrecklichen Drucke eines Räuberunwesens, von dem man sich in Europa gar keine Vorstellung machen kann, so groß, so weitgehend und so tief einschneidend ins tägliche Leben ist seine Bedeutung. Das, was man in Italien, Spanien oder Griechenland über diese Plagen hört, gehört glücklicherweise doch immer nur zu den Ausnahmefällen, von denen man bei jedem einzelnen ein großes Geschrei in der Presse macht. Hier aber, es ist wirklich hart zu sagen, aber es ist wahr, sind die europäischen Ausnahmefälle die Regel. Das

---

*) Finka, eine kleine Besitzung.

**) Unter Rancho versteht man eine größere Besitzung auf dem Lande.

Räuberunwesen ist geradezu sanctionirt von der Regierung, denn sonst müßte sie doch dagegen Abhülfe schaffen; und mag dieselbe noch so schwer sein, sie ist nach meiner Ansicht möglich. Das hat ein kurzer Regierungsabschnitt Santa Anna's bewiesen. Abhülfe gegen Räuber ist natürlich recht schwer, wo Räuber auf dem Präsidentenstuhle, in der Justiz und in der Armee auf das Festeste eingenistet sind. Denn nach meinem Dafürhalten steht derjenige auf völlig gleicher Stufe, der in einem Hohlwege den Reisenden ausplündert, — mit den Männern, die die höchsten Aemter des Staates in der Hand haben und diese nur dazu benutzen sich und ihre Angehörigen auf Kosten des Landes zu bereichern. In meinen Augen ist ein solcher Richter noch viel verwerflicher als der Wegelagerer; denn Jener benutzt die Göttin der Gerechtigkeit als Schild, hinter dem er desto frecher selbst das Recht mit Füßen treten kann. Durch seine Bestechlichkeit und Geldgier machte er die Göttin zur feilen Metze, die sich dem Meistbietenden hingiebt.

Was Wunder, daß da das niedrige Volk von Probität doch nur sehr unsichere Begriffe hat!

Um den allmählichen Entwickelungsgang der Sache genau verfolgen zu können, muß man zurückgehen bis auf die Spanierzeit, die kurz den Unabhängigkeitskämpfen voranging. Damals stand Mexico, was persönliche Sicherheit und Ehrlichkeit anbetrifft, auf sehr hoher Stufe. Das Silber aus den damals noch unermeßlichen Minen wurde in großen Transporten auf Maulthieren durch

das Land nach der Küste überführt, und wer bildete das Geleit dazu? Ein einziger Indianer. Nie sollen damals Beraubungen solcher Conducte vorgekommen sein. Die Mexicaner schüttelten das spanische Joch ab und nun kommen jene blutigen Parteikämpfe um die Herrschaft, wo Einer den Anderen durch Grausamkeit und Geldgier immer zu überbieten wußte. Durch die verwerflichsten Mittel in der Regel auf den Präsidentenstuhl gelangt, suchte man die kurze Frist, ehe man von einem noch Mächtigeren weggejagt wurde, zu benutzen, das Land zum eigenen Vortheil auszusaugen. Die natürliche Folge dieser ewigen Bürgerkriege war, daß das Land schrecklich verarmte, daß Handel und Gewerbe brach lagen, daß die Cultur des Bodens gänzlich aufhörte. Denn wozu arbeiten, wenn das Product des Schweißes von Horden aufgegriffen wurde, wozu das Feld beackern, wenn die Dörfer verbrannt, die Felder verwüstet wurden? Wie unendlich viele Ruinen im Lande geben ein beredtes Zeugniß meiner Aussagen, wenn es nicht schon sprechend genug wäre, daß bei der großen Ausdehnung des Landes und der geringen Bevölkerung der Nationalreichthum so unbedeutend ist. Und so ist es denn gekommen, daß eine Nation, die vom Schöpfer mit großen Talenten und Fähigkeiten ausgestattet wurde, in die völligste Demoralisation und Corruption versank, aus der sie zu heben, wohl kaum ein Mensch im Stande ist. All' jene hohen Gedanken, Treue, Glauben, Liebe, jene Geschenke einer Gottheit, um das erbärmliche Alltagsleben

zu verschönern, zu veredeln, alles dieses ist dem Mexicaner nur ein nebelhaftes Phantom. Nach seiner Ansicht sind Eid, Treue und Liebe nur dazu da, um sie zu brechen und der Glaube nur, um ihn zu täuschen.

So ist denn das Land, ein Paradies an Schönheit, eins der unglücklichsten der Welt. Man kann genau nachweisen, daß jene schlimmen Zustände progressiv zunehmen. Kein Wort gilt, Keiner traut dem Anderen. Der Mörder läuft frei umher; die Ungerechtigkeit triumphirt. Und das wird Alles hinter schönen glatten Worten versteckt, in denen man unendlich gewandt. Wehe dem, der sich bethören läßt durch das gleißnerische, falsche Wesen, das um so gefährlicher ist, als es außerordentlich blendet.

Es ist natürlich, daß bei solchen Verhältnissen das Reisen ebenso gefährlich als beschwerlich ist, und daß ich, nachdem ich auf das Gewagteste, trotz theilweiser Anarchie das Land durchstreift hatte, — doch ein beruhigendes Gefühl bei meiner Abreise nicht unterdrücken konnte. Früher fielen die Räuber nur die Diligencen an, nahmen den Insassen ihre Habseligkeiten fort und tödteten sie nur bei Widersetzlichkeit. Da man das wußte, nahm man nur das Nothwendigste mit und schmälerte dadurch sehr den Verdienst dieser edlen Menschenfreunde. Doch bei ihrer unlängbaren Schlauheit wußten sie sich bald genug zu helfen. Sei es, daß ihnen die Art der südeuropäischen Briganten, die Menschen selbst zu rauben, um ein Lösegeld zu erpressen, zu Ohren gekommen war,

sei es eigene Erfindungsgabe, sie stahlen von jetzt ab die Reisenden. Die unglücklichen Opfer wurden in die Berge geschleppt. Dort mußten dieselben von ihren Angehörigen, die in der Regel sehr bedeutenden Summen zum Freikauf verlangen. Währte nun die Auszahlung lange, sodaß die Räuber darin einen Verrath zu wittern glaubten, dann begingen sie an ihren Opfern die raffinirtesten grausamsten Folterqualen. Sie gruben sie z. B. bis unter die Armhöhlen in die Erde ein und ließen sie so hülflos ausgesetzt den Einflüssen des verderblichen Climas, oder in der Furcht eine Beute wilder Thiere oder Schlangen zu werden. Zu diesen Sorgen und Martern der Unglücklichen gesellte sich noch quälender Hunger und Durst, da man ihnen nur gerade so viel Nährungsmittel giebt, um sie am Leben zu erhalten. Andere Räuber schlagen ihre Geiseln auf die unbarmherzigste Weise, so daß diese neue Aufforderungen abschicken, damit alles nur Verlangte ihren Henkern bewilligt würde, um ihr Leben zu erhalten und aus der fürchterlichen Situation herauszukommen. Kommt das geforderte Lösegeld nicht an, so ist das Leben der Gefangenen verwirkt. Bei der großen Verbreitung dieser Uebelstände sind dafür eigene Worte geschaffen worden. Plagiar, d. h. Menschen rauben; plagiario ist der Räuber; plagiado der Geraubte und plagio der Raub selbst.

Es ist natürlich, daß bei der jahrelangen Uebung, die die Mexicaner in dieser Sache haben, sie eine große

Fertigkeit darin erlangten, sich ihre Opfer auszusuchen. Sie fangen am liebsten Jemand, von dem sie schon vorher wissen, daß er reich ist. Und auf das Genaueste und Geheimnißvollste sind sie dann von den Reiseplänen solcher Individuen unterrichtet. Das Gelingen all' solcher Frevelthaten ist selbstverständlich nur ermöglicht durch die völlige Indifferenz, oder was ich noch mehr glaube, durch eine heimliche Connivenz der Einwohner der Ortschaften, in deren Nähe der Anfall geschieht. Hierin sitzt nach meiner Ansicht auch der Punkt, vermittelst dessen die Regierung die Sache inhibiren könnte. Die Ortschaften müßten verantwortlich gemacht werden die Räuber auszuliefern, und die Bewohner mit den härtesten Strafen dazu gezwungen werden.

Man wird mir darauf erwiedern, in wie häufigen Fällen würden aber dann Unschuldige leiden. Zugegeben; — ich frage aber dann nur, ob die Opfer des Plagio nicht auch unschuldig sind. Solche werden je auf jeden Fall getroffen, nur ist nach meinem Plan eine Abhülfe doch eher wahrscheinlich.

Anscheinend giebt sich die Regierung Mühe, Maßregeln gegen jene so fürchterliche Plage zu ergreifen, aber es sind eben nur halbe und nicht energische Maßregeln. In welchem Maße das Räuberwesen immer mehr zunimmt, davon kann man sich gar keinen Begriff machen. Jeder Reisende besteigt mit Zittern die Diligence oder Eisenbahn. Größere Excursionen allein zu Pferde zu machen, wie ich sie täglich im Thal von Mexico unternahm,

wird für Wahnsinn erklärt, und dies galt mir um so mehr, als ich mich nicht der allgemeinen Sitte, Revolver selbst in der Stadt von Morgens bis Abends zu tragen, unterwarf. Ich muß sagen, so lange ich ein gutes Pferd unter mir habe und eine tüchtige Reitpeitsche in der Faust, fühle ich mich sicher. Gegen meuchlerische Anfälle schützt mich auch das Tragen von Revolvern nicht.

Auf der belebtesten Promenade, eine Viertelstunde von Mexico wurde am hellen Tage auf drei Damen, den ersten Familien angehörend, ein Anfall gemacht und man hätte sie sicherlich in die Berge geschleppt, wenn nicht zu ihrem Glücke der eben vorbeifahrende Eisenbahnzug die Räuber verscheucht hätte. Ich erinnere mich keines Tages während der 6 Wochen, die ich in der Hauptstadt zubrachte, wo ich nicht einen oder mehrere Anfälle, Plagios oder Morde in der Zeitung gelesen hätte, die in dem Thal von Mexico, das die ungefähre Größe von 16 deutschen Quadratmeilen hat, vorkamen. Leider existirt in einem so liederlich verwalteten Lande keine Statistik. Die Zahl der auf unnatürliche Weise ums Leben gekommenen Menschen müßte eine haarsträubend große sein. Das Menschenleben hat dadurch natürlich gar keinen Werth. Das Land, wie es jetzt ist, ist ein Schandfleck für die heutige Civilisation, mit der man sich ja so breit zu machen pflegt! Es ist ein Staat, der durch seine Politik, seine Ungerechtigkeiten und seine ungeheuren Verbrechen jeden Anspruch auf Lebensfähigkeit und Selbstständigkeit verloren hat. Die letzte und beste Gelegenheit, sich zu heben,

haben die Mexikaner durch den Mord an ihrem edlen hochherzigen Kaiser, der in der Spitze seines kleinen Fingers mehr Wohlwollen, Liebe und Interesse für das unglückliche Volk hatte, als sämmtliche Präsidenten zusammengenommen in ihren verkommenen Herzen, — auf das Blutigste zurückgewiesen. Ja, wäre Maximilian ein im Dienste ergrauter Director einer Verbrecheranstalt gewesen, dann hätte er vielleicht reüssiren können, aber sein offenes, edles Wesen, das selbst jeder Gemeinheit und Niedrigkeit so fern stand, setzte das Gleiche bei den Mexicanern voraus, die ihn mit ihrem glatten, falschen Wesen nur um so mehr zu umgarnen suchten, um ihn nachher mit französischer Hülfe desto sicherer verrathen und verderben zu können. Es ist möglich, daß es Mexicaner giebt, die ein klares offenes Auge für diese verfaulten und zersetzten Zustände ihres Landes haben; ich bin leider Keinem begegnet während fast viermonatlichen Aufenthalts daselbst. Ich habe nur Leute getroffen, die sich selbst und ihre Thaten mit Weihrauch beräuchern, die voller Illusionen leben und die mir sagten, all' die Uebelstände ihres Landes wären auch in Europa zu finden. Mit einer wirklich kindischen Eitelkeit feiern sie ihre militärischen Erfolge, die doch eben nur in Bürgerkriegen zu finden und die aus diesem Grunde eigentlich nur eine Schmach für eine Nation sind. Wie es scheint befinden sie sich recht wohl in ihren Verhältnissen. Natürlich, wer im Trüben fischen will, dem muß ja die Klarheit lästig sein.

Noch eine kurze Strecke konnte ich von Cordoba aus mit der Eisenbahn fahren. Die Bahn, die von Vera-Cruz nach Mexico gebaut wird, hat nur die Strecke von Fortin bis Puebla noch nicht dem Verkehr übergeben. Doch soll auch dies noch in diesem Jahre, ungeachtet der großen technischen Schwierigkeiten, geschehen. Der 7000 Fuß hohe wilde Gebirgsrücken, die Cumbres, sind zu erklimmen. Es ist das der Gebirgszug, der sich von Nordamerika in den Rocky Mountains nach Süden zu durch Central-Amerika zieht und der dann in Südamerika seinen höchsten Punkt in den Andes erreicht. In Fortin mußte ich die Eisenbahn gegen die Diligencia vertauschen. Am Morgen war in der Nähe ein Indianerfest und mit vielem Interesse sah ich all' diese eigenthümlichen Physiognomien dahinziehen.

Die Diligencia ist verhältnißmäßig recht gut und praktisch eingerichtet. Es ist ein großer neunsitziger, zugemachter Wagen, der wegen der aller Beschreibung spottenden schlechten Wege in immensen Federn hängt, die die Heftigkeit der Stöße um ein bedeutendes mildern. Auf dem hohen Bock sitzt der Kutscher mit seinem Ablatus und auch für Personen ist ein, wenn auch nicht bequemer, doch luftiger Platz dort oben vorhanden. Das Gefährt ist das solideste, das man sich denken kann, über und über roth angestrichen und mit Blumen an den Schlägen bemalt. Ein Wagen europäischer Construction, selbst für die Provinz Preußen berechnet, wo man auch etwas an Wegen erleben kann, würde hier kaum 5 Minuten halten. 9—10 Maulthiere oder Pferde werden vom Kutscher mit

bewundernswerther Fertigkeit gelenkt. An den wildesten Bergabhängen oder Schluchten, wo ein Fehltritt Alles ins Verderben stürzen würde, geht es entlang, was die Thiere laufen können. Der Kutscher trägt das schöne malerische National-Costüm. Der mit riesiger Krämpe versehene reich mit silbernen Tressen besetzte Sombrero bedeckt sein Haupt, während eine rohlederne, ebenfalls mit silbernen Schnüren versehene Jacke und ein paar Hosen aus Ziegenleder, an denen die langen Haare noch sind (chapareras), den Körper bekleiden. Mit stetem Zurufen treibt er die Thiere zu schnellerem Gange an, hin und wieder mit großer Sicherheit die riesige Peitsche handhabend. Da von seiner Tüchtigkeit das Leben vieler Menschen abhängt, so ist er natürlich eine sehr wichtige Persönlichkeit, die ausgezeichnet bezahlt wird. Ein solcher Kutscher steht sich manchmal auf 3000 Thaler Preußisch; deshalb ist der Andrang ein großer und man hat die Auswahl unter tüchtigen und zuverlässigen Leuten.

Die Strecke von Fortin nach Orizaba, die ich am ersten Tage mit der Diligencia zurücklegte, betrug nur zwei Stunden. Ich setzte mich oben auf den Bock, um einen bessern Ueberblick über das Land zu haben. Der Weg war jetzt in gutem Zustande, früher soll er aber über alle Beschreibung schlecht gewesen sein. Er bestand theilweise nur aus einem Flußbette, und man zeigte mir die Stelle, die die Verzweiflung der Reisenden wie der Kutscher ehemals ausmachte. Diese Stelle war ein tiefes Loch, das man passiren mußte, dem man den bezeichnen-

den Namen sale si puedes, d. i. sieh zu, wie du herauskömmst, gegeben hatte.

Die Gegend war schön und malerisch. Zuerst fuhren wir einen so steilen Bergabhang hinab, daß ich mich an die Lehne anklammern mußte, um nicht hinunterzufallen. Ein Fluß, an dem ein Dörfchen lag, war durch eine hohe Steinbrücke überbrückt und bildete etwa die Hälfte des Weges. Wir erkletterten noch eine Höhe, auf die der Weg kunstvoll in Schlangenlinien angelegt war und sahen dann vor uns Orizaba in prächtiger Lage, in einem wahren Hain von Orangenbäumen, deren Reichthum an Früchten sie sich tief beugen machte. Hohe steile Berge in bizarren Formen treten dicht an die Stadt heran, die trotz ihrer 15,000 Einwohner einen ziemlich dorfartigen Anstrich hat.

Auch hier sieht man, wie fast in ganz Mexico jene großen Kirchen, die in keinem Verhältniß zum Orte stehen. Die Spanier haben deren unendlich viele erbaut, und zwar nicht allein in Ortschaften, sondern auch mitten im freien Felde erblickt man von Zeit zu Zeit solche kolossalen Kirchen, von denen allerdings ein ziemlicher Theil halb verfallen ist. Bald nach meiner Ankunft hüllte ein undurchdringlicher Nebel, vermischt mit einem feinen Regen, Stadt und Landschaft in einen tiefen Schleier. Dadurch und auch durch einen kranken Fuß wurde mein Plan verhindert, die wegen ihrer Schönheit berühmte Umgegend zu besuchen. Prächtige Wasserfälle sollen sich in der Nähe befinden. Auch die Besitzung eines großen deutschen

Gelehrten in der Pflanzenwelt, des Herrn Sartorius in Mirador, erfreut sich wegen ihrer herrlichen Vegetation eines großen Rufes. Ich langweilte mich 24 Stunden recht herzlich in einem großen kalten und ungemüthlichen Hotel und war froh, als ich am andern Mittag wieder die Diligencia bestieg, um meine Reise nach Puebla weiter fortzusetzen.

Das schlechte Wetter hielt noch an und raubte mir jeden Blick auf die Cumbres, die wir nun allmählich erstiegen. Glücklicherweise war ich auf der Rückreise mehr begünstigt und ich hatte Gelegenheit, diese großartige wilde Landschaft bewundern zu können. Als wir aus der Stadt hinausfuhren, sahen wir ein Detachement Truppen einziehen. Man konnte sofort erkennen, daß sie viel durch Wetter und große Märsche gelitten hatten. Dieser ewige Guerillakrieg bietet aber auch unendliche Schwierigkeiten und Entbehrungen und nur ein so außerordentlich abgehärtetes Volk wie die Indianer sind im Stande, dergleichen zu ertragen. Nach anderthalb Stunden Fahrt wurden in der Regel die Pferde oder Maulthiere gewechselt. Manchmal befinden sich die Stationen dafür ganz allein an der Landstraße und bestehen dann nur aus einem elenden Stalle. Das Umspannen nimmt stets ziemlich viel Zeit in Anspruch, da die Mexicaner von dem hohen Werth derselben keine Ahnung haben.

Der Kutscher, der stets derselbe für 10—12 Stunden bleibt, hält sich für verpflichtet, allenthalben Conversation zu machen und das mit dem größten Aufwand

von Formen und Höflichkeiten, selbst im Gespräch mit Leuten aus den untersten Classen.

Schon um 5 Uhr war es fast ganz dunkel durch den Nebel und mühsam quälte sich das schwere Gefährt den steilen Weg hinauf. Jede Fernsicht war mir entzogen, nur in der nächsten Nähe konnte ich schönes frisches Grün und reizende Blumen erkennen. Dazwischen rieselten spiegelklare Bächlein in leisem Plätschern dahin, an deren Rande üppig wuchernde Bäume standen. Der Weg wie die Felder waren eingefaßt von hohen Cactushecken. Je höher wir kamen, desto kahler wurde die Vegetation und desto mehr fror ich auch. Ich zog einen Winterüberzieher an, wickelte mich in eine große Reisedecke und konnte mich damit nur spärlich gegen die scharfe naßkalte Luft schützen. Und das war in den ersten Tagen des Mai in der heißen Zone.

Einsam und wie ausgestorben war die ganze Gegend. Nur hin und wieder begegnete man einem Trupp schwer beladener Lastthiere, die durch einige Indianer getrieben, ihren Weg nach den Häfen fortsetzten. Das Costüm der Treiber machte mich noch mehr durchschauern. Ein dünner leinener Anzug, die Hosen ganz heraufgerollt, daß der Oberschenkel bloß war und der große Sombrero, unter dem ihre großen schwarzen Augen scheu hervorblickten, das ist Alles, was sie bei der rauhen Witterung tragen. Oben auf dem Plateau hörte fast jede Vegetation auf. Nur die Maguey, zur Aloefamilie gehörend, kommt noch in dem mageren Sandboden fort. Man findet sie im ganzen

Lande wildwachsend oder auch sorgsam cultivirt. In riesiger Größe und Ausdehnung streckt sie nach allen Seiten ihre spitzen Stacheln aus, während aus der Mitte, schlank wie eine Tanne, sich der Stamm erhebt, an dem die Blüthen wachsen. Letztere haben die Form und Größe unserer Sonnenblumen, nur ist das Gelb matter und farbloser.

Man schätzt den Werth der Maguey deshalb so hoch, weil aus ihr der Pulque, das Nationalgetränk, fabricirt wird. Der aus den fleischigen Theilen gewonnene Saft wird gegohren und bildet dann in den verschiedensten Farben, blau, roth, weiß jenen so gesuchten Artikel. Der Pulque ist von berauschender Wirkung und häufig sieht man bei Volksfesten die üblen Folgen des zu starken Genusses an den sonst so mäßigen Mexicanern. Ich habe diesem Getränk keinen Geschmack abgewinnen können. Soll ich es mit irgend einem europäischen Getränk vergleichen, so würde es am ersten dem Cider gleichkommen.

Endlich hatten wir die Höhe erreicht. Um das tiefe Dunkel der Nacht zu verscheuchen, hatte der Gehülfe des Kutschers eine hellbrennende große Fackel in der Hand, deren Licht gespenstische Schatten der Pferde und des Gefährtes warf. Jener Gehülfe ist ebenfalls eine sehr wichtige Persönlichkeit. Während der Kutscher seine 16 Zügel in der Hand hält, treibt jener die Pferde zu schnellerem Laufe an und thut dies theils mit der Peitsche, theils

mit Steinen, die er in großer Anzahl auf dem Bock hat, und mit denen er sehr geschickt die Vorderpferde zu treffen versteht. Doch nicht allein seine Pferde berührt er mit der Peitsche, sondern Alles, was ihm begegnet. Esel, Menschen, Hunde Alles bekommt seinen Hieb scherzhaft ab. Der Platz des Gehülfen ist die Schule, die man durchmachen muß, um sich dann später zu der wichtigen Stellung des Kutschers emporzuschwingen. Gewandtheit ist vor Allem nöthig. Im schnellsten Laufe muß er von oben herabspringen, wenn die Zügel in Unordnung sind; in eben demselben Tempo klettert er wieder herauf. Er muß Kenntniß von Schlosserei und Stellmacherei haben, da bei den schlechten Wegen häufig etwas zerbricht und dies dann stets an Ort und Stelle ausgebessert werden muß.

Das erste Dorf, das wir auf der Höhe des Plateaus von Anahuac erreichten, war Cañada. Zwischen hier und Morello fand die große Entscheidungsschlacht zwischen Mexicanern und Spaniern statt, die die Unabhängigkeit der ersteren besiegelte. Die zweite Station war San Augostino Palmár, ein größerer Flecken, und es war um 2 Uhr des Nachts, als wir in das große Portal des Hotels de la Diligencia (so heißen sie fast alle in Mexico), hineinfuhren, und uns zum ersten Mal nach zwölfstündiger Fahrt zwei Stunden Ruhe gegönnt wurde. Es war Alles dort so fremd, so kalt, so ungemüthlich in dem großen Speisesaal, daß ich die aufge-

tragenen Gerichte verschmähte und todmüde auf ein Bett sank.

Ich glaubte eben erst eingeschlafen zu sein, als man mich weckte zu neuem Aufbruch. Nach kurzem Kampf trennte ich mich vom warmen Lager, das ich gegen die unbequeme Diligencia vertauschen mußte. Fort ging es von Neuem, wir hatten ja erst die Hälfte des Weges bis Puebla hinter uns. Und wie angenehm war diese Reise im Vergleich zu späteren, die ich im Lande machte. Hier war der Weg gut, die Gesellschaft bestand nur aus drei Herren, die nett und anständig waren.

Wie auf allen Reisen in jenen Ländern bilden das Hauptgespräch die Räuber oder Plagiarios. Diese Landplage übt einen solchen Eindruck auf die Gemüther aus, daß man Nichts Andres denkt, träumt und spricht. In der Regel einigen sich die Reisenden bald zu Anfang, welche Maßregeln im Falle eines Ueberfalls zu treffen sind. Finden sich z. B. 9—10 gut bewaffnete und beherzte Männer zusammen, so denkt man an Widerstand. Bei einer geringeren Zahl, mit Frauen dabei, wäre derselbe Wahnsinn und meine Begleiter gaben den Gedanken ganz auf, trotzdem sie, wie jeder Mexicaner, Revolver bei sich führten. Innerlich stimmte ich ihrem Vorschlage völlig bei, weidete mich aber an ihrem Entsetzen, als ich erklärte, ich wollte Jedem, der sich mir nahte, den Schädel zerschmettern. Diese lobenswerthe Absicht auszuführen, wäre mir übrigens deshalb schon

schwer geworden, weil meine Waffen nur in einer Nagelscheere und einem Regenschirm bestanden. Nachdem meine Gefährten mir nun ganz bestürzt sagten, ich würde durch etwaigen Widerstand sie Alle mit verderben, trat ich ihrem Vorschlage bei.

Sechstes Capitel.

Puebla. — Popocatepetl und Iztahuatl. — Reise nach Mexico. — Texcoco-See. — Thal von Mexico. — Hauptstadt. — Cinco de Mayo. — Coleadero. — Nationalkostüme. — Chapultepec. — Statistisches und Bevölkerung.

Wundervoll ging die Sonne auf. Klar und deutlich zeichnete sich zuerst am Horizont der Pic de Orizaba ab. In seiner ungeheuren Höhe glaubte man fast ein Wolkengebilde zu sehen, bis die ersten Sonnenstrahlen den schneeigen Gipfel vergoldeten. Wir gelangten bald zu der Stelle, wo man die drei großen Vulkane zu gleicher Zeit sieht. Während im Osten der Pic de Orizaba sich erhebt, zeigen sich im Westen der Popocatepetl und der Iztahuatl. Ersterer gleicht in der Form dem Pic de Orizaba, eine hohe Pyramide mit abgerundeter Spitze; er ist der höchste Berg Mexico's, 16,600 Fuß hoch. Der Iztahuatl, 1000 Fuß niedriger, ist ein hoher Gebirgsstock mit zerrissenem Gipfel und schneeigem Haupte. Ein vierter Berg zeigt sich nun noch, weniger durch seine Höhe, als durch wunderbare Formen die Aufmerksamkeit fesselnd, das ist der Malinche.

Ich benutzte das schöne Wetter, um mich hoch oben auf den Sitz, noch über den Kutscher zu schwingen und hatte so genügend Muße, mich an dem herrlichen Panorama, das sich vor mir ausbreitete, zu weiden.

In einem weiten Thale, dem die beiden Vulkane als Hintergrund dienen, dehnt sich die Stadt und Festung Puebla de los Angeles aus. Die wunderbare Klarheit der Luft in einer leichten bläulichen Färbung brachte die entferntesten Gegenstände überaus nah. Die Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchteten in magischem Effecte die unzähligen Kirchthürme. Rechts von der Stadt erhebt sich das Fort Guadelupe, der Schlüsselpunkt der Festung und bekannt durch die Niederlage der Franzosen unter General Laurençai am 5. Mai 1862. Hinter der Stadt sieht man einen kleinen Hügel in merkwürdig regelmäßigen Formen, mit einer Kirche darauf. Das ist Cholula. An diesen Namen knüpft sich die Erinnerung an Ströme von Blut, die dort vergossen worden sind, an die schrecklichen Menschenopfer, die die Azteken ihren Göttern brachten. Der Hügel ist errichtet worden durch Menschenhände im wahrsten Sinne des Wortes.

Alle zum Tode bestimmten Opfer mußten an der Aufwerfung desselben mitwirken und man will wissen, daß an einem Tage dort 11,000 Menschen umgebracht worden sind zur Ehre einer Gottheit. Noch heute ist der ganze umliegende Acker voll von kleinen thönernen Götzen, die der Pflug immer wieder zu Tage fördert. Bei dem Gedanken an diese Gräuelscenen wollte es mir

fast erscheinen, als ob es die Bestimmung jenes schönen Landes wäre, daß darin sich die Menschen unter sich umbrächten. Die wilde Bestie, sie verschont doch wenigstens ihre Art; doch der Mensch denkt und grübelt seit Jahrhunderten darüber, auf welche Weise er möglichst schnell und in großer Anzahl das Blut seines Nebenmenschen vergießen kann.

So ist durch die Entartung des menschlichen Geschlechts demselben der Stempel der Gottheit von der Stirn gewischt worden; selbst die hehre milde Lehre des Heilandes, die Toleranz, die Nächstenliebe, sie erfahren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Verfolgungen und Verleumdungen der schlimmsten Art, und all' unsere große und hohe Civilisation ist doch im Ganzen weiter nichts als menschliche Aufgeblasenheit, kindischer Stolz und tiefste Verblendung.

Das Land um Puebla ist reich und fruchtbar. Schöne Wiesen wechseln mit üppigen Feldern ab, die tausendfachen Ertrag bringen könnten, wenn die Indolenz der Bevölkerung auf irgend eine Weise zu brechen wäre. Bei uns quält sich der Mensch ab, auf seinem mageren Sandboden einigen Ertrag zu erzielen, der ihm mühsam den alltäglichen Lebensunterhalt gewährt, und hier liegen die fruchtbarsten Aecker unbebaut. Nicht als ob die Bevölkerung so reich wäre, daß sie nicht die Felder zu bestellen brauchte. Das ist durchaus nicht der Fall. Aber man ist zu bequem, um auf solche Weise allmählich einen gewissen Wohlstand zu gewinnen.

Man will Geld haben, ohne etwas zu thun und das erwirbt man am leichtesten durch das Räuberhandwerk.

Ich hatte früher stets geglaubt, Mexico wäre ein reiches Land und diese Ansicht herrscht im Allgemeinen in Europa. Ich war daher höchst erstaunt, so namenlose Armuth und so viel Elend zu finden. Ja, das Elend ist so groß, daß dadurch in den niederen Classen und namentlich bei den Indianern, eine merkwürdige Gleichgültigkeit gegen den Tod herrscht. Wie oft hörte ich nicht den Ausspruch: „Was haben wir vom Leben? Doch nichts weiter als Kummer und Noth. Die Todten allein sind glücklich, sie haben keine Schmerzen, sie sind im Himmel in ewiger Glückseligkeit.“ — Trotz dieses Nachsatzes, der anscheinend aus religiösem Gefühl entspringt, ist diese ganze Auffassungsweise ein erschreckender Beweis von namenloser Demoralisation. Der wahre Christ kann sich wohl den Tod wünschen, als eine Befreiung irdischer Qualen, aber Gott hat doch auch seine Gebote gegeben, nach denen der Mensch hier auf Erden leben und wirken soll für das eigene Heil, aber auch für das Wohl seines Nebenmenschen. Der Schöpfer hat in unser Herz jenen so rührenden Zug der Liebe zu Eltern, Kindern, Verwandten und Freunden gelegt. Das ist es, was uns hier auf Erden schon das Leben verschönern, was den Keim zu edlen großen Handlungen erwecken soll. Jene Gleichgültigkeit findet sich in demselben Maße bei den Chinesen wieder, und da ist es

ebenso wie hier, der Beweis einer unglücklichen mißverstandenen Existenz.

Eben im Begriff, in die Stadt hineinzufahren, ging die Kutsche entzwei. Doch wurde der Schaden durch die mitgeführten nöthigen Utensilien schnell ausgebessert. Puebla ist eine Stadt von 70,000 Einwohnern mit hübschen geraden Straßen und vielen originell bemalten Häusern. Den Namen Los Angeles, die Engel, verdankt sie der überaus großen Anzahl von Klöstern und Kirchen, von deren ersteren es über 80 giebt. Von den vielen Kirchen ist die Cathedrale erwähnenswerth. Sie ist schön im Renaissancestyl in Kreuzesform erbaut. Hohe reich verzierte Thürme erheben sich auf beiden Seiten der Façade. Das Innere war gut gehalten, nur durch zu viel Reichthümer und Vergoldungen etwas überladen. Namentlich kennen die Goldrahmen in ihrem Uebermaaße gar keine Grenzen.

Unzählige lebensgroße Statuen der Heiligen aus Holz geschnitten machen deshalb einen etwas störenden Eindruck, weil sie in ihren bunten Farben zu natürlich erscheinen. Man erschrickt unwillkürlich, wenn man in Gedanken versunken zufällig den Blick auf sie richtet. Die Cathedrale liegt auf einem großen Platze mit hübschen Gartenanlagen, der, wie in all' diesen Städten, entweder Placa de Armas, oder de la Constitucion heißt. Die an demselben liegenden Häuser haben große Bogengänge im Erdgeschoß, in denen die Indianer ihr Zuckerwerk oder Früchte feil bieten.

Nach dreistündigem Aufenthalt bestieg ich die Eisenbahn, die in sechs Stunden nach Mexico geht. Die Waggons sind auf europäische Weise eingerichtet und recht bequem. Der Andrang war ein großer, da am folgenden Tage ein Nationalfest im ganzen Lande gefeiert werden sollte, das viele Leute in der Hauptstadt verleben wollten.

Die Eisenbahn führt nicht den Weg über Riofrio, der früher die große Straße von Puebla nach Mexico bildete, wegen zu großer Terrainhindernisse in den Gebirgen. Man hat die weitere Strecke gewählt, die stets durch die großen Ebenen, los Llanos, führt. Auf dem vordersten und hintersten Wagen befanden sich ca. 3 bis 400 Mann Soldaten, die jeden Train begleiten müssen. Ohne diese Bedeckung zu reisen ist fast zur Unmöglichkeit geworden, nachdem die Räuber fast jedesmal zu Hunderten die Schienen aufrissen, den ganzen Zug ausplünderten und die ihnen als reich bekannten Passagiere in die Gebirge schleppten. In demselben Coupé mit mir befand sich ein Herr mit seiner Familie, der sehr nett und freundlich für mich war und recht angenehme gewandte Formen hatte. Später erfuhr ich, er wäre Offizier gewesen und hätte als solcher ein junges Mädchen, das ihm ihre Tugend nicht hätte opfern wollen, meuchlerisch erschossen. Für dieses kleine Vergehen hatte er einige Monate im Gefängniß gesessen und damit hatte die Bestrafung ihr Ende gehabt.

Von der elenden Justiz des Landes kann man sich gar

keinen Begriff machen. Man kann mit den nettesten, elegantesten Leuten an einem Tische sitzen und nicht wissen, ob nicht der Eine oder der Andere schon ein halbes Dutzend Menschen umgebracht oder Gott weiß was für Verbrechen begangen hat. In diesen trüben Verhältnissen triumphirt das Laster, während die ehrlichen Leute zu kämpfen haben, daß ihnen ihr Hab und Gut erhalten bleibe. Und dabei haben die Mexicaner so etwas Treuherziges, Höfliches, daß man wirklich in der ersten Zeit ganz empört über die Leute ist, die ihnen so viel Böses nachsagen.

Die Kinder jenes Herrn im Alter von 8 bis 10 Jahren amüsirten mich sehr mit ihrer Unterhaltung, zu der die Politik ihnen den Stoff lieferte. Sie sprachen über Juaristen und Porfiristen mit einer Sicherheit des Urtheils, daß ich mich vor Erstaunen kaum erholen konnte. Die Anhänger des Präsidenten Juarez heißen Juaristen, während man die Insurgenten nach ihrem Führer Porfirio Diaz Porfiristen nennt.

Die Eisenbahn führt stets durch die Ebene, aus der sich nur hier und da einzelne Berge erheben, die alle vulkanischen Ursprungs sind. Ihre Form ist ziemlich steil und der Gipfel kraterartig gezackt; sie bilden nicht zusammenhängende Gruppen, sondern steigen einzeln, fast wie Pilze, aus der Erde. Ihre Abhänge bestehen aus lavaartigen Gesteinen und machen in ihrer grauen, jeder Cultur baren Formation einen öden Eindruck.

Wir mochten ungefähr die Hälfte des Weges bis

nach Mexico zurückgelegt haben, und der Zug ging in ziemlicher Schnelligkeit dahin, als mit einem Mal ein Schuß fiel, worauf ich das Pfeifen und das Einschlagen der Kugel in unseren Waggon hörte. Den freundlichen Absender derselben zu entdecken, war mir nicht möglich; er schien aber nach dem dahinfahrenden Zuge zu schießen, wie man dies bei uns nach einer beweglichen Scheibe thut, oder wie man einen Spatzen erlegt. Obgleich Niemand verletzt war, bedurfte es doch geraumer Zeit, ehe sich die Damen von ihrem Schreck erholt hatten. Es war dies das einzige Mal, daß ich in dieser Weise in Lebensgefahr in Mexico war, und ich darf nach den dortigen Verhältnissen wohl behaupten, daß das Glück mich sehr begünstigte. Viel habe ich späterhin das Land zu Pferde und im Eilwagen durchstreift, ohne daß mir das Geringste begegnet wäre.

Wir kamen gegen Abend an den größten der beiden Seen, die einen bedeutenden Platz in dem Thal von Mexico einnehmen, an den Lago de Texcoco. Er ist von bedeutender Ausdehnung und erstreckt sich vom Fuß der Gebirge in westlicher Richtung bis auf eine halbe Meile an die Stadt heran. Ich kann nicht gerade sagen, daß die Seen sehr hübsch wären. Sie haben flache Ufer und kein schönes klares Wasser, und dennoch giebt die große Wasserfläche der Landschaft einen belebten Anblick. Namentlich von den Bergen aus erblickt, würde das Nichtvorhandensein der Seen dem Bilde großen Abbruch thun.

Eine Erscheinung, die man seit Jahren beobachtet, ist das allmähliche Abnehmen und sich Verringern der Wassermassen. Zu den Zeiten, als unter Cortez die Conquistadores in das Land kamen, lag die ganze Stadt fast auf einer Insel und nur durch einen einzigen festen Damm war sie mit dem Thal verbunden. Die Verlegung dieses Dammes von Montezuma's Kriegern brachte ja eine kurze Zeit Cortez mit seinen Mannen in die größte Gefahr, ihr ganzes Unternehmen scheitern zu sehen. Und welches Unternehmen war es! Man muß staunen über die Größe und den Heldenmuth des Cortez und seiner Schaar, in ein fremdes stark bevölkertes Land einzudringen, mit nur 3—400 Kriegern bis in dessen Herz vorzugehen und die mächtige Hauptstadt zu erobern. Damals war auch das herrliche Thal von Mexico einer der schönsten Punkte der Welt, mit Hainen immergrüner Eichen bedeckt, die durch die Spanier leider ausgerottet wurden. Die großen Seen in einer Höhe von über 7000 Fuß über dem Meeresspiegel sind eine überaus wunderbare Erscheinung.

Nach wenigen Minuten erblickte ich die Stadt Mexico. Endlich lag sie vor mir, das Ziel meiner Wünsche, der Traum meiner Kinderzeit, jenes Mexico mit seiner märchenhaften poetischen und doch so blutigen Geschichte. Alles, was ich seit Jahren mit Interesse darüber gelesen und gehört hatte, was Alexander von Humboldt mit so glühenden Farben geschildert hatte, ich sollte es vor mir sehen in der kürzesten Zeit. Der

ganze Zeitabschnitt von der Entdeckung Amerika's bis zum heutigen Tage zog in bunten Bildern, gleich einer Laterna magica vor meinem Geiste dahin. Zuerst die blutigen Kämpfe jener kleinen Heldenschaar, geführt und begeistert von der Indianerin Marina, der Geliebten des Cortez. Dann die reichen Zeiten unter der spanischen Herrschaft, wo in unersättlicher Goldgier die Minen des Landes durchwühlt wurden, wo die Saumthiere der Last der edlen Metalle fast erlagen, die sie nach den Küsten hintragen mußten.

Es folgt dann die Epoche, wo von Neuem das Blut in Strömen floß, so daß man sagen könnte, die alten Tage der Azteken mit ihren Menschenopfern wollten sich erneuern. Jene Zeit, wo das Land um seine Unabhängigkeit kämpfte. Der schöne Name der Freiheit wurde besudelt durch Kämpfe, die persönliches Interesse der Heerführer zum Motiv hatten. Um zu Macht und Reichthum zu gelangen, opferte man in hundert unseligen Bürgerkriegen das Herzblut seiner Landsleute. Das Panier der Freiheit diente als Aushängeschild, hinter dem man seine niedrigsten Leidenschaften, seine wilde Rachgier, seine unwürdigen Intriguen verbarg.

Doch auch jene Tage schienen schwinden zu wollen. Es hatte endlich den Anschein, als ob dem unglücklichen in sich so zerrissenen Lande auch einmal die Segnungen des Friedens, der Ordnung und der Gerechtigkeit zu Theil werden sollten, als ob in die wunden Stellen ein lindernder Balsam eingeflößt würde. Ein edler, hoch-

herziger deutscher Fürst in der Blüthe der Jahre, entschloß sich, dieses humanitäre Werk zu unternehmen. An der Seite seiner schönen und geistvollen Gemahlin zog er ein in Mexico unter dem Jubelruf der Bevölkerung, die ihn aus seiner fernen Heimath zu der hohen und großen Aufgabe herbeigerufen hatte. Unmöglich war es wohl, einen Menschen mit besserem Willen für das Wohl seines Volkes Tag und Nacht zu arbeiten, aufzufinden, als den Kaiser Maximilian. Und was war der Lohn für so viel Treue, Hingebung, Arbeit und Entsagung? — Verrath in der feilsten Weise. Franzosen und Mexicaner suchten sich darin zu übertreffen. Ja, wenn ich an die Aussagen für mich in höchstem Maaße glaubwürdiger Männer denke, so ist von Bazaine, — nicht in der letzten Zeit, da mochte es, so verwerflich es auch war, seinen politischen Zweck haben, — nein, von Anfang an so operirt worden, als ob man absichtlich das junge Kaiserreich nicht sich consolidiren lassen wollte. Die besten und edelsten Absichten des Kaisers sind stets so vereitelt worden, daß man nicht an Zufall dabei glauben konnte.

Das Loos des Landes nach jenem Kaisermord in Queretaro ist wieder dasselbe geworden, was es nach der Zeit der Unabhängigkeitserklärung war. Unaufhörliche Bürgerkriege, Raub und Mord auf den Straßen und ein Daniederliegen von Ackerbau und Handel in der bedauerlichsten Weise, — das ist in wenigen Zügen der jetzige Zustand.

Doch ich wende mein Auge ab von diesem düsteren Gemälde, um mich dessen zu erfreuen, was vor mir liegt. Der Sonne letzte Strahlen gaben der vor mir sich ausbreitenden Landschaft eine unendliche Klarheit und Reinheit. Das Auge war nicht mehr geblendet, die Nebel, die des Morgens die Höhen verschleiern, sie waren gewichen und entzogen mir nicht den Anblick der Gipfel der Berge. Vor mir erstreckte sich in der Ebene in großer Ausdehnung die Stadt Mexico. Die flachen Dächer der Häuser wurden überragt durch die vielen Kuppeln und Thürme der Kirchen, unter denen die Cathedrale bedeutend sich hervorhob. Die Fenster funkelten in der Beleuchtung wie Feuer und der Rauch stieg in der Stille der Luft kerzengerade zum Himmel auf. Nach allen Seiten hin ist das Thal, das eine Ausdehnung von ungefähr 20 Leguas hat, begränzt durch hohe Gebirge. In südöstlicher Richtung erhoben sich die Vulkane Popocatepetl und Iztahuatl, gleich zwei Riesen in wunderbarer Klarheit. Allmählich zogen sich dann nach Süden und Westen zu die Berge von San Angel in den eigenthümlichsten Formen.

Am Fuße davon zeigte sich, halb verborgen, im herrlichsten saftigsten Grün Tacubaya, der Sommeraufenthalt der Reichen. Nach Norden zu lagerten sich ebenfalls hohe Vulkane, an deren Fuße der berühmte Wallfahrtsort von Nuestra Señora de Guadelupe mit prächtiger Kirche liegt.

Gleich Fühlhörnern der Berge sind die beiden Peñon

vorgeschoben, während ein wildzerklüfteter Höhenzug den Texcoco vom Chalco-See trennt. Die Ebene ist bedeckt mit reichen und fruchtbaren Feldern und Wiesen, auf denen Heerden in großer Anzahl weideten. Wege mit riesenhoher Aloe- oder Cactuseinfassung verbinden die vielen Dörfer mit einander, in denen die seltensten und schönsten Blumen wucherten und ihren süßen Duft in der milden Abendluft ausströmten. Die Farbencontraste waren groß, und dennoch bildeten sie zusammen eine Weichheit und eine Harmonie, die dem Auge wohl that.

Die näheren Vulkane hatten eine düstere Farbe, während die entfernteren ein herrliches Blau annahmen. Dagegen stach das prächtige Grün der Wiesen, der Schnee auf den Gipfeln der Berge und die glänzende Wasserfläche der Seen scharf ab.

Die Bahn führt in einem großen Bogen um einen Theil der Stadt, der allerdings einen wenig stolzen Eindruck macht. Große Klöster, halb verfallen, auf ausgedehnten Plätzen oder breiten Straßen, stechen scharf ab gegen die elenden Lehmhütten, die weder Schornstein noch Fenster haben, und deren einzige Oeffnung die Thür ist. Die ärmeren Classen der Bevölkerung bewohnen diese äußeren Stadttheile. Die ganze Stadt ist mit Thoren, hier Garita's genannt, versehen, die aber auf einen großen Zuwachs berechnet sein müssen, da sehr viel unbebautes Land mit in die Enceinte gezogen ist. Es findet sich dasselbe Verhältniß vor, wie es in Rom

existirt, wo auch der durch die hohen Mauern gebildete Umkreis noch vielleicht für eine halbe Million Einwohner Häuser enthalten könnte.

Nach der Ankunft auf dem für eine Stadt von 180,000 Einwohnern recht bescheidenen Bahnhofe nahm ich schnell einen mit bunten Blumen bemalten Wagen, den zwei Maulthiere zogen.

Das Hotel Iturbide, das mich aufnahm, ist eins der schönsten Gebäude Mexico's. Von einem reichen spanischen Marquis im Renaissancestyl erbaut, hatte der Kaiser Augustin Iturbide diesen Palast erworben und die kurze Zeit seiner Regierung dort residirt. Drei große Höfe befinden sich in der Häusermasse, von denen der vorderste mit schönen offenen Säulengängen eingefaßt ist, die ebenso wie die Straßenfront reich mit Stuckarbeit geschmückt sind. Die Einrichtung des Hotels ist gut und unverhältnißmäßig besser, als die meines Hotels in Habana. Ich muß gestehen, daß ich recht froh in der Aussicht war, mich wenigstens für vier bis sechs Wochen hier etwas einrichten und ausruhen zu können. Die Reise von Vera-Cruz herauf mit ihren verschiedenen Zwischenfällen ist doch auf die Dauer angreifend. Zudem war mir jetzt Gelegenheit gegeben, an diesen Aufzeichnungen zu arbeiten, und in meinem Geiste all' die verschiedenen Bilder vorbeiziehn zu lassen, um nicht erdrückt zu werden von dem vielen Neuen und Interessanten.

Die Stadt Mexico ist auf derselben Stelle erbaut,

wo die Hauptstadt des Reiches des Montezuma stand. Letztere wurde leider nach der Eroberung durch die Spanier gänzlich zerstört, und unendlich zu bedauern ist dieser Verlust im archäologischen Interesse. Die hohe Cultur, in der die Azteken lebten, läßt sich noch aus den spärlichen Ueberresten jener Zeit erkennen. Sie hatten ihre eigene Architektur, geometrische Berechnungen und Sinn für Künste und Wissenschaften damals schon, als man weder von ihrer Existenz noch von dem Vorhandensein Amerika's in Europa eine Ahnung hatte. Ich möchte sie in diesem Punkte mit den Chinesen vergleichen, die hinter ihrer Mauer schon Erfindungen gemacht hatten, deren Geheimniß man erst in Europa Jahrhunderte später entdecken konnte.

Die unordentliche Regierungsweise und das geringe Interesse der Bevölkerung für die historischen Erinnerungen Mexico's lassen wenig Entdeckungen aus der Aztekenzeit zu Tage kommen. Sicher wäre das Land noch eine sehr reiche Fundgrube für Alterthumsforscher.

Die Stadt hat einen modernen Anstrich. Sie hat gerade Straßen, an deren Enden man die Gebirge erblicken kann, und ihre Bauart ist eine überaus weitläuftige. Zahlreiche Kirchen und Klöster in sehr großartigen Proportionen füllen die Plätze aus. Seit der Confiscirung der Kirchengüter dienen viele der den Heiligen geweihten Stätten sehr profanen Zwecken. Man hat sie entweder zu Kasernen oder Gefängnissen eingerichtet oder zu Pferdeställen benutzt, an deren Wänden

man dann manchmal noch einen halben Altar erblickt. Andere sind in Ruinen zerfallen und mahnen an den Verfall des Landes.

Die Hauptstraße ist die Calle San Franzisco; sie hat hübsche Läden; in ihr liegt das Hotel Iturbide und die Häuser vornehmer Mexicaner, deren Aeußeres häufig ganz mit bunt bemalten Kacheln bekleidet ist. Selbiges sah ich auch häufig auf den Kuppeln der Kirchen, und es gab stets ein sauberes gefälliges Ansehn. Genannte Straße bildet die Verbindung der beiden größten Plätze der Stadt, der Alameda mit der Placa mayor. Ersterer ist ein längliches Viereck, dessen Außenseite von Häusern eingefaßt ist, während nach innen zu dann eine breite Straße kommt. Eine Mauer von einigen Fuß Höhe mit großen Gitterthoren, die Abends Schlag 7 Uhr geschlossen werden, umschließt die in der Mitte des Platzes sehr großartig angelegten Gartenanlagen. Ein Reit- und Fahrweg zieht sich längs der Mauer um den ganzen Garten hin, während viele Fußwege denselben durchschneiden. Hohe schöne Bäume, einer Erlenart angehörend, gewähren angenehmen Schatten und Kühlung. Da, wo die Wege sich kreuzen, sind Blumen in geschmackvollen Beeten gepflanzt. Statuen, Springbrunnen und Bänke füllen die Rondel's aus.

Die Alameda ist ein sehr beliebter Aufenthalt für die Mexicanerinnen des Morgens, wenn sie aus der Messe kommen. Sie pflegen sich hier, mit dem geschmackvollen schwarzen Schleier in den Haaren geschmückt, zu

ergehen. Sonst machen sie stets ihre Ausflüge im zugemachten Wagen. Man sieht dann ferner die Reiter im Nationalkostüm von dem Morgenritt zurückkommen, oder in den Gängen die Studenten hin- und herlaufen mit dem aufgeschlagenen Buch in der Hand, um ihre Aufgabe zu lernen. Nachmittags um 5 Uhr wimmelt es wieder in der Alameda von Reitern und Equipagen, da man dieselbe passiren muß, um nach dem Paseo, der großen Promenade, zu gelangen.

Die Placa mayor ist einer der größten Plätze der Welt; sie hat ungefähr die Form eines Quadrats. Die ganze Südseite ist von dem Palacio, dem Regierungsgebäude, eingenommen; dasselbe ist einstöckig und recht geschmacklos erbaut. Drei große Portale führen durch dasselbe in die zahlreichen Höfe und Flügel, von denen mehrere zu Casernen, die meisten zu Büreaus dienen. Was das Auge am meisten am Palacio stört, ist erstens das eine einzige Stockwerk bei der so kolossalen Länge, ferner der gänzliche Mangel an Symmetrie in Betreff der Fenster, von denen im ersten Stock stets zwei auf demselben Raum angebracht sind, der für eins im Erdgeschoß bestimmt ist. Ueber jedem Portal in der Höhe des Daches befindet sich eine Siegesgöttin, die meiner Ansicht nach eine recht traurige Beschäftigung hat, da sie doch nur den militärischen Ruhm ewiger Bürgerkriege verherrlichen kann.

Die Ostseite nimmt die Cathedrale mit der daran angebauten Pfarrkirche (dem Sagrario) in der Weise

ein, daß das Portal dem Platze zugewandt ist. Der Bau ist im Ganzen edel und großartig im italienischen Kreuzstyl gehalten. Die den sehr großartigen Verhältnissen angemessenen Thürme, von denen man einen bezaubernden Blick auf Thal und Stadt hat, haben als Spitzen zwei riesige Glocken in Mauerwerk aufgeführt, die einen ebenso geschmacklosen als störenden Eindruck machen. Nie konnte ich sie ansehen, ohne an jene Instrumente zu denken, mit denen man die Lichter auslöscht.

Das Innere der Cathedrale ist von schönen Dimensionen. Die fünf Schiffe werden durch hohe luftige Säulen gebildet, in denen ein vollendetes Ebenmaaß herrscht; der Altar erhebt sich in bedeutender Höhe unter der Kuppel und bildet darin eine Nachahmung von Sanct Peter in Rom. Eine Thür führt von der Cathedrale nach dem Sagrario, das im Renaissancestyl erbaut, zu überladen in seiner Ausschmückung ist.

Unzweifelhaft das Interessanteste an der Cathedrale ist der an der äußeren Wand eingemauerte Aztekische Kalenderstein. Er ist rund, hat einen Durchmesser von 5 Fuß und ist außerordentlich gut erhalten. Für den Laien sind die darauf gemeißelten Gegenstände Hieroglyphen, von denen nur in der Mitte ein Kopf mit weit aufgerissenem Munde erkennbar ist. Die Gelehrten bewundern diesen Stein als ein Zeugniß des hohen Culturlebens der alten Azteken und sie können nach demselben heute noch Jahre, Monate, Tage und Stunden

herauslesen. Die halbe Westseite des Platzes nimmt das Municipalgebäude ein, an das sich ebenso wie an der Nordseite Häuser mit Läden und langen Colonnaden anreihen.

Zur Zeit als Kaiser Maximilian nach Mexico kam, war das ganze Innere der Placa mayor frei, und dieses bildete in seiner Größe einen nachtheiligen architektonischen Einfluß auf die nur einstöckigen Gebäude. Man ließ sofort hübsche Gartenanlagen dort anbringen, und Dank dem glücklichen Himmel gediehen dieselben so schnell, daß sie heute eine angenehme schattige Promenade bilden, auf der mehrere Male des Abends in der Woche die Militärmusik spielt und Jung und Alt anlockt.

Ich hatte meine Reise nach der Hauptstadt deshalb sehr beschleunigt, um daselbst dem großen Nationalfeste, dem Cinco de Mayo (5. Mai), beizuwohnen. Denke ich zurück an die Ursachen des Festes, an die Art und Weise, es zu feiern, so kann ich mich nicht eines Lächelns erwehren, denn sie zeigten mir in drastischer Weise die bodenloseste Eitelkeit und die lächerlichste Selbstüberhebung dieses Volkes. Wenn man in Preußen die Tage von Leipzig, Waterloo oder Sedan so feiern würde, so könnte dieses je nach der Anschauungsweise des Einen oder Andern passend oder übertrieben gefunden werden, kein Mensch würde aber den Preußen die Berechtigung dazu absprechen können, denn die eben genannten drei Tage bilden Wendepunkte von der höchsten Wichtigkeit

in der Geschichte, sie schließen welthistorische Ereignisse in sich. Dies ist aber mit dem Cinco de Mayo nicht der Fall; um die Bedeutung desselben klar zu machen, muß ich zehn Jahre zurückgehn.

Bekanntlich wurde die Mexicanische Expedition im Jahre 1861 von Frankreich, England und Spanien gemeinsam unternommen. Nachdem letztere beiden Staaten erkannt hatten, daß die Motive dazu nur in selbstsüchtigen Zwecken Frankreichs lagen, riefen sie sofort ihre Truppen ab und ließen die französische Eskadre allein zurück. Das Expeditionscorps dieses Staates bestand aus nur 7000 Mann, von denen der General Laurençai 2000 zur Deckung der Rückzugslinie beorderte, während er selbst mit 5000 Mann gegen die Festung Puebla zog. Der Schlüsselpunkt davon war das die Stadt beherrschende Fort de Guadelupe mit einer Besatzung von 12,000 Mann.

Mit der bekannten Unterschätzung anderer Truppen wollte der französische General dieses Fort, das auf steilem Berge liegend eine unendlich feste Position bildet, durch einen Handstreich nehmen. Die natürliche Folge war, da man durch die starke Position und den Vortheil der Defensive, die Kräfte der Mexicaner als wenigstens das doppelte der wirklichen Zahl in Anschlag bringen konnte, daß die 5000 Franzosen mit blutigen Köpfen gehörig zurückgeschlagen wurden, und sich bis hinter Orizaba zurückziehen mußten. Nach Landung

neuer Truppen gingen sie dann wieder vor und nahmen Puebla nach langer Belagerung ein.

Diesen so billigen Sieg feiern die Mexicaner als das größte Nationalfest des Landes, und er diente mir als Gelegenheit, alle die officiellen Persönlichkeiten zusammenzusehn. Das Programm war folgendes: Des Morgens früh feierliche Musik auf den öffentlichen Plätzen. Um 9 Uhr Zug des Präsidenten mit dem Ministerium, den Congreßmitgliedern und den anwesenden Truppen nach der Alameda, woselbst auf das Fest bezügliche Reden gehalten werden sollten und die Musik den Zaragossa-Marsch spielen würde. Zaragossa war der Name des Heldengenerals, der aus jenem Fort mit 12000 Mann 5000 Franzosen zurückschlug. Nachmittags Volksfeste und Abends glänzende Illumination und Feuerwerk.

Ich begab mich kurz vor 9 Uhr nach dem Palacio, wo ich bald genug gewahr wurde, daß die Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige, aber nicht der Präsidenten der Republiken ist, denn es war beinahe 10 Uhr, als sich der Zug in Bewegung setzte. Voraus marschirten die Militairmusiken, unter denen ich aber Musiker in recht schäbiger Civilkleidung sah; vielleicht hatten die Uniformen zu diesem Tage nicht ausgereicht, oder ein allzuehrlicher Beamter hatte sie vielleicht auf Rechnung gesetzt, sie aber in Wirklichkeit nicht beschafft. Dann folgten die Schulen und die Offiziere der Stäbe, von denen einzelne in dem Zuge ganz gemüthlich ihre Cigarrette rauchten.

Endlich erschien der Präsident Don Benito Juarez, den zu sehen mir natürlich von hohem Interesse war. Es ist ein Mann in den Sechzigen von mittlerer Größe mit kurzem Halse. Aus reinem Indianerstamme entsprossen, hatte sein Gesicht die gelbe Farbe seiner Race; im übrigen sind seine Züge von großer Häßlichkeit, und drücken eine gewisse Verschlagenheit verbunden mit großer Indolenz aus. Es ist eins von den Gesichtern, die schwer zu enträthseln sind, die aber entschieden den Eindruck des Grausamen und Herzlosen machen. Herr Juarez war ebenso wie das Ministerium und die Congreß-Mitglieder im schwarzen Frack und stützte sich auf einen starken, mit goldnem Knopfe versehenen Stock. Die einzige Uniform in seiner Umgebung trug der Kriegsminister, General Mejia, sie war reich, aber überladen und zeigte nicht besonders guten Geschmack. Herr Mejia hat sich in früherer Zeit mit den Geschäften eines Arriero abgegeben, d. h. er trieb die Lastthiere von den Städten zu den Häfen. Und das ist die Kunst und das Talent jener Nation, daß sie in Manieren und Worten gänzlich ihre frühere niedere Stellung verläugnen können; eine Eigenschaft, selbst dem Schweinehirten nicht abzustreiten, besitzen sie, das ist eine gewisse Ritterlichkeit im Wesen. „Jeder Zoll ein Caballero", wie sie selbst gern zu sagen pflegen.

Hinter dem Congreß folgte das Cadettenkorps und die hier anwesenden Truppen. Von diesen will ich nur sagen, daß sie in ihrem Aeußeren und Ajustement traurig

aussahen, daß sie aber in ihrem Lande nicht zu unterschätzende, ja sogar höchst gefährliche Gegner für europäische Truppen sind. Der Schnitt ihrer Uniform ist französisch, allerdings theilweise sehr entstellt.

Nachdem ich diese ganze Gesellschaft bei mir hatte vorbeimarschiren lassen, wobei es mir theilweise schwer blieb, den lächerlichen Eindruck, den mir das Ganze machte, zu unterdrücken, hatte ich fürs Erste genug von dem Feste und zog mich zurück. Nur ein Factum will ich noch erwähnen, das ist, daß kein Mensch daran dachte, den Präsidenten zu begrüßen.

Ich begab mich nun auf den Weg, um die Empfehlungsbriefe abzugeben, mit denen mich der Baron von Magnus, derzeitiger preußischer Gesandter in Hamburg, auf das Liebenswürdigste und Reichlichste für meine Reise versehen hatte. Eine bessere Recommandation, als die seinige, konnte ich nicht haben, denn Herr von Magnus erfreut sich allenthalben noch aus der Zeit seiner politischen Thätigkeit hierselbst der ungetheiltesten Hochachtung sowohl wegen seines ritterlichen, liebenswürdigen Benehmens, als auch wegen des wirksamen Schutzes, den er vermöge seines Einflusses seinen deutschen Landsleuten gewährte. Die Dienste, die Baron von Magnus in der traurigen Zeit der Gefangenschaft des Kaisers demselben unter den schwierigsten Verhältnissen mit völliger Hintansetzung seiner Person und seiner Gesundheit geleistet hat, brauche ich hier nicht zu erwähnen; sie gehören der

Geschichte an und werden dort späterhin ihren würdigen Platz einnehmen.

Der deutsche Minister-Resident, Graf Enzenberg, war erst wenige Tage vor meiner Ankunft auf seinem neuen Posten angelangt. Er war aber schon in früheren Jahren als Tourist in Mexico gewesen. Seinen hohen Kenntnissen und seinem scharfen Verstande verdanke ich viele Belehrungen.

Den wesentlichsten Nutzen für diese Reise gewährte mir der deutsche Consul, Herr Bennecke. Da er seit fast 40 Jahren im Lande weilt, in welchem er durch seine ausgedehnte Thätigkeit fast allenthalben Beziehungen hat, so genoß ich seinen Schutz und seine Empfehlungen so lange, als ich den Boden Mexicos unter meinen Füßen hatte. Das Ansehn des Herrn Bennecke ist in Mexico ein ganz außerordentliches. Seine Ehrenhaftigkeit und seine Uneigennützigkeit stehen auf gleich hoher Stufe mit seiner Liebenswürdigkeit und seiner unendlichen Gefälligkeit. Selten habe ich in meinem Leben eine solche einstimmige Beurtheilung der hohen Eigenschaften eines Mannes gehört, als dies hier der Fall von Mexicanern und Fremden aller Nationen war. In seinem gastfreien Hause verlebte ich sehr angenehme Stunden, und nie verließ ich dasselbe, ohne nicht gute Rathschläge und Belehrungen über Land und Leute mitgenommen zu haben.

Am ersten Tage schlenderte ich viel umher und verweilte mit großem Interesse bei all' den neuen und anziehenden Bildern, die sich mir boten. Die Stadt war

heute gefüllt wegen des Festes und in den Straßen herrschte das regste Leben. In keiner Stadt, in keinem Flecken Mexicos giebt es wohl eine Straße, die nicht den Namen des Cinco de Mayo führte. Unzählige Fondas (Herbergen) tragen dieses Datum im Schilde, wozu bei einigen noch el sol, die Sonne, hinzugefügt ist, gleich der Sonne von Austerlitz.

Am Nachmittage wohnte ich dicht vor den Thoren der Stadt nationalen Vergnügungen bei, von denen ich zuerst den Coleadero nenne. Ich muß dabei voraus= schicken, daß die Mexicaner von Jugend auf fast mit dem Pferde verwachsen sind, daß nirgends in der Welt so viel geritten wird wie dort, und daß man bedeutend mehr Reiter als Wagen in der Stadt sieht. Die Vor= züglichkeit der mexicanischen Pferde, ihr sanfter Cha= rakter, ihre angenehmen Bewegungen und ihre Gelehrig= keit läßt ihnen beim Reisen oder zum Spazierenreiten den Vorrang vor dem Wagen geben, obgleich das Reisen zu Pferde, trotz der Annehmlichkeit im Vergleich zur Dili= gencia, jetzt wegen der Räuber etwas abgekommen ist. Ein einzelner Reiter ist ziemlich sicher Ueberfällen aus= gesetzt, und man kann es nur wagen in größeren Trupps die Reisen zu unternehmen. Es ist natürlich, daß bei dem steten Reiten, schon von früher Jugend an, die Mexi= caner eine große Sicherheit zu Pferde haben, obgleich ich sie entschieden nicht für gute Reiter nach unseren Be= griffen erklären kann. Dazu fehlt die richtige Einwir= kung auf das Pferd. Sie wissen sich mit Anstand und

Sicherheit auf dem Pferde zu halten, und bieten in ihrer malerischen Tracht auf den schönen reichen Sätteln ein reizendes Bild. Ich hatte oft Kämpfe dieser meiner Ansicht wegen zu bestehen, da die Fremden, die hierherkommen, wegen der schon erwähnten Sanftmuth der Pferde sich meist darauf wagen und sich und die Mexicaner dann für die besten Reiter der Welt halten. Ich bin sicher, wenn man Reiter dieser Categorie auf unsere schwierigen englischen oder ostpreußischen Pferde setzen würde, daß sie bald mit ihrer Kunst zu Ende sein würden. Doch ich kehre zum Coleadero zurück.

Dieses ist eine längliche Rennbahn, ganz von Brettern und Sitzplätzen eingefaßt, in der Länge von 2 bis 300 Schritt, während die Breite nur 20—30 Schritt beträgt. Die schmalen Seiten der Bahn enthalten Thüren, durch die von Zeit zu Zeit ein Stier herausgelassen wird, der in Carrière den Raum durcheilt, um die der schmalen Seite entgegengesetzte Pforte zu erreichen. Im Innern befinden sich 4—5 Reiter, die sofort dem dahineilenden Thiere sich an die Fersen heften und versuchen, durch Herabbeugen des Oberkörpers den Schwanz desselben mit der rechten Hand zu ergreifen. Ist dieses einem gelungen, so nimmt er, indem sein Pferd dabei im schnellsten Laufe bleibt, den Schwanz des Stieres durch ein Emporheben des rechten Oberschenkels zwischen Oberschenkel und Sattel und wirft durch einen gewaltigen Ruck, wodurch dem Stier die Beine unter dem Leibe fortgezogen werden, denselben zu Boden. Es ist klar, daß dazu vor Allem

eine große Uebung, dann aber viel Gewandtheit gehört, namentlich wird durch letztere Eigenschaft vielmehr erzielt, als durch große Kraft. Die Construction des Sattels ist von großem Vortheil bei der Leistung, da der Reiter sehr fest darauf sitzt und vorne einen großen Zwiesel zum Festhalten hat. Der Name „Coleador“ kommt von Cola, der Schwanz, her. Dem Ganzen liegt eine ziemliche Dosis Thierquälerei zu Grunde, da es unzweifelhaft ist, daß weder das Hinwerfen noch das Reißen am Schwanze dem Stier ein besonderes Vergnügen gewährt; doch ist es lange nicht so grausam, als das Stiergefecht.

An diese körperliche Uebung schloß sich das Lassiren der Pferde an, in dem die Mexikaner ebenfalls Meister sind. Die Pferde werden ebenso durch die Bahn gejagt, als vorher die Stiere, und nun passen die Reiter, die aufgerollten Lassos hoch über die Köpfe schwingend, den Moment ab, sie dem Pferde so zuzuschleudern, daß die beiden Vorderbeine in die Schlinge kommen, wonach dann das Thier nach einem kräftigen Ruck niederstürzt. Ich war erstaunt zu sehen, daß trotz der Wucht des Falles, nie eins der Pferde lahm wurde, obgleich die armen Geschöpfe heftige Schmerzen dabei erleiden mußten.

Das Colearen und Lassiren ist natürlich viel schwieriger auf den großen Ebenen ganz im Freien und dort sollen die Rancheros, die Landleute, in ihrem Elemente und von bewundernswerther Gewandtheit sein. Die kurze Strecke bis vor die Stadt war Alles zu Pferde hinausgeeilt; dieselben werden dann in eigens dazu erbauten

Ständen, eins neben das andere untergebracht. Da die Pferde nie schlagen, noch beißen, so ist für dieselben dabei nichts zu befürchten.

Das Costüm der Reiter besteht in dem riesengroßen Sombrero von grauem oder weißem Filz, reich mit silbernen oder goldenen Tressen und Schnüren besetzt. Eine kurze Jacke von Tuch oder ungefärbtem Leder reicht bis an die Hüften. Die Beinkleider, die über das gewöhnliche Beinkleid getragen werden und Chapareras heißen, sind entweder von Leder mit Silber oder Gold gestickt oder haben im Leder Blumen gepreßt, oder sie sind auch das ungegerbte Fell der Panther oder Tiger. An den Fuß werden Sporen von fabelhafter Größe, zwei bis drei Pfund manchmal wiegend, mit Silberblumen ciselirt und mit riesigen Rädern angeschnallt. Dazu gehört in die Hand eine kleine Reitpeitsche, die aber auch häufig an die Hosenschnalle befestigt, getragen wird. Der Sattel ähnelt im Bau dem ungarischen Bocksattel; vorn ist ein großer runder Teller, der zum Festhalten bei diesen Exercitien dient und der eben so wie der hintere Theil reich mit getriebenem Silber verziert ist. Die Steigriemen sind breit und von mit Blumen gepreßtem Leder; die Bügel verbergen durch große lederne Schuhe an denen Lederschleifen hängen, ganz den Fuß des Reiters.

Hinter dem Sattel ist die Vaccarilla angebracht. Diese bildet große Ledertaschen, die durch langhaarige Ziegenfelle verdeckt sind und die fast bis auf einen Fuß

auf jeder Seite zur Erde reichen. Je nach der Schönheit und Länge der Haare wird damit ein großer Luxus getrieben. Darauf ist der „Serape" geschnallt, der die Form eines Longshawl hat, und der dem Mexicaner als Decke und als Schutz gegen den Regen dient. In der Mitte ist ein Schlitz, durch den man den Kopf steckt, während auf beiden Seiten das Tuch herabfällt. Selten sieht man den Mexicaner ohne Serape, der im Preise von 3—1000 Pesos zu kaufen ist. Das Zaumzeug besteht aus buntwollenen Schnüren, und die Zügel führt man mit dem kleinen Finger. Die Zäumung selbst ist überaus scharf. Die Kandare mit beweglicher Zungenfreiheit reicht dem Pferde beinahe bis hinten in den Gaumen hinein. Dies ist das Ajustement des Mexicaners und seines Pferdes. So reitet er auf den Paseo, so reitet er durch das ganze Land, so gallopirt er durch die Stadt vor den Fenstern seiner Geliebten. Geht er zu Fuß, so ist sein Anzug der französische.

Die Kosten dieser Ausrüstungen erreichen manchmal die Summe von mehreren tausend Pesos, je nach der Feinheit der Arbeit oder nach den Verzierungen in edlen Metallen. Der Preis der Pferde ist dagegen recht gering. Für 200 Pesos findet man nicht allein ein hübsches, sondern reelles junges und vollständig fehlerfreies Pferd mit reizendem Gangwerk. Für mich, der ich dreizehn Jahre Cavallerist war, der ich es in meinem Herzen bis zum letzten Athemzuge sein werde, mußte dieses Treiben von großer Anziehungskraft sein, und in meinem Inner=

sten rief es: „Ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd!“ auf dem ich auch die Ebenen durchjagen, die steilen Berge erklettern kann in diesem herrlichen Lande. Gedacht, gethan. Am andern Morgen war der Contract mit einem ungarischen Pferdehändler, Herrn Breuer, abgeschlossen, und ich hatte für die Zeit meines Aufenthaltes ein reizendes Pferd, auf dem ich meine Streifereien in die Umgegend ausführen konnte.

Am Abend des Cinco de Mayo schloß ich mich dem Grafen Enzenberg, seiner liebenswürdigen Nichte, Fräulein Dumont und Herrn und Madame Nuñez an, um vom Balkon des Palacio aus das Feuerwerk anzusehen. Eine große schöne Treppe führt in den ersten Stock; wir passirten mehrere geschmacklos modern eingerichtete Zimmer und kamen in den großen Thronsaal, einen sehr langen, schmalen und niedrigen Raum, in dem die Gemälde der Männer sich befanden, die an dem Werke der Unabhängigkeit hervorragenden Antheil genommen hatten. Das Interessanteste im Saal war die Decke; aus schmalen Cederholzbalken bestehend, soll sie dem Palaste Montezuma's entnommen sein.

Das Feuerwerk bot nichts Besonderes. Die Façade der Cathedrale wurde durch Schießbaumwolle schnell beleuchtet, und oben zwischen den beiden Thürmen sah man das große Transparent eines Herrn im Frack. Dies war der Herr Zaragossa, der Held des Tages und Urheber des heutigen Festes. Der große Platz war angefüllt von Menschen und ich hatte dabei Gelegenheit, die

Ruhe und Ordnung, die während dieser Zeit herrschte, zu bewundern. Kleine Feuer brannten auf der Erde und an diesen kochten und buken Indianerweiber ihre Gerichte, die sie dann den Vorübergehenden verkauften. Alle diese Speisen wurden übrigens ohne Messer und Gabel, mit den Händen und Fingern an den Mund gebracht.

Ich richtete nun mein Leben den Verhältnissen in Mexico gemäß ein; denn ich halte es für eine Hauptsache, um angenehm und bequem auf Reisen zu leben, sich so viel als möglich der Lebensweise der Einwohner zu akkomodiren. Diese Lebensweise ist auf das im Lande herrschende Clima und auf die sonstigen Eigenthümlichkeiten desselben berechnet. Das Clima in Mexico wird von den Mexicanern selbst gepriesen, als überaus angenehm und nicht zu heiß. Ich gebe Ersteres gerne zu, finde aber die außerordentlichen Differenzen, in denen sich der Thermometer innerhalb 24 Stunden bewegt, nicht der Gesundheit zuträglich. Die Morgen sind wunderschön klar, aber ziemlich kühl, während die Mittagssonne eine bedeutende Gluth ausstrahlt. Gleich nach Sonnenuntergang fällt der Thermometer so bedeutend, daß ohne seine Kleidung gewechselt zu haben, man sich heftigen Erkältungen aussetzt. Nach Beobachtungen, die ich an mir selbst erfuhr, ist das Clima wegen der Höhe des Landes für Leute, die an Hals und Lunge leiden, entschieden nachtheilig.

Ich erhob mich des Morgens früh halb 6 Uhr und saß um 6 Uhr bereits auf meinem Pferde. Wenn dies

nun auch der Mexicaner ebenso thut, so war ich doch in der Wahl meiner Ausflüge bei Weitem wählerischer als jener, der fast immer nur den Paseo aufsucht. Welche herrlichen Wege zum Reiten und wie unendlich viel Abwechslung giebt es nicht im Thal von Mexico! Stets glaubte ich die Stelle erreicht zu haben, die am schönsten, am großartigsten die Gegend erschauen ließe, doch immer fand ich wieder andere Punkte, die die vorhergehenden entweder übertrafen, oder ihnen doch gleichkamen.

Ich fange mit der besuchtesten Promenade an, das ist der große Weg, Paseo del Emperador, vom Kaiser angelegt, der direct in einer halben Stunde von der Stadt nach dem Schlosse Chapultepec führt. Derselbe ist rechts und links von Wiesen eingefaßt, die von Canälen sehr zahlreich durchschnitten sind und auf denen die Hirten ihre Heerden umhertreiben. Das Schloß liegt auf einem steilen Felsen, der sich nach Mexico zu fast senkrecht an seiner schmalen Seite erhebt. Nach rückwärts zu flacht er sich allmählich ab, und diese Seite ist benutzt worden zur Anlegung einer schönen breiten Fahrstraße, die in einmaliger Windung sich heraufzieht. Das Schloß selbst ist wenig mehr als ein halbverfallener, recht geschmackloser Bau, der ohne die prachtvolle Lage gar nicht von sich reden machen würde. Ein getrennt von dem Hauptgebäude liegender Pavillon diente dem Kaiserpaare zur Wohnung. Wahrhaftig, ich habe der Anspruchslosigkeit derselben meine Bewunderung zollen müssen, denn abge-

sehen von der Unannehmlichkeit, einen kleinen Garten durchschreiten zu müssen, um in den Speisesaal zu gelangen, war die aus 6 oder 7 Zimmern bestehende Wohnung eben weiter Nichts als ein Gartenhaus. Auf beiden Seiten der Zimmer waren schlecht schließende Thüren und Fenster und der Raum so beschränkt, daß ein Mensch in bürgerlichen Verhältnissen von nur einigermaßen Ansprüchen sich damit nicht befriedigt hätte. Kaiser Max und seine hohe Gemahlin hatten keine Klage dafür, sie schwelgten in der allerdings prächtigen Aussicht, die man vom Thurme des Hauses hat. Und hierin konnten sie mit Recht sagen, daß kein Monarch der Welt wohl einen schöneren Blick von den Fenstern seines Palastes aus hätte.

Die schnurgerade Straße entlang, auf der man fast einen Stecknadelkopf liegen sehen kann, liegt die ausgedehnte Stadt mit ihren vielen Kuppeln und Thürmen, dahinter die weite Fläche der Seen und noch weiter zurück die beiden Bergriesen, der Popocatepetl und der Iztahuatl mit ihren ewigen Schneegefilden. Gleich Ameisen sieht man die fernen Heerden vor sich, deren leises Geläut in der Stille der Natur bis hier hinauf tönt, die vielen Reiter und Wagen, das reiche fruchtbare Land mit seinen Dörfern in den blühenden Rosenhecken. Man erblickt rechts Tacubaya an die Höhe des Berges angelehnt, mit seinen reichen schönen Besitzungen, die halb versteckt in dem tiefen Grün der herrlichsten Bäume liegen, während nach links zu an einem bräunlichen Vulkan das Kloster

Guadelupe sich erhebt. Dieser Blick, so ergreifend, so erhaben schön soll den Kaiser mit vielen Widerwärtigkeiten, die er nur zu bald antraf, versöhnt und sein edles Herz gestählt haben zu neuem Kampfe den vielen sich ihm aufthürmenden Schwierigkeiten gegenüber. In diesen Räumen lebt jetzt im Sommer Herr Juarez, und das einzige Andenken an den früheren Besitzer war ein Waschnapf mit M. und einer Kaiserkrone gezeichnet, in dem Herr Juarez jetzt sein wenig edles Gesicht reinigt.

Der Felsen mit dem Schloß liegt in einem großen Park, der sehr schlecht gehalten ist, aber doch eine der seltensten Zierden besitzt. Dieses sind die Bäume, die die gewaltigsten Stämme der Welt haben. Sie gehören einer Cedernart an und man will ihr Alter nach Jahrtausenden berechnen. Einzelne dieser Exemplare können von 7 Menschen mit ausgebreiteten Armen nicht umspannt werden. In den verschiedensten Gestaltungen haben die Stämme sich manchmal gewunden. Die Bäume sind ganz bedeckt von grauen Wucher- und Schlingpflanzen, die ihre Aeste gleich Trauerweiden nach unten ziehen und ihnen das Ansehn bemooster Häupter geben. Welche eigenthümlichen Zeugen der Geschichte sind diese schweigenden ehrwürdigen Cedern nicht schon gewesen! Welche Völkerstämme, welche Herrschaften sahen sie nicht schon vorüberziehen und vergehen! Bei ihrem Anblick hat man einen leisen Anklang an das Wort „Ewigkeit“. Und doch ist ihr nach Jahrtausenden zu berechnendes Vorhanden-

sein auch weiter Nichts, als ein Tropfen in das Meer der Ewigkeit.

Wie klein, wie winzig erscheint einem dabei ein Menschenleben im Vergleich zu diesen verwitterten Stämmen mit ihren grauen Häuptern!

Bei Chapultepec überschreitet man das Geleise der Bahn und ist dann in wenigen Minuten in Tacubaya. Hübsche Villen in reizenden Gärten bieten hier den reichen Städtern eine angenehme Villegiatur. Von allen Besitzungen ist wohl die schönste die des Herrn Barron, eines Engländers, der aber schon seit Jahren im Lande ansässig ist und ein bedeutendes Vermögen erworben hat. Der Park ist recht hübsch gehalten und mit vielen Kosten hat man alles nur Mögliche, Teiche, kunstvolle Alleen, Terrassen mit herrlichem Blick auf Stadt und Gebirge angebracht. Leider ist die Anlage noch etwas neu, so daß man alte schöne Bäume vermißt. In den letzten Jahren soll das Landleben in Tacubaya und in den noch weiter liegenden Orten auch nicht viel Sicherheit mehr gewährt haben. Allerdings geht eine Eisenbahn und eine Pferdeeisenbahn in kurzer Zeit dahin, doch wer spät aus der Stadt oder umgekehrt zurückkehren will, kann leicht mit den Banditen in Berührung kommen, und dies hat einen lähmenden Einfluß auf das Landleben zur Folge gehabt. Aus dem Gebirge gehen über Tacubaya nach Mexico die großen Aquaducte, die Stadt und Umgegend mit Trinkwasser versehen. Aus der Spanier-

zeit stammend, ist ihre Anlage eine großartige, die sich bis auf zwanzig englische Meilen erstreckt, und eine Wohlthat für die Stadt. Sie münden dort an zwei verschiedenen Stellen, von denen das eine Reservoir Salto de Aqua heißt und eine Erinnerung aus der Zeit Carl V. bildet. Dies kann man an dem unter vielen Skulpturen befindlichen Deutschen Reichsadler erkennen. Von hier schöpfen die Wasserträger, Aguadores genannt, ihre großen Krüge voll, die sie auf Brust und Rücken tragen, und durchziehen dann die Stadt unter dem Rufe: „Agua, Agua“! Sie bilden in ihrem eigenen Costüm und in ihrer Thätigkeit Erscheinungen, an die man sich gleich beim Gedanken an Mexico erinnert.

Doch ich kehre zu meiner Promenade zurück. Von Tacubaya reitet man durch schöne Alleen nach dem kleinen Ort Piedad, und von hier aus führt eine gerade Straße nach dem Paseo Bucareli, nach der Arena für die Stierkämpfe so genannt. Man kommt an zwei Kirchhöfen vorbei, von denen der erste der Französische ist. Hier ruhen die Angehörigen der in Mexico lebenden 3000 Franzosen und die während des Krieges gestorbenen, gefallenen oder ihren Wunden erlegenen Offiziere und Soldaten. Er ist recht hübsch gehalten und war zu der Zeit meiner Anwesenheit ein prächtiger Rosengarten. Ziemlich geradeüber liegt das Pantheon, der neu angelegte große Kirchhof. Da ein Pantheon aber doch nur als Ruhestätte für die großen Männer eines Landes bestimmt ist, ich aber den hiesigen schon

ziemlich bevölkert fand, so denke ich, man wird in der Auswahl wohl nicht sehr streng sein. In gerader Richtung des Paseo Bucareli, der mit verkrüppelten Bäumen bepflanzt und durch Bassins, Statuen und Bänke verschönert ist, kommt man auf den Platz, wo dieser Paseo und der del Emperador auseinander gehn. Die Mitte des Platzes nimmt eine große schöne Reiterstatue Carls IV. in Imperatorentracht ein.

Kam ich so zwischen 9 und 10 Uhr vom Ritte zurück, so flanirte ich in der Stadt umher, wo sich dem Fremden vieles Interessante zeigt. Da sieht man zuerst an der Ecke der Calle San Francisco und der Kirche Professa ein wahres Feld der schönsten Blumenbouquets, die hier feil geboten werden. Mexico ist das Land der Blumen, und namentlich sind es die sanftäugigen Indianer, die diese herrlichen Kinder der Natur zu Freunden haben. Ich zählte einmal 270 riesengroße Bouquets an der Erde, die mit ebenso großem Geschmack, als Verschwendung zusammengestellt waren. Die Blumen haben hier keinen Werth. So nimmt man zu einzelnen Bouquets nur zarte Rosenknospen und das in sehr großer Anzahl. Oder man nimmt, der Symmetrie wegen, verschiedene Farben der Blumen, aber jede genau in demselben Zustande des Erblühns, wie die andere. Für ein paar Realen (1 Real = 5 Silbergroschen), hat man Bouquets, für die man in Berlin vielleicht 20 Thaler ausgeben würde.

Und wie merkwürdig und entgegengesetzt ist hier

der Gebrauch; hier lieben die armen Indianer die Blumen, während sie den reichen Leuten zum mindesten gleichgültig sind, denn nie sah ich im Theater noch sonst wo eine Dame mit einem Bouquet. Also auch darin zeigt es sich von Neuem, daß man nur auf das, was Geld kostet, Gewicht legt.

Auf der Placa mayor herrscht des Morgens ein reges Getriebe. An vielen Stellen sind Schenktische aufgestellt, die ebenfalls mit Blumen und Sträuchern zierlich ausgeschmückt sind, und an denen der Pulque in den verschiedensten Farben verabreicht wird. Unter den Colonnaden bieten die Indianer alle nur möglichen Bedürfnisse des Lebens feil. Hier wird man angegangen, sich an einer Lotterie zu betheiligen, die es in dieser Stadt zu Hunderten giebt. Mir erging es mit einem Loose sehr eigenthümlich. Ich hatte vielleicht in fünfzehn verschiedenen Lotterien kleinere Bruchtheile von Loosen genommen und dieselben dann in einen verschlossenen Kasten in meiner Wohnung gelegt. Niemals war bis jetzt eine meiner Nummern herausgekommen, als ich es endlich doch einmal, es war nur ein bescheidener Gewinn, richtig traf. In der Absicht, mir diesen abzuholen, öffnete ich meinen Kasten und fand sämmtliche Loose in größter Ordnung darin, nur dasjenige, das gewonnen hatte, fehlte. Man besaß also Nachschlüssel, hatte sich meine Nummern notirt und das gewinnende Loos eher präsentirt, als ich es in den öffentlichen Listen gelesen hatte. Ich tröstete mich schnell

und sagte mir, daß, wenn ich mit so billigem Verluste aus diesem Lande herauskäme, ich ganz zufrieden sein wollte.

Die Republik Mexico hat auf einem Flächenraume von 30000 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 7 bis 8 Millionen Einwohnern; sie ist also außerordentlich schwach bevölkert. Von diesen Einwohnern bilden den Haupttheil die Indianer in einer Anzahl von 5 Millionen. Gegen eine Million sind Weiße und der Rest besteht, mit Ausnahme einiger Tausend Neger, aus Mischlingen von Indianern und Weißen. Dies ist die Berechnung, die man in Büchern findet, und die auch im Lande selbst auf Befragen angegeben wird. Und doch habe ich hierbei meine Zweifel nicht ganz unterdrücken können, denn es ist ein geschichtliches Factum, daß nach der Eroberung durch die Spanier diese sehr schnell eheliche Verbindungen mit den Indianerinnen eingingen, daß sie ferner keine Frauen mitbrachten und daß auch sehr wenige nur nachkamen. Woher kommt dann also mit einem Male die Million Weiße? Nach dem, was ich sah und was ich nach Aussagen anderer mir competenter Urtheile zu glauben berechtigt bin, ist die Zahl der Weißen überaus hoch gegriffen. Sei es, daß man nicht Indianerblut in seinen Adern haben will, sei es daß man überhaupt über seinen Ursprung nicht ganz klar ist. Ich glaube, daß in Wirklichkeit die Zahl der Weißen sehr gering ist.

Die Indianer sind mit Ausnahme einiger noch wilder Volksstämme im Norden, sämmtlich Katholiken, die mit großer Begeisterung an ihrer Religion hängen, die sehr ergeben schon deshalb dem Clerus sind, weil derselbe zu allen Zeiten sehr energisch für ihre Rechte gegenüber den Spanischen Bedrückungen eingetreten ist. Soll ich ihren Bildungsgrad, ihre intellectuellen Fähigkeiten genauer beschreiben, so bilden sie ungefähr eine Mittelstufe zwischen dem Weißen und dem Neger. Und doch muß ich gleich vorausschicken, daß die Indianer grundverschieden von Letzteren sind, daß sie nichts mit ihnen gemein haben. Der Indianer ist ein Mensch mit entschieden hervorragend guten Eigenschaften und einem sympathischen Wesen. Wenn ich von dieser Raçe spreche, so verstehe ich nicht die darunter, welche schon dem verderblichen Einfluß der Städte ausgesetzt gewesen sind. Wie kann ein reiner Stahl ohne Rost bleiben, wenn er einige Zeit im tiefsten Sumpfe gelegen hat. Ich spreche also von denen, die wie die Pest jede Berührung mit der Civilisation meiden, von denen, die keinen Begriff von der Bequemlichkeit des Lebens haben, die, mit einem Lappen um Lenden und Oberkörper gewickelt, scheu und ängstlich dem Europäer aus dem Wege gehen, den sie nach fast 400 Jahren noch als Eindringling betrachten. Ich würde gerne und mit großem Interesse unter diesem Volksstamm gelebt haben, um ihre Eigenheiten und ihre Art zu denken und zu handeln kennen zu lernen, hätte mich nicht der bodenlose Schmutz, in

dem sie leben, und das dazu gehörige Ungeziefer in Schach gehalten.

Ich muß sie in mancher Beziehung für Philosophen in der weitesten Bedeutung des Wortes halten, da sie Alles, wonach andere Menschen ihr ganzes Leben lang sich sehnen, vollständig verachten. Sie verachten den Reichthum und das Wohlleben, und sie haben gar keinen Ehrgeiz, keine Ansprüche. Mag ihr Besitz noch so groß sein, sie werden nur ein so großes Fleckchen auf dem Felde anbauen, daß es ihnen genügend Mais liefert, ihren Hunger zu stillen. Ihre kleine elende Hütte, kaum hoch genug, um darin stehen zu können, aus Blätterwerk erbaut, genügt ihnen völlig. Ueber dem Eingange ist ein Kreuz angebracht, das mit den ihnen so lieben Blumen geschmückt ist, und diese Hütte dient ihnen so lange zur Behausung, bis sie in ihr letztes Haus, ins Grab gelegt werden. Auch dieser Gedanke hat für sie keine Schreckniße; sie zeigen auf den Todten hin und sagen: „der ist glücklich, da er befreit von dem Jammer des Lebens ist.“ Beim Tode kleiner Kinder werden wilde Tänze um die Leiche aufgeführt, aus Freude, daß das kleine Wesen in den Himmel gekommen ist. In den Kirchen sind die Indianer stets sehr zahlreich vertreten. Stundenlang habe ich sie auf den Knieen liegen sehen, ohne sich umzublicken, starr die Augen auf den Altar oder die Kanzel gerichtet. Ihr Mißtrauen und ihre Scheu gegen die Weißen ist über alle Begriffe groß.

Giebt man ihnen ein Geldstück, so prüfen sie es auf alle mögliche Weise, ob es auch ächt sei.

Ihre Figuren sind nicht groß, aber schlank, proportionirt und hübsch gebaut. Die Hautfarbe ist gelb, die Augen sind sehr groß und schwarz, und die Zähne die schönsten, die ich je gesehen habe. Sie sind wie gemeißelt, so regelmäßig, und von einer blendenden Weiße. Die Haare auf dem Haupte sind stark, etwas struppig und reichen bis tief auf die Stirn. Dagegen haben sie wenig oder fast gar keinen Bart. Ihre Körperkraft ist ganz außerordentlich groß, ebenso wie ihr Vermögen, Strapazen zu ertragen. Ich habe sie Lasten tragen sehn, die sie auf den Rücken nehmen, indem sie niederknieten, wo sie beim Aufstehn fast zusammenbrachen; und damit trippeln sie (sie gehn nicht) 20—30 Leguas (10—15 deutsche Meilen) an einem Tage. Die Last, die sie auf dem Rücken tragen, ist durch einen Riemen um die Stirn gewunden, so daß diese das Hauptgewicht aushält, eine Sache, die mir auch ganz erklärlich ist. Das Eigenthümlichste an ihnen sind die Füße, und ich bin da zu einer Ansicht gelangt, die ich früher belächelt habe und die man in Europa theilweise so scharf angegriffen hat; das ist die die Abstammung der Menschen von den Affen, die Darwin'sche Theorie in erneuerter Karl Vogt'scher Ausgabe. Die Füße der Indianer haben die völlig gleiche Form der des Orang Utang; d. h. sie sind lang, schmal und laufen in einem Bogen nach der Spitze zu, nach innen etwas sich biegend. Ich will durchaus nicht gegen

die Lehren der heiligen Schrift Front machen, ich sage nur, daß man die Möglichkeit einer Kreuzung zwischen Menschen und Affen nicht so scharf abläugnen wird, wenn man ein aufmerksamer und gewissenhafter Beobachter solcher Umstände ist.

Es sind viel Versuche gemacht worden, die Indianer geistig zu heben, ihnen Interesse an Wohlstand einzuflößen, ihnen selbst Ehrgeiz beizubringen, aber dieselben sind da, wo sie gelungen sind, zu den größten Ausnahmen zu rechnen. Im Uebrigen ist ein gelehrter Indianer ein wahrer Ausbund von Schlauheit und Gewandtheit, der mit der fabelhaften Ausdauer unermüdlich seine Zwecke so lange verfolgt, bis er sie endlich erreicht hat und sollte ein Menschenalter darüber vergehen. Als lebendigen Beweis dafür führe ich Don Benito Juarez an. Als Advokaten sind sie dann Meister im Verdrehen von Worten. In derselben Minute erklären sie Einem, daß weiß schwarz und grün blau ist, und sie machen das so geschickt, daß man es selbst glaubt und erstaunt ist, je es für etwas Anderes gehalten zu haben.

Der größte Theil der Armee besteht aus Indianern, und aus dem oben Angeführten ist schon zu ersehen, daß sie in hohem Maaße Eigenschaften besitzen, die zu einem vorzüglichen Soldaten gehören. Ihre Leistungen im Marschieren und ihr Gewöhntsein an das Clima, das sind schon Vortheile, gegen die eine Europäische Armee schwer aufkommen kann. Dazu gesellt sich noch die

völligste Bedürfnißlosigkeit. Sie ruhen auf der harten Erde ohne Stroh, ohne Mantel, höchstens mit ihrem Serape zugedeckt; haben sie Hunger, so suchen sie sich Früchte und stillen ihn damit. Kein Berg ist ihnen zu wild oder zu steil, auf den sie nicht hinaufklettern, für sie giebt es keine Schwierigkeiten des Terrains. Nun stelle man sich dagegen vor, was die Europäischen Armeen Alles bedürfen; man male es sich aus, wie die Trains und Wagen in diesen bodenlosen Wegen stecken bleiben würden, welchen schrecklichen Einfluß die wechselnde Temperatur auf den Gesundheitszustand ausübt, und zuletzt, wie das so zerklüftete, von Baranka's (Schluchten) durchschnittene Terrain günstig für die Söhne des Landes ist, ihre Ueberfälle zu unternehmen, und man wird mir Recht in meinen Behauptungen geben.

Seitdem die französische Expedition mit so fürchterlichen Schwierigkeiten und Verlusten zu kämpfen gehabt hat, sieht man Seitens der mexikanischen Regierung mit großer Gemüthsruhe einer neuen Intervention entgegen, und darum ist dort für die Diplomaten ein so schwieriges Terrain, weil man anscheinend allen Forderungen ein geneigtes Ohr leiht, hinterher aber Nichts hält. Der einzige Staat, vor dem die Mexicaner Angst haben, sind die Vereinigten Staaten. Diese können schnell über die Gränze auf die Hauptstadt vorrücken, und sie halten sich alle Verräthereien womit ab? Mit Prügeln. Es ist nämlich ein Factum, daß der Mexicaner vor diesen

zittert, weil sie ihm Schmerz verursachen, daß er dagegen vergnügt, mit der Cigarre im Munde, zum Tode geht.

Daß nun die Mexicanische Armee trotz der guten Elemente Nichts leistet, das ist die Schuld der Generale und Offiziere, die wohl nur zu häufig eine zweideutige Rolle spielen, die ferner von Disciplin und Führung noch recht unklare Begriffe haben. Eine Maßregel, um Truppen im Falle der Noth zu werben, ist die Leva. Jeder Mensch wird demnach im Lande aufgegriffen, der keine Beschäftigung hat, oder sich nicht über seinen Lebensunterhalt genügend legitimiren kann, weil man dann vermuthet, daß er sich mit dem edlen Räuberhandwerk abgiebt. Diese Maßregel, mit großer Gerechtigkeit durchgeführt, würde sicher ein gutes Mittel sein, die in Mexico so große Anzahl von Tagedieben etwas zu vermindern, aber auch dabei kommen Intriguen und unlautere Absichten ins Spiel, die aus der Sache selbst eine fürchterliche Geißel machen.

Von Zeit zu Zeit sah man, umgeben von Soldaten, ganze Trupps solcher Ausgehobenen in die Stadt marschieren. Da bemerkte man zwischen den zerlumpten Leperos einen fein gekleideten Herrn und dergleichen Contraste mehr. Da Gleichgültigkeit in allen Dingen ein hervorragender Zug des mexicanischen Charakters ist, so war auch auf den Gesichtern jener Leute nichts von Kummer oder Bestürzung zu lesen. Die Indianer, die in der Armee waren, werden nicht mehr zu den guten

Elementen ihres Stammes gezählt, da sie dort Stehlen und Rauben fleißig lernen.

Aus all' dem, was ich bis jetzt über sie gesagt habe, wird es sich erklären lassen, daß die Indianer, trotz ihres numerischen Uebergewichts, gar keine politische Rolle spielen, daß sie regiert werden, wie man eine Heerde Schaafe leitet, daß aber die Regierung ihren wenigen und sehr harmlosen Eigenthümlichkeiten Rechnung trägt. Sie waren treu ergeben dem Kaiser Maximilian. Sei es, daß seine leutselige Persönlichkeit sie gewann, oder sei es, daß sie in ihm den weißen Mann aus dem fernen Osten sahen, der ihnen vor Jahrhunderten verheißen war, und der ihnen Glück bringen sollte, das was unläugbar feststeht, ist eine rührende Treue und Anhänglichkeit, von der ich später bei meinem Aufenthalt in Queretaro selbst Augenzeuge war. Sprechen sie dort von ihm, so nehmen sie den Hut ab, ihre sanften duldenden Züge nehmen einen noch ernsteren Ausdruck an, und sie nennen ihn „el Señor Emperador".

Den Hauptantheil am politischen Leben haben die Mischlinge, die man unter dem Namen Mexicaner versteht. Sie haben jenes schlaue, gewandte und süßliche Wesen, das dem Unbefangenen ein großes Vertrauen einflößt, in dem derselbe nur zu bald sich getäuscht sieht. Treulosigkeit, Eitelkeit, Mangel an Offenheit, Gewissenlosigkeit, Selbstüberschätzung, das sind die Fehler, die dieses Volk vielleicht zum verkommensten des Erdballs machen, die die Ursache sind, daß von den Fremden

jeder Umgang mit ihnen gemieden wird, und wenn sie noch so lange im Lande sind. Trotz ihres Verstandes und ihrer Talente lernen sie doch wenig. Sie haben alle einen oberflächlichen Schliff und imitiren in ihrem Wesen und Aeußern sehr die Franzosen, was um so mehr zu verwundern ist, als jene nicht sehr zart mit ihnen umgegangen sind. Doch sie brauchen sie zu nothwendig, denn alle hübschen Läden gehören den Franzosen, und namentlich sind die Schaufenster der Juweliere, die die reizendsten Sachen enthalten, fast ganz so wie im Palais Royal. Ein französisches Journal, le trait d'union, ist ein vielgelesenes Blatt. Da der Redacteur wahrscheinlich verhungern würde, wenn er anders handelte, so schimpft er weidlich auf die Prussiens und seine Spalten sind gefüllt mit geistreichen Pendülegeschichten, nach denen jeder deutsche Soldat ein wahres Uhrenlager bei sich zu Hause haben müßte.

Siebentes Capitel.

Paseo de Vigas. — Kirchenfeste. — Erzbischof Labastida. — Santa Anita. — Estrella. — Die beiden Peñon. — Popotla. — Noche triste. — Tlalpam. — Ein Abenteuer. — Nuestra Señora de Guadelupe. — La Cañada. — Desierto. — Sociale Schäden. — Cuernavacca. — Grundlose Wege. — Agapalcingo.

Meine Versuche Bekanntschaften in vornehmen Mexicanischen Familien zu machen, um einen Begriff von ihrem Leben und ihren Ansichten zu bekommen, wollten nicht recht gelingen, da diese sehr zurückgezogen leben und selbst untereinander so gut wie gar keinen Verkehr haben. Es herrscht hier also der völlige Gegensatz zu der in Habana so ausgedehnten Geselligkeit und man versicherte mir, daß die jungen Männer ihren zukünftigen Gattinnen auf keine andre Weise die Cour machten, als daß sie sie auf dem Paseo täglich sähen und unter ihren Balkons vorüberritten. Der größte Theil der Damen soll dieses ziemlich freudenlose und monotone Leben herzlich bedauern, und ihre Gedanken weilen dann mit Sehnsucht bei der kurzen Epoche des Kaiserthums, wo glänzende Feste der

Stadt Mexico ein anderes Ansehn gaben. Im Ganzen führt man ein völliges Scheinleben. Jeder will etwas scheinen, was er in Wirklichkeit nicht ist. Um eine Equipage zu haben, mit der man täglich und stets zur selben Zeit auf den Paseo fährt, um Französische Toiletten nach den neusten Moden zu tragen, lebt man zu Hause in fast ärmlicher Einfachheit und das nur, um in glänzenden Verhältnissen zu erscheinen.

Die Mexikanerinnen sind hübsch und recht elegant, wenn sie auch in beiden Eigenschaften die Cubanerinnen nicht erreichen. Ihr Leben ist einförmig. Des Morgens gehn sie zur Messe und zwar mit der Mantilla drapirt. Schlag 5 Uhr Nachmittags besteigen sie den Wagen, um sich auf den Paseo zu begeben. Dicht einer hinter dem anderen fahren die Wagen in langen Reihen, und eine Eigenthümlichkeit hier sind erstens die stets zugemachten Wagen und ferner die Maulthiere, die die Gefährte ziehn. So viel man Pferde unter dem Reiter sieht, so selten werden sie zum Ziehn benutzt. Die meisten Herren kommen aus der Stadt geritten und postiren sich dann so an dem Wege, daß sie den Inhalt der Wagen bewundern können. Etwaige Bekannte werden in der Weise gegrüßt, daß man mit dem Zeige- und dritten Finger der rechten Hand ein Paar Mal winkt. Wer diese sonderbare Mode nicht kennt, und Damen dieses Manoeuver gegen einen Herrn ausführen sieht, den man hinter sich hat, kann leicht auf den Gedanken kommen, daß ihm selbst von der Dame gewinkt wird. Von ½7 Uhr Abends oder etwas später

kehrt Alles zur Stadt zurück in der Regel in schrecklichem Staube. Die Wagen fahren im Trabe und die vielen Reiter setzen sich dann in langen Galopp, so daß ich mich oft gewundert habe, daß in dem Gedränge und Getreibe kein Unglück entstand.

Von sechs Wochen vor Himmelfahrt an bis zu diesem Festtage ist die Reunion auf dem Paseo de Vigas, der in südwestlicher Richtung vor der Stadt gelegen, außerordentlich hübsch ist, malerisch mit seinen Fernblicken auf das Gebirge und mit den Canälen an seiner Seite. Namentlich herrscht Sonntags hier ein ungemein reges Treiben. Auf dem Fahrdamm bewegen sich die zahllosen Equipagen gravitätisch dahin, während der Canal mit den langen Canoe's der Indianer angefüllt ist, die in der Regel Erzeugnisse der Felder und Gärten nach der Stadt zu führen. Noch heute sieht man sie Nationaltänze auf ihren Böten aufführen, zu denen von einem nebenher folgenden Canoe die Musik ertönt. Männer und Frauen sind bekränzt mit Rosenkränzen auf den Häuptern und der improvisirte Tanzplatz selbst ist reichgeschmückt mit herrlichen Blumen. Der Contrast ist ein bedeutender. In den Wagen die steifen modisch gekleideten Städter, auf den Pferden das nationale Costüm und auf den Canoes die ausgelassenste Heiterkeit und Freude.

In Mexico lernte ich nur zwei Familien kennen, das war zuerst Herr und Frau von Mikalovic. Erstrer, der als Rittmeister bei den Husaren des Kaisers gestanden hatte, mit dem er herübergekommen war, hatte sich

mit einer Mexicanerin verheirathet und war im Lande geblieben. In seinem liebenswürdigen und gastfreien Hause verlebte ich sehr angenehme Stunden, an die ich mit großem Vergnügen zurückdenke. Das zweite Haus war das des Señor Angel Nuñez, dessen Frau eine Wienerin war, während er zur Kaiserzeit als Diplomat in Europa und speciell auch in Deutschland verweilt hatte.

Einige große Kirchenfeste, denen ich in Mexico beizuwohnen die Gelegenheit hatte, verfehlten nicht einen sonderbaren Eindruck auf mich zu machen. So erinnere ich mich namentlich noch des Fronleichnamstages, der mit großem Pomp gefeiert wurde. Die riesige Cathedrale war dicht angefüllt mit Menschen, wobei mir das scheue Umsehn nach den jeweiligen Nachbarn auffiel, als ob man denen nicht traute. Diese ewige Unruhe und dieses Ansehn mit den stechenden schwarzen Augen hatte geradezu etwas Unheimliches. Am Hochaltar und im Chor waren Sofa's und Fauteuils aufgestellt, die in ihrer modernen Form und mit ihrem blauen Damastüberzuge durchaus nicht in die alte ehrwürdige Kirche paßten. Die Musik, die aufgeführt wurde und die aus Gesang mit Clavierbegleitung, zeitweise unterbrochen durch das Spiel der Orgel, bestand, war ganz gut und correct, aber nichts weniger als kirchlichen Genre's. Italienische Opernmelodieen in rasender Schnelligkeit wechselten mit den lustigsten Weisen ab. Ja, ich bin sogar nicht im Stande zu beschwören, ob ich nicht zuweilen auch Offenbach

herausḣörte. Das Ganze hatte etwas so wenig Kirchliches, daß mir manchmal der Gedanke einkam, ich müßte die ganze Gesellschaft jetzt ein großes Ballabile aufführen sehn. Dabei herrschte in der Kirche selbst große Unruhe; Hunde rannten umher, kleine Säuglinge schrieen, kurz es war alles Andre als feierlich. Nach vierstündigem Gottesdienste fing die große Procession an, zu der mir auch eine Wachskerze in die Hand gedrückt wurde. Nach ewigem Warten, bei dem ein vor mir stehender Geistlicher beinahe den Gähnkrampf bekam, setzte sich der Zug in Bewegung. Das Gedränge und Gestoße nahm nun so überhand, daß ich wirklich für den unter dem Baldachin einherschreitenden Erzbischof, mit dem Allerheiligsten in seinen Händen, in Sorge war. Unmittelbar hinter ihm folgte eine Musikbande, die ebenfalls gedrängt und gestoßen in schrecklich falschen Tönen den Kärnthner Liedermarsch spielte. Mit der einen Hand Uhr und Portemonnaie, mit der anderen die Kerze haltend, wurde ich mehr getragen, als daß ich ging, und stand große Pein aus.

Zuletzt hielt Monsignore Labastida die Predigt. Er sprach mit einer Begabung und einer Verve, die hinreißend waren. In Betreff der Rednergabe stehen die Mexikaner auf hoher Stufe nnd selbst Männer aus dem Volke wissen mit einer Logik, mit einer oratorischen Gewandtheit das Wort zu handhaben, die mich oft in Erstaunen versetzten. Mir fällt dabei eine Scene ein, die ich im Congreß erlebte, wohin ich einen Deutschen begleitet hatte.

Ein Redner sprach gerade mit einem Aufwand von Lunge und mit einer Beredtsamkeit, daß ich zu meinem Begleiter äußerte, jener Mann wäre gewiß ein großer Patriot, da er mit solcher Ueberzeugung spräche. „Glauben Sie das nur nicht", war die Antwort. Armes Land, dachte ich, selbst deine Vertreter sind so in Corruption versumpft, daß die schöne Gabe des Schöpfer's, das Rednertalent, zur Marktschreierin herabsinkt.

Um auf den Erzbischof Labastida zurückzukommen, so soll derselbe dem Kaiser Maximilian gegenüber eine höchst zweifelhafte Rolle gespielt haben. Zuerst unterstützte der Clerus die Kaiserliche Regierung in dem Glauben, von ihr die von Juarez confiscirten Kirchengüter zurückzuerhalten. Da dieses jedoch eine positive Unmöglichkeit war, denn sie waren bereits durch so viele Hände gegangen, daß nicht ohne schwere Schädigung der Privatinteressen eine Sonderung hätte Statt finden können, so wandte sich der Clerus wieder vom Kaiser ab und bei der Macht, die er hat, war dies ein tödtlicher Hieb an die Wurzel des jungen Kaiserthums. In den Augen der liberalen Partei war Labastida auch so compromittirt, daß er vorzog, das Land auf einige Zeit zu meiden.

Ich benutzte fleißig meinen Aufenthalt, um die Umgegend kennen zu lernen. Santa Anita, ein kleines Indianerdorf wurde häufig besucht, da der Weg dahin reich an landschaftlichen Reizen ist. Es liegt an einem Canal, der die Verbindung des Chalco-See mit der Stadt ausmacht. Man passirt hier auch die sogenannten

schwimmenden Gärten, die allerdings nicht das sind, was man nach ihrem Namen erwarten sollte. Es sind dies die Plätze, auf denen das Gemüse für die Stadt gezogen wird; sie sind von allen Seiten mit kleinen Wassergräben umgeben, und soll das Land in früheren Zeiten, wo Mexico beinahe wie Venedig von allen Seiten mit Wasser umgeben war, dort angeschwemmt sein. Santa Anita ist ein Hauptvergnügungsort an den Sonntagen, wo aus jeder Vorhalle der vielen Pulqueschenken Musik ertönt und die Paare sich im Tanze drehn. Folgt man weiter dem Laufe des Canals, so gelangt man nach zwei Stunden Reitens an den Berg Estrella, der sich zuerst ganz allmählich erhebt, dann aber in einer kühnen Spitze endigt. Ich erkletterte ihn mit meinem braven Pferde und nur die letzte Strecke war ich genöthigt abzusteigen, mein Pferd anzubinden und nun mit Händen und Füßen den Gipfel zu erklimmen. Von den vielen Aussichtspunkten, die ich erstiegen habe, muß ich der Estrella den Vorzug geben. Die Aussicht ist in jeder Beziehung so schön und so großartig, daß ich beinahe auf die Kniee gesunken wäre, um Gott zu danken für die mir gewährte Gunst, einen solchen prachtvollen Anblick genießen zu dürfen. Was diesen Punkt vorzugsweise schön und erhaben macht, das ist der Blick auf beide Seen, auf beide Thäler mit ihren üppigen und zahlreichen Ortschaften. Auch die Vulkane waren einem näher gerückt und bildeten einen herrlichen Contrast gegen die weite, grüne Ebene oder Llanos, die besäet war mit den reizenden San Juan-Blumen.

Der Anblick fesselte mich so unendlich, daß ich wohl eine Stunde im Anschaun dieses überaus großartigen Panorama's versunken war, das die entferntesten Gegenstände bei der reinen klaren Luft dem Auge näher bringt, und die Berge in jenes duftige herrliche Blau hüllt, das man nur unter dem südlichen Himmel antrifft. Das Wiehern meines unten angebundenen Pferdes weckte mich aus meinen Träumen und erinnerte mich daran, daß es Zeit wäre an die Rückkehr zu denken. Das arme Thier hatte durch die hohen Cactuspflanzen sehr gelitten, und seine Beine saßen ganz voll von diesen hartnäckigen Stacheln, die sich sehr schwer entfernen lassen. Die beiden Peñon bieten auch prächtige Fernsichten von einem anderen Standpunkte. Der kleine Peñon führt noch den Namen los baños von den Bädern, die dort an den heißen Quellen sind. Der dazu gehörige kleine Ort liegt hart am See und ist sehr merkwürdig erbaut. Um sich gegen das Uebertreten des Wassers zu schützen, hat man die Hütten auf einzelnen kleinen Anhöhen, die eigens dazu aufgeworfen sind, errichtet und mit einem Wall versehen, so daß das Ganze ein festungsartiges Ansehen erhält. In der Nähe des Sees herrschten die schrecklichsten Gerüche, die durch Tausende von todten Fischen auf der Oberfläche schwimmend, verursacht wurden.

In Mexico, wie ich früher es schon anführte, reitet alle Welt und man sieht manchmal dabei die komischsten Bilder. So kommt z. B. ein altes Mütterchen mit breitkrämpigem Hut vom Markt und hat auf ihren Esel nicht

allein die zurückgebrachten Waaren, sondern auch sich selbst gepackt. Sie huckt nun auf den großen Körben, die zu beiden Seiten des Esels herunterhängen, in der Weise, daß die beiden Füße ausgestreckt bis zu den Ohren des Langohrs reichen. Oder man sieht einen Milchverkäufer mit den umherfliegenden Kannen durch die Straßen galoppiren, so daß gewiß häufig durch die heftige Bewegung die Milch zur Butter wird.

Todte Thiere liegen viel umher; wirklich in großes Erstaunen aber versetzte es mich, auch am Sonntage todte Hunde vor dem Eingang in die Cathedrale zu finden.

Ein Ritt nach Popotla zeigte mir den berühmten Baum la noche triste (traurige Nacht); er ist von derselben Cedernart, wie die Bäume im Park von Chapultepec, und an ihn knüpft sich ein historisches Interesse. Hier sammelte Cortez nach einer unglücklichen Schlacht mit den Kriegern Montezuma's den Rest seines Häufleins und da er ein Scheitern seiner großartigen Pläne befürchtete, warf er sich von Schmerz überwältigt, zu Boden und weinte bitterlich. Während meiner Anwesenheit im Lande versuchte irgend ein Taugenichts la noche triste nach Bestreichen mit brennbaren Stoffen durch Feuer zu vernichten. Doch der ehrwürdige Baum, der Jahrhunderten getrotzt hatte, widerstand auch diesem Bubenstreiche und ging nur wenig beschädigt daraus hervor. Er lehnt sich mit seinem Riesenstamme an die Kirchhofsmauer und seine Aeste erstrecken sich weit über die Straße.

In jener Zeit war auch Kirchweih in dem acht Leguas

entfernten Tlalpam, und bei dieser Gelegenheit sollten öffentliche Hazardspiele dort Statt finden, die ein zahlreiches Publikum anziehen und einen Schauplatz nationalen Lebens und Treibens darbieten. Die Eisenbahn führt durch Tacubaya, Miscuake und San Angel, alles reizend gelegene Orte im herrlichsten Rosenflor und in der üppigsten Vegetation. Ich war ziemlich enttäuscht bei meiner Ankunft in Tlalpam; es war wenig Leben dort, da die Hazardspiele verboten waren. Dies war geschehen, trotzdem die Bankhalter dem Gouverneur 80 Goldunzen für die Erlaubniß gegeben hatten. Die Unterhaltung, die ich erwartet hatte, beschränkte sich auf einen lärmenden Haufen Menschen am großen Platz, die bis in die Nacht sich stark in Pulque berauschten. Ich benutzte die Zeit den reizend gelegenen Ort anzusehen, wo Hunderte von Quellen aus dem nahen Gebirge plätscherten und wo eine reiche üppige Vegetation das Auge erquickte. Die Straßen wurden gebildet durch über 30 Fuß hohe gewaltige Mauern, hinter denen die Besitzungen lagen. Als ich bei der Kaserne vorbeikam, sah ich einen todten Indianer auf der Straße liegen, wie man etwa einen Hund oder eine Katze findet. Auf mein Befragen ob der Unglückliche ermordet worden wäre, wurde mir mit nein geantwortet; trotzdem konnte ich meine leisen Zweifel darüber nicht unterdrücken. Es dunkelte schon, als ich mich zum Bahnhof begab, von wo, nach der Anzeige, der Zug um acht Uhr nach Mexico gehen sollte. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als ich dort erfuhr, es ginge heute

kein Zug mehr. Außer mir waren noch fünf oder sechs Passagiere, die gleichfalls sehr entrüstet über solche nicht angezeigte Veränderung waren. Ich schlug einem Herrn vor, einen Wagen mit mir zu nehmen, und nach Mexico zu fahren, doch er erwiederte, daß wir dann wenigstens drei Mal angefallen und womöglich in die Berge geschleppt würden. Ganz deprimirt setzte ich mich auf den Bahnhof hin, um zu überlegen, was zu thun wäre, und begab mich dann in die einzige Fonda, um dort ein Unterkommen zu suchen. Doch die anderen Leidensgeführten waren mir schon zuvorgekommen, und alle andern Versuche ein Nachtlager aufzufinden waren fruchtlos. In welche Lage war ich gerathen! Ich ging spazieren bis 10 oder 11 Uhr Abends, als ein fürchterliches Gewitter mich überraschte und meine Situation zu einer ganz verzweifelten machte. Nachdem ich an mehrere Häuser vergeblich geklopft hatte, öffnete sich endlich die Thür einer armseligen Hütte, und ich bat um Einlaß und Schutz für die Nacht. In der freundlichsten Weise forderte man mich auf einzutreten und entschuldigte sich wegen zu großer Armuth, mir nicht mehr wie eine Matratze geben zu können. Der Bewohner war ein Indianer, der an der Eisenbahn arbeitete, mit seiner Frau und vier kleinen Kindern. In einer so netten und sanften Weise gaben sie mir Alles, was sie hatten, daß ich wirklich ganz gerührt war.

Beim Schein einer schlecht brennenden Lampe musterte ich mein Asyl und ein leiser Schauer lief mir dabei über

den Rücken. Der Raum hatte nur eine Oeffnung, das war die Thür. Das Ameublement war so elend, wie nur möglich und in einer Ecke hockten verschiedene Schweine und Hühner gemüthlich zusammen. Doch damit selbst war es noch nicht genug. Es fanden sich noch vier Personen ein, darunter eine alte Großmutter, die förmlich sinnlos in Pulque betrunken war. Während sie nun an der Erde sich herumsielte, wurde sie sehr förmlich ersucht, „ob die Señora sich nicht erheben wollte, da sie dort doch sehr unbequem läge." Ich bin nicht umsonst lange Soldat gewesen und habe gelernt, mich in jede Lage des Lebens zu fügen, sonst hätte ich es diese Nacht in diesem Quartier nicht ausgehalten. Denn außen den 10 Personen, den Schweinen und Hühnern, bemerkte ich noch andere fühlbare lebende Wesen.

Mit Tagesgrauen erhob ich mich, schüttelte sämmtlichen Insassen inclusive der betrunkenen Großmutter, die Hand zum Danke für genossene Gastfreundschaft. Ich gab dem Hausherrn einen Peso, den er aber durchaus nicht annehmen wollte. Es würde ihn kränken, wenn ich ihm die Gastfreundschaft bezahlen wollte, sagte er. Erst als ich ihn bat, das Geldstück nicht als Bezahlung, sondern als Andenken anzunehmen, willigte er ein. Da es noch drei Stunden währte, ehe der erste Zug nach Mexico abging, so erneuerte ich meine Promenade von gestern und fand den todten Indianer noch an derselben Stelle. Ich muß gestehn, daß mich diese geringe Scheu und Ehrfurcht vor dem Tode doch entsetzte.

Das erste, was ich nach meiner Ankunft in Mexico that, war, ein langes und gründliches Bad zu nehmen. Als nachher jede Spur dieses Abenteuers verschwunden war, konnte ich meine innere Genugthuung, es erlebt zu haben, nicht unterdrücken, denn es hatte mir einen hübschen edlen Zug in diesem Volke enthüllt; es hatte mir gezeigt, daß unter diesem elenden zerlumpten Hemde ein biederes Herz schlug, und mein Vertrauen (denn wie leicht und bequem hätte man mich nicht in jener Nacht ermorden und berauben können) — war glänzend belohnt worden.

Eine Stunde von Mexico liegt das Kloster Señora de Guadelupe, der heiligen Jungfrau Maria geweiht, das in seinem Innern ein Muttergottesbild auf ganz grober Leinwand gemalt, enthält, dessen Ursprung durch nachfolgende Legende erklärt wird. Ganz in der ersten Zeit, nach Bekehrung der Indianer zum Christenthum, hörte einer ihres Stammes auf der Stelle, wo heute das Kloster steht, seinen Namen rufen. Er gab nicht Acht darauf; das Rufen wiederholte sich und die heilige Jungfrau Maria erschien und befahl ihm, er möchte sich gleich zum Erzbischof begeben, ihm von der Erscheinung erzählen und ihm sagen, daß hier eine ihr geweihte Kirche erbaut werden sollte. Die heilige Jungfrau legte ihm darauf in die Schürze, die er zum Arbeiten trug, viele Blumen mit dem Befehl, sie vor dem Erzbischof auszuschütten. Der Indianer that wie ihm geheißen, und siehe da, auf der groben Leinwandschürze befand sich in den

herrlichsten Farben die heilige Jungfrau gemalt, ganz so, wie sie dem armen Indianer erschienen war. Man begab sich gleich ans Werk, und jene Kirche wurde die reichste im ganzen Lande. Ihre immensen Silbervorräthe sind allerdings im Laufe der Bürgerkriege verschwunden, aber das Bild der heiligen Jungfrau prangt in herrlicher Frische. Auf dem Hügel, an den sich der kleine Ort lehnt, ist ebenfalls eine Capelle erbaut, vor der in Mauerwerk ein schwellendes Segel errichtet ist. Die Errettung aus einer Gefahr auf dem Meere gab den Anlaß dazu.

Einen sehr hübschen Ausflug zu Pferde machte ich in der liebenswürdigen Gesellschaft dreier Deutschen, der Herren Vietsch, Dösebrock und Bock nach der Cañada. Es war eine ziemlich scharfe Partie, bei der wir 12 Stunden im Sattel saßen. Früh um halb 6 Uhr verließen wir Mexico und ritten über San Angel tief ins Gebirge hinein nach den Dörfern Contreras und Maria Magdalena. Ueberall erschlossen sich uns die prächtigsten Fernsichten auf das Thal. Bald hinter San Angel beginnt das pie de gral, ein meilenweites Steinfeld, das bedeckt ist mit hüglichen Massen von Lavaschichten. Die Dörfer am Fuße des Gebirges haben eine entzückende Lage; überall sprudelten Bäche und Quellen daher, und jedes Haus war halb versteckt durch prächtige Bäume. In Maria Magdalena ließen wir die Pferde zurück und gingen nach der Cañada. Dies ist ein schmales Thal, das von gewaltigen und steilen Felsbergen eingeschlossen

ist. Die Vegetation, meist aus Eichen mit großen Schlinggewächsen bestehend, ist hier so dicht, daß man nur mit Mühe vorwärts schreiten kann und bei jedem Schritt die Zweige der Bäume zurückbiegen muß. Ein schöner Gebirgsbach plätscherte unten im Thal, das die verschiedenartigsten und größten Arten von Farrnkräutern enthält. Ueber den ganzen Bach neigen sich in üppiger Weise die Zweige der Bäume so zusammen, daß sie ein undurchdringliches Dach bilden und man sich im traulichsten Waldesdunkel befand. Meine Gefährten hatten in gefälligster Weise für ein lukullisches Frühstück gesorgt, das an einem reizenden Platze am Rande des Baches verzehrt wurde.

Die Zeit verfloß so schnell und so angenehm, daß wir zu unserem Schrecken bemerkten, daß nur noch zwei Stunden bis zu dem Diner fehlten, zu dem ich bei Herrn Bennecke eingeladen war, und den liebenswürdigen alten Herrn durfte man nicht warten lassen. Zwei Stunden ist nicht viel Zeit, um drei deutsche Meilen im steilen wilden Gebirge zurückzulegen und auch noch Toilette zu machen. Doch auf mexicanischen Pferden reitet man sicher und schnell und im langen Jagdgalopp ging es meilenweit vorwärts über Stock und Stein, an wilden Schluchten und Abhängen vorbei. Kein Fehltritt geschah von unseren treuen Thieren. Es hatte Tags vorher sehr stark geregnet, so daß große Wasserlachen auf den Wegen standen. Kein Wunder war es also, daß wir bei dieser Jagd in einem fürchterlichen Zustande in Mexico an-

langten, nachdem wir in diesem Aufzuge noch den Paseo hatten herunter reiten müssen, wo man uns, es war gerade Sonntag und die Promenade sehr gefüllt, sehr erstaunt nachsah. Doch, was uns die Hauptsache war, wir erschienen pünktlich zum Diner, und waren in hohem Maße befriedigt von unserer Excursion.

Wenige Tage darauf besuchte ich einen andern sehr romantischen Punkt in der Umgegend Mexicos, aber leider allein, das Desierto. Trotzdem es mir von verschiedenen Seiten abgerathen wurde wegen der großen dort herrschenden Unsicherheit, unternahm ich diese Partie, und bedaure es auch keinen Augenblick, denn sie war überaus lohnend und schön. Ich fuhr mit der Diligencia auf der großen Straße nach Tolucca in 3½ Stunde nach Guajimalpam. Rechts und links vom Wege sieht man nur Sandstein, hier Tepetate genannt, der sich meilenweit noch dahinziehen soll. Bei der Weichheit, die er besitzt und nach den gewaltigen Regengüssen hatte er die merkwürdigsten Formen angenommen, und bildete fast kleine aufrecht stehende Pyramiden mit scharfen Spitzen. Guajimalpam ist eine öde Station der Diligencia, die dadurch sich einen traurigen Namen gemacht hat, daß vor einigen Jahren ein deutscher Arzt bei einer Landpartie von Räubern ermordet wurde. Ich fand in dem kleinen Wirthshause einen Deutschen als Aufwärter, der beim Kaiser Lakai gewesen war, und der nun gern wieder nach Oesterreich zurückkehren wollte, wozu ihm jedoch die

Mittel fehlten. Er war hoch erfreut, einmal wieder Gelegenheit zu haben, deutsch zu sprechen.

Nachdem ich mir einen Führer genommen, der kein sehr vertrauenerweckendes Aeußere hatte, trat ich meinen Weg nach dem Desierto an. Um übrigens nicht zu plötzlich überfallen zu werden, bat ich meinen Führer freundlichst, stets vorauszugehn, damit er mir den Weg zeigen könnte. Das Desierto ist ein altes zerfallenes Kloster mitten im Walde auf einem Felsen in überaus romantischer Lage. Um dahin zu gelangen, klettert man bergauf bergab durch einen Thalkessel, der eine erhaben schöne Vegetation hat. Gleich einem Dom wölbten sich die prächtigen Tannen nach oben zu, während der Boden mit dem frischesten Grün bedeckt ist. Ohne den Fernblick auf das Thal mit seinen Vulkanen und Seen im Hintergrunde hätte ich mich nach Deutschland, z. B. nach dem Schwarzwald, zurückversetzt glauben können. Das Kloster selbst ist trotz seiner großen Ausdehnung nur von zwei oder drei Menschen bewohnt, die theils durch die Bebauung eines kleinen Gartens, theils durch die Jagd ihr Dasein fristen. Für eine kurze Zeit hatte man hier eine Glasfabrik eingerichtet, doch muß diese sich nicht rentirt haben und Alles ist jetzt dem Verfall und dem zernagenden Einfluß der Witterung ausgesetzt. Von der Kuppel des Klosters aus schweift das Auge über die Wipfel der Bäume, die im verschiedensten Grün hier prangen. Man könnte in dieser Waldeinsamkeit schwelgen und ein Stück reizender Idylle träumen; Alles

scheint hier geschaffen zu sein, Ruhe und Frieden in das zerrissene Menschenherz zu flößen. Und doch wehe dem, der sich zu sehr derartigen Gefühlen hingeben würde! Gleich einer Schlange unter duftigen Blumen lauert auch hier Tod und Verderben dem allzu Vertrauenden. Der Fluch der über diesem Lande schwebt, aus welchem Ruhe und Sicherheit auf ewig verbannt zu sein scheinen, verfehlt in Nichts seinen fürchterlichen Einfluß geltend zu machen.

Die Regenzeit, die man erst Mitte Juni durchschnittlich erwartet, hatte sich zu meinem Nachtheile in diesem Jahre um volle vier Wochen früher eingefunden. In dieser Zeit ist es des Morgens schön und klar, und am Mittage oder Nachmittage regnet es dann täglich sehr stark. Wiesen und Wälder erhalten ein wunderschönes Grün, und der sonst so lästige Staub quält die Einwohner nicht mehr. Das Angenehme des mexicanischen Climas ist die außerordentliche Regelmäßigkeit, mit der sich ganz genau das Wetter voraus bestimmen läßt. Will man bei uns eine Landpartie machen, so ist man ziemlich sicher, daß der Himmel seine Schleusen öffnet; hier braucht man sich so schlimmen Ueberraschungen nicht auszusetzen. Die Regen unter den Tropen sind aber anderer Art als bei uns; sie hängen fast stets mit Gewittern zusammen und ergießen sich dann gleich so mächtig, daß z. B. in Mexico beinahe sämmtliche Straßen unter Wasser stehen, und daß wir häufig nicht das Hôtel Iturbide verlassen konnten. Will man dann von einer Seite der Straße zur

anderen gehen, so winkt man einem Indianer, die immer barfuß oder höchstens mit Sandalen bekleidet sind, und die Beinkleider bis zum Oberschenkel aufgerollt tragen und läßt sich von ihnen auf den Rücken nehmen, und so hinüber befördern. Mit einem kleinen Geldstück belohnt man diesen Dienst.

Die Indianer selbst tragen während der Regengüsse ebenso einfache als praktische Regenmäntel, die aus Blättern gefertigt sind, und von denen der Regen vorzüglich abläuft. Recht eigenthümlich ist zuweilen der Strich des Regens. Es kann z. B. an der Stelle, wo man sich befindet, in Strömen geregnet haben, während 5 Minuten davon kein Tropfen herabgekommen ist.

Da ich eben bei dem Wasserthema mich befinde, will ich eine Hydrobatenvorstellung erwähnen, die ich als einzig in ihrer Art bis jetzt kennen gelernt habe. Um ein großes ausgemauertes Bassin, das gewöhnlich zu einer Schwimmschule dient, waren die verschiedenen Logen und Brettersitze angebracht. Ich muß, um das Sonderbare der Situation begreiflich zu machen, vorausschicken, daß Damen sehr zahlreich der Vorstellung beiwohnten. Nach einer schrecklich lärmenden Musik erschienen drei oder vier Kinder und drei Männer, allerdings noch ganz bekleidet, um die verschiedensten Schwimmkünste zu produciren. Da es ohne Narren oder Hanswurst in diesen Ländern ja nie geht, so erschien alsbald ein solches Individuum im rothen Sammetrock mit Hermelin besetzt. Sofort ertönte der Ruf: „el loco al agua!“ (der Narr

ins Wasser), worauf derselbe aber nicht einging. In den folgenden Productionen zeigten sich die Künstler nur mit Badehosen bekleidet, was aber die anwesenden Damen nicht zu stören schien, denn sie blieben auf ihren Plätzen. Den Schluß bildete, so stand auf dem Programm, la carrera de los cochinos (das Schweinerennen), das darin bestand, daß eine Anzahl Schweine ins Wasser geworfen wurde, die man nun schwimmend zu erreichen suchte. In dem allgemeinen Lärm und Jubel und unter dem Quiken der geängstigten cochinos entledigte sich von den Zuschauern, wer da wollte, seiner Kleider und betheiligte sich an der Vorstellung. Es kamen die komischsten Scenen vor, die man sich denken kann, und das Ganze endigte mit dem wüthendsten Lärm der Welt.

Da ich auch gern etwas von cavalleristischen Exercitien sehen wollte, so begab ich mich eines Morgens auf den Platz. Ich kam aber nicht recht zu meinem Ziele, da man während ganzer acht Tage täglich mehrere Stunden das Auf- und Absitzen, nach, wie ich glaube, preußischem System nach Zählen übte. Danach hätte man allerdings vermuthen sollen, daß diese Uebung wenigstens in höchster Vollendung ausgeführt würde. Dem war aber nicht so, denn während der verschiedenen Tempos kratzte sich der eine Soldat am Kopfe, der andere an Gott weiß was für einer Stelle, und der dritte machte sich etwas an seinem Sattel zu schaffen. Der Höchstkommandirende ritt mit einer Militairschabracke in einem höchst schäbigen Civilanzuge umher. Die Pferde

waren meistens elende und recht schlecht gehaltene Gäule.

Wenige Tage vor meiner Abreise rückte ein Infanterie-Regiment, wahrscheinlich vom Kriege kommend, unter den Klängen der „Wacht am Rhein" in die Stadt. Diese Melodie, sie war mir wie ein Stich ins Herz, denn sie erinnerte mich auf das Lebhafteste an das schöne flotte Regiment, in dem ich den letzten Krieg mitgemacht hatte, und das für immer nun für mich verschlossen ist. Noch heute ist es mein Stolz, ihm angehört zu haben, in seiner Mitte gleich einer Windsbraut über die Ebene gejagt zu sein, die unter den Hufschlägen erdröhnte. Ich dachte mit Wehmuth an jene große Zeit, wo ich meinem Regimente voraus, als Quartiermacher durch ganz Deutschland eilte, das erbrauste von der Wucht derselben Melodie, die hier in der Ferne an mein Ohr schlug. Ich gedachte der Rückkehr über den schönen Rhein, wo ebenfalls das Lied ertönte, aber schwächer und leiser, denn es fehlten so Manche, die in Frankreichs Erde den ewigen Schlaf schliefen. „O, schöne Zeit, wo man die schmucke Uniform des Königs trug, wo man im Kreise fröhlicher und liebenswürdiger Cameraden den Becher schwang, unbekümmert um die Sorgen des Lebens, dich werde ich nie vergessen, dir werde ich ein heiliges Andenken in meinem Herzen bewahren bis zum letzten Athemzuge. Und dann soll man mir noch einmal den Rock anziehen, in dem ich für König und Ehre dem Tod ins Auge sah!" —

In jedem Lande, wo Freiheit auf gleiche Stufe gestellt wird mit Zügellosigkeit, sind Ausschreitungen der gröbsten Art von Seiten der Presse wohl an der Tagesordnung, und davon weiß Mexico in ganz besonderer Weise etwas zu erzählen. Die Anzahl der erscheinenden Zeitungen ist für die Stadt, und namentlich für das Publikum, das überhaupt Zeitungen liest, sehr bedeutend. Da sich daraus schon ein gewisser Brodneid ergiebt, so ist die Polemik eine doppelt scharfe. Nichts wird verabsäumt, um den Nebenmenschen in den Augen seiner Mitbürger herabzusetzen und zu schmähen, und Wahrheit und Dichtung laufen da häufig durcheinander. Kein Gesetz, keine Bestimmung, und mögen sie noch so human sein, sind im Stande, die entgegengesetzten Parteien zu befriedigen. Der Präsident wird mit Namen belegt und mit Invectiven überschüttet, die man nicht für Schmeicheleien halten kann. Aber alle Ausbrüche der Leidenschaft oder der fingirten Erregungen prallen ab an einem wahren Panzer von Gleichgültigkeit derer, gegen die sie gerichtet sind.

Bedenke ich alle die Umstände, die sich der Schreiber solcher Schmähartikel macht und halte ich dagegen die geringe Wirkung, so bin ich erstaunt über so viel verlorene und verschwendete Liebesmüh. Im Uebrigen wäre es in einem Lande, wo Jeder sich wohl etwas vorzuwerfen hat, mehr angebracht, nachsichtig gegen seinen Nächsten zu sein, um nicht zu Vergleichen herauszufordern. Allerdings läßt sich das Schiefe der Sache völlig be-

greifen, wenn Herr Juarez drakonische Gesetze gegen die Räuber erlassen will, während jeder Mensch weiß, daß er als Präsident diese Sache en gros betrieben hat. Ein Beispiel, das mir als wahr versichert wurde, wirft ein eigenthümliches Streiflicht auf ihn. Als er das erste Mal zum Präsidenten gewählt worden war, ereignete es sich, daß fremde Kaufleute aus einer Stadt, wenn ich nicht irre, war es San Luis Potosi, einen Silberconduct von 2 Millionen Pesos an Werth nach einem Hafenplatze schaffen lassen wollten, und um sich gegen Räuber sicher zu stellen, sich von der Regierung gegen hohe Bezahlung eine Truppen-Eskorte geben ließen. Nachdem nun der Convoi einige Meilen hinter die Stadt gelangt war, kam von der Regierung von Juarez, die sich damals gerade in Finanz-Calamitäten befand, der Befehl, den Convoi für die Regierung aufzuheben, also ganz einfach, ihn den Kaufleuten zu stehlen. Etwas soll allerdings vom Geld wieder bezahlt sein, aber wie will man ein solches Vorgehen benennen?

Es gehört überhaupt ein wahres Uebermaß von Geduld dazu, in diesem Lande als Fremder zu leben, wo man in Nichts demselben entgegenkommt, wo auch nicht ein Schimmer von Gerechtigkeit vorhanden ist. Jeder Proceß ist von vorn herein für den Besitzenden verloren; man zieht ihn so in die Länge, bis auch der letzte Real aus der Tasche ist. Derjenige, der Nichts hat, kann ja selbstverständlich auch Nichts verlieren; gewinnt er aber den Proceß, so hat er den Vortheil davon. Mir wurde

ein Fall mitgetheilt, der ganz ausgezeichnet geeignet ist, einen Begriff von den dortigen Verhältnissen zu geben; wie der Verbrecher sich auf die Corruption stützt, um zu seinem unlautern Zweck zu gelangen.

Ein junger Mann hat eine bedeutende Erbschaft an Hacienda's und Geld gemacht, als er eines Tages einen Brief von einem Individuum, wir wollen es einmal H. nennen, erhält, in dem ihm mitgetheilt wird, er, H. befände sich im Besitze eines Dokumentes, nach dem ihm ein großer Theil der Erbschaft gehöre. Mein Mexicaner bittet nun H. doch zu ihm zu kommen und empfängt ihn gleich mit den Worten: „Ich durchschaue vollständig Deinen Plan, Du willst Geld von mir erpressen; weißt Du was, ich werde Dir 100 Pesos geben, dafür überläßt Du mir das Papier und die Sache ist abgemacht.“ — „O nein“, entgegnete darauf H., „so billig ist das nicht.“ Kurz und gut, sie handeln lange Zeit mit einander, bis H. gegen ein paar Tausend Pesos das überaus geschickt gefälschte Dokument überläßt. Hätte nun der Mexicaner einen Proceß angefangen, so würde derselbe vielleicht zwanzig Jahre oder noch länger gedauert haben, bis die unersättliche Habgier der Juristen Hacienda's, Besitzthum, Geld und Häuser verschlungen haben würde und er selbst ein Bettler geworden wäre. Jede Gelegenheit, sich zu bereichern, nimmt dieses Volk mit. Läßt sich vielleicht Jemand verleiten, einen Mexicaner zu schlagen, so ist es wohl möglich, daß sich Jener mit dem Messer oder Revolver zur Wehr setzt; wahrschein=

licher ist es aber, daß er sich ruhig zu Bette legt, Aerzte kommen läßt und sich sehr krank stellt, so daß derjenige, der den Schlag ausgetheilt hat, bezahlen muß, daß ihm Hören und Sehen vergeht.

Fragt man sich nun, wie diesem Chaos ein Ende zu machen ist, so ist die einzige Lösung davon in einer Annexion Mexicos durch die Vereinigten Staaten zu erwarten. Und damit hat es auch noch lange Zeit, denn für's Erste hat Nord-Amerika selbst noch so ungeheure Strecken nicht angebauten Bodens, daß es Mexico nicht bedarf, zumal es durch einen solchen Zuwachs die so unruhige und corrumpirte Bevölkerung mit in Kauf nehmen müßte. Ich bin weit entfernt, ein Schwärmer für die nordamerikanischen Verhältnisse zu sein, aber ein Aufgehn Mexico's in seinen großen Nachbarstaat würde für ersteres ein Segen sein. Es würde dann doch einigermaßen genügende Garantie für die Ruhe des Landes und für die Sicherheit des Lebens und Eigenthums vorhanden sein. Eine commercielle Verbindung zwischen beiden Republiken wurde gerade in meiner Anwesenheit angestrebt. Die Nordamerikanischen Generäle Rosenkrantz und Palmer bewarben sich um die Concession zum Bau einer Eisenbahn von Mexico nach Texas. Mir will das Gedeihen einer solchen durch eine so große Länderstrecke, die jedes Handels, jeder Cultur bar ist, nicht recht einleuchten.

Von einem geistigen Leben, von einer regen Thätigkeit in dieser Hinsicht konnte ich in Mexico nicht viel

wahrnehmen. Ich sah wohl einzelne Leute mit großer Einseitigkeit sich irgend einem Studium ergeben, doch habe ich kein rechtes Vertrauen in die Ausdauer. Man hat ein recht großartiges Colleg dort, die Mineria, desgleichen die Malerschule San Carlos und das Museum; doch fehlt zu Allem wohl das gute Beispiel und die durchaus nöthige geistige Anregung. Was hätte Alles aus dem Lande werden können, wenn der Kaiser Maximilian dort einige 20 Jahre regiert hätte. Er mit seinem Sinn für Kunst und Wissenschaften und mit dem besten Geschmack, von dem ein Miramar solch beredtes Zeugniß noch liefert. Die kurze Zeit seines Wirkens hatte schon hier ihre großen Früchte in geschmackvollen und gemeinnützigen Anordnungen getragen. Doch nur zu bald wird auch daran der Zahn der Zeit seinen nagenden Einfluß ausgeübt haben. Ein deutscher Club, in dem ich als Gast aufgenommen war, hielt die verschiedensten Zeitungen aus Deutschland, während die Lonja Mercantile, der Mexicanische Club einen mehr internationalen Charakter hatte.

Ueber fünf Wochen hatte ich in der Hauptstadt verweilt, und war von früh bis Abends thätig gewesen, nicht allein zu sehen, sondern auch zu lernen und zu arbeiten. Mit Dank habe ich stets den Worten gelauscht, die gediegene Männer, mit den Verhältnissen des Landes auf das Innigste vertraut, gesprochen haben, und namentlich verdanke ich überaus interessante und glaubwürdige Mittheilungen den Herren Consul Bennecke

und Professor Hassey, welch letzterer mich auch vorzüglich in der spanischen Sprache unterrichtet hat. Ich habe diese Belehrungen, mit dem, was ich persönlich sah und erlebte, verglichen, um mein Urtheil zu stärken und mich nicht durch den ersten Anblick blenden oder täuschen zu lassen. Nun mußte ich auch daran denken, wenigstens das vom Lande zu sehen, was man mit einiger Sicherheit zu erreichen hoffen konnte. Leider schob die in mehreren Provinzen so wild entfesselte Anarchie einen gewaltigen Riegel vor meine Wißbegierde.

Fast schon zu lange hatte ich mit meinen Reisen ins Innere des Landes gezögert, da die täglichen Regengüsse die Wege schon grundlos machten, und die Diligencia's sich um viele Stunden verspäteten. Meine Gedanken und Pläne richteten sich nach zwei Punkten ganz besonders. Dies war zuerst Cuernavacca, das mit seinen prächtigen Thälern und tropischer Vegetation einen unendlichen Reiz haben sollte, und ferner Queretaro. Dorthin wollte ich pilgern, um dem Andenken jenes so edlen ritterlichen Kaisers eine Thräne zu weihen, und niederknien an der Stelle, und für ihn beten, wo mörderische Kugeln sein hehres Dasein endeten.

Einen Tag vor meiner Abreise machte ein Verbrechen viel von sich reden, nicht etwa um seiner selbst willen, sondern wegen der Persönlichkeit, an der es verübt worden war. Ein General, mir ist der Name entfallen (es giebt ja so viele Generäle dort), war auf einem Ritte von seiner Hacienda, die nur wenige Meilen von

der Stadt entfernt war, plagiart worden. Dabei hatte er sich zur Wehr gesetzt und war verwundet worden. Auf die Kunde davon waren seine Diener aufgebrochen, ihm in die Berge gefolgt und hatten nach lebhaftem Kampfe ihren Herrn befreit, für den die Plagiarios die Kleinigkeit von 25,000 Peso Lösegeld verlangt hatten. Die Wunde des Generals war aber so schwer gewesen, daß er ihr wenige Tage nach seiner Befreiung erlag. Man bereitete ihm ein sehr feierliches Leichenbegängniß, wobei mir ein Bürger versicherte, der Verblichene sei ein Hauptspitzbube gewesen. Wenn es also in diesem Falle den Dienstleuten möglich war, ihren Herrn zu befreien, warum gelingt dasselbe nicht den Polizisten und Gensd'armen des Präsidenten? Denen sollten doch noch ganz andere Mittel, eine viel größere Gewalt in diesem Punkte zur Seite stehen. Meine Frage konnte mir Niemand beantworten, ich glaube aber auf dem richtigen Wege zu sein, wenn ich behaupte, daß bei allen diesen Räubereien die Einwohner oder die Polizei unter einer Decke mit den Banditen stecken. Man erzählte mir, daß, wenn Jagd auf einen Spitzbuben gemacht würde, die Umstehenden dann dächten: „Ach, daß er nur nicht gefangen wird, der Arme; er stiehlt ja nur um zu leben und der, dem er es genommen hat, ist ja wohlhabender als er.“ Mit solchen Principien kann allerdings das Eigenthum und das Leben sich keiner Sicherheit erfreuen, und dieselben geben einen neuen Beweis, von der alle Klassen der Gesellschaft beherrschenden Corruption und selbst von

dem geringen Unterscheidungsvermögen zwischen Gutem und Schlechtem.

Eines Morgens früh um 4 Uhr trat ich meine Reise nach Cuernavacca an. Die Diligencia war im Innern auf allen 9 Plätzen besetzt und man saß darin ungefähr wie ein eingesalzener Hering in der Tonne, was freilich auch den Vortheil hatte, daß man bei den grundlosen Wegen von den heftigen Stößen nicht so im Wagen umhergeworfen wurde. Ich war übrigens noch glücklich genug, einen Eckplatz errungen zu haben, was bei dem im Wagen herrschenden wenig guten Geruch, mir wenigstens den Vortheil der frischen Luft gewährte. Die Reisegesellschaft, mit der ich die Diligencia auf vierzehn Stunden eingepferchte theilen sollte, gehörte im Allgemeinen den niedrigen Classen an; sie war wenig geeignet, das Unangenehme meiner Lage zu verbessern.

Um nach Cuernavacca zu gelangen muß ein 3000 Fuß hoher und sehr steiler Höhenrücken passirt werden, bei dessen Ersteigen man überraschend schöne Blicke auf das Thal und die Stadt Mexico hat. Gleich Coulissen auf dem Theater schieben sich die einzelnen Vulkane vor, bald die Seen in ihrer ganzen Fläche zeigend, bald sie theilweise verdeckend. Von dem allmählich sich emporwindenden steilen Wege erblickt man, je nach den verschiedenen Richtungen, immer wieder neue und verschiedene Ansichten. Dabei war die Beleuchtung durch den mit Regen drohenden Himmel eine so sonderbare, daß in jeder Minute die entgegengesetzten Effecte zum Vor-

schein kamen. Bald strahlten die Kuppeln der Berge im hellsten Licht durch die stechenden Sonnenstrahlen, während das Thal mit tiefen langen Schatten bedeckt war; bald hatten die so eigenthümlich gefärbten Vulkane das tiefste Schwarz angenommen und wie ein Feenland, glänzend und verheißungsvoll, zeigte sich das Thal in dem herrlichsten Colorit.

Wir passirten Tlalpam, wo ich mich nach meiner gastfreien Indianerfamilie erkundigte, aber Nichts von ihnen erfahren konnte. Weiter ging es im langen Galopp durch die öden Straßen über das fürchterlich holprige Pflaster. Riesenhohe Mauern verschlossen die Gärten, aus denen manchmal ein üppiger Baum seine reichen Aeste streckte, oder eine schlanke zarte Cypresse leise ihr ernstes Haupt im Winde hin- und herbewegte. Als wir tiefer ins Gebirge kamen, umwölkte sich der Himmel mehr und mehr und bald fiel ein dichter Regen herab, der Alles mit einem undurchdringlichen Nebel umgab. Mühsam mit dampfenden Pferden hatten wir das Plateau erklommen, das landschaftlich recht häßlich war. Wellenförmiges kahles Terrain zog sich dahin und erschien in seiner Unebenheit und Oede außerordentlich zu Ueberfällen geeignet, da man selten weiter als einige hundert Schritt vor sich die Gegend übersehen konnte. Auf der Hälfte unseres Weges wurde ein längerer Halt gemacht, um den Passagieren Zeit zu lassen, das Mittagsmahl einzunehmen. Wenn ich nicht irre, hieß der Ort Torpilejo und bestand

aus einigen elenden Baracken, die aus Lehm und Brettern errichtet waren. Unsere Fonda hatte weder Thüren noch Fenster; sie bestand in ihrer unteren Partie aus einem Haufen zusammengeworfener Steine, über die man einige Bretter gedeckt hatte. Die vielen luftigen Ritzen waren mit Blättern verstopft, aber nicht hinreichend, um der Zugluft den Eintritt zu verwehren. In diesem Halbdunkel, (es war das ein Glück, man war dadurch außer Stande, der Reinlichkeit einen prüfenden Blick zu schenken), stand ein wackeliger Tisch, auf dem uns die Speisen servirt wurden, während einige Bretter uns zu Sitzen dienten. Das Mahl bestand aus den landesüblichen Gerichten, Eiern, gekochtem Reis, Schöpsenfleisch und Hühnern, und da man hinreichend Hunger hatte, mundete es recht gut. Wie oft hätte ich in dem Kriege Gott gedankt, wenn mir der vierte Theil dieser Speisen geboten worden wäre. Der Heerd war in demselben Raume, in dem wir aßen, und der zu gleicher Zeit Menschen und Vieh zur Behausung diente. Meine Reisegesellschaft, die sich nur theilweise an dem Mahl betheiligt hatte, — einigen war es hier noch zu vornehm gewesen, und sie suchten ein Hotel zweiten Ranges auf, — bediente sich fast ausschließlich der Finger zum Essen. Mit diesen langten sie in die Schüssel, oder zerrten einem Huhne die Beine auseinander. Kurzum, man konnte wohl sagen, es war „ländlich“, wenn ich auch von „sittlich“ nicht viel bemerkte.

Den die Route abzupatrouillirenden Cavalleristen

schien das Wetter nicht zu behagen, denn statt sich unterwegs aufzuhalten, kauerten sie in den Hütten umher in ihren großen Mantel gewickelt, der bei einigen blau, bei anderen aber auch roth und gelb war. Die Pferde standen halb versunken im Kothe dach- und schutzlos an den Hütten angebunden.

Nach einem Aufenthalt von einer halben Stunde bestieg man mit Widerstreben sein fahrendes Gefängniß; solchen Eindruck machte mir die Diligencia, — und vorwärts ging es von Neuem. Wie gern hätte ich ein Pferd bestiegen und hätte frei wie ein Vogel den Raum durchschnitten, doch mein vis-à-vis lachte über diese Ansicht und sagte, allein würde ich nicht weit kommen. Ich mußte mich also in das Unvermeidliche fügen. Wir kamen bald in einen Wald von engen verkrüppelten Nadelhölzern und hier wurde der Weg fast ganz grundlos. Endlich hielt unser Gefährt an, wir steckten die Köpfe zu den kleinen Fenstern hinaus und erblickten ein trostloses Bild. Der Weg war nämlich dadurch fast ganz versperrt, daß ein großer Frachtwagen mit zehn Maulthieren bespannt an der tiefsten Stelle der Straße in einer großen Lache ein Rad gebrochen hatte und umgefallen war. Da solche Transporte aber nie allein, sondern stets mindestens zu vier oder fünfen gehen, so müssen bei dem Unfall eines Gefährtes auch die anderen ihre Fahrt so lange einstellen, bis dem verunglückten Hülfe geschafft worden ist. Der Anblick hier war mir noch neu, doch auf meiner Reise nach Queretaro sah ich

so viel derartige Bilder, daß ich nur dann Acht darauf gab, wenn wir dadurch an der Weiterfahrt behindert wurden.

Ein steinernes Kreuz, Cruz del Marquez, bezeichnet die höchste Stelle des Weges nach Cuernavacca, die wohl 8—9000 Fuß über dem Meere liegen mag. Hat man diesen Punkt erreicht, so athmet man leichter auf, denn nun geht es schnell vorwärts. Aber die Leiden der Reise sind dann noch keineswegs beendet; im Gegentheil, sie fangen erst recht gründlich an. Das Herabfahren auf den so überaus steilen Wegen, die so uneben und zerfahren sind, daß man über Erdhaufen und Steine von zwei Fuß Höhe mit einem Rade in der schnellsten Gangart fahren muß, bringt Stöße hervor, daß man zuweilen mit dem Kopf oben an die Decke des Wagens fliegt, oder zwei sich Gegenübersitzende mit ihren Köpfen in Collision gerathen. Es war dies ungefähr dieselbe Wirkung, wie ich sie einmal in Deutschland bei einem Eisenbahnunglück, dem Zusammenstoß zweier Züge erlebte. Glücklicherweise sind an den Fenstern nur sehr wenig und ganz kleine Scheiben, der größte Theil ist mit einem Leder zum Zuschnallen versehen, sonst würde man häufig mit dem Kopfe in die Scheiben fahren. Unerklärlich ist mir noch immer die Construction der Diligencias, die dieses auszuhalten vermag. Es kommt häufig vor, daß etwas daran zerbricht, es ist aber nichts im Verhältniß zu den Stößen, denen sie ausgesetzt sind.

Außer obigen Transporten begegneten wir keinem

sterblichen Wesen. Hier und da huschte ein Indianer, gleich einem scheuen Reh durch den Wald, trotz Kälte und Regen fast halbnackend. Näherte er sich, so zog er den großen, tief im Nacken sitzenden Strohhut zum Gruße und war ebenso schnell in den Gebüschen verschwunden, als er gekommen war. Bei diesem Wetter führen sie fast das Leben von Amphibien.

Nachmittags langten wir in der letzten Station vor Cuernavacca, in Huichilac, an. Der Regen hatte aufgehört und der Himmel war aufgeklärt, obgleich er noch immer keinen guten Fernblick gestattete. Ich bedauerte das umso mehr, als das, was ich hier vor Augen hatte, wohl den schönsten Landschaften der Welt würdig zur Seite gestellt werden kann. Huichilac liegt an dem äußersten Rande des Berges, der sich 2—3000 Fuß hoch steil wie ein Wall und weit vorragend über das Thal von Cuernavacca erhebt. Von hier aus muß man einen ähnlichen Blick haben, wie von dem Berge, von dem Moses den Juden Canaan, das Land ihrer Väter und der neuen Verheißung zeigte, von dessen Anblick und Schönheit berauscht sie auf die Kniee fielen, um Jehova zu danken für den Schutz und die Fürsorge, mit denen er sein auserwähltes Volk so belohnte. Gleich einem Meer wogte das grüne fruchtbare Thal in der herrlichsten V getation der Tierra caliente. Die sich aufthürmenden steilen Berge, die zeitweise so eigenthümlich groteske Formen annehmen, heben sich wie Inseln daraus hervor, von einem wahren Wall weißer Wolken

umgürtet. Gleich rechts erhebt sich ein Berg mit den herrlichsten immergrünen Eichen; kein kahles Fleckchen stört darauf die unendliche Harmonie und läßt den Berg wie eine großartige grüne Wand erscheinen. Unten im Thal liegt in der lieblichsten Lage der Welt, halb versteckt unter den prächtigen Mangobäumen und den breit sich ausdehnenden Bananenwäldern, Cuernavacca. Alles ist emsig dort unten; die Schornsteine rauchen, auf den Feldern ist Bewegung und Arbeit. Ist das dieselbe Bevölkerung als sonst, oder läßt die Höhe und Entfernung Bilder erblicken, die beim Herabsteigen verschwinden und sich in das banale Alltagsleben auflösen?

Ganz im Hintergrund zieht sich eine Gebirgskette neben und über den anderen dahin. Ach, wer alle diese Berge sehen und bewundern könnte! Ihr Anblick erregte Sehnsucht im Herzen, Sehnsucht, die aber nicht befriedigt werden kann, denn der Gedanke vermag wohl den Raum zu durchfliegen, aber der schwerfällige menschliche Körper kann nicht dem kühnen Gedanken- und Geistesfluge folgen. Er trägt den Stempel des Unvollkommenen an sich und wird bei einer großen Idee gewaltsam an seinen Ursprung aus vergänglichen Stoffen erinnert!

In wildem Laufe fuhren wir den steilen Berg hinab und wurden durch die heftigsten Stöße vom Beschauen und Bewundern abgelenkt. Immer von Neuem suchte ich meinen Blick auf die Gebirge zu heften, die durch äußerliche Einwirkungen noch ungeheuerlichere Formen annehmen. Der eine Berg zeigte sich in seiner hohen

schlanken Figur als ein Riese, während neben ihm ein kurzer dicker Kegel als Zwerg den Contrast erhöhte.

Mit heftigen Gerassel klapperte unsere Kutsche über das holprige Pflaster der Plaça de armas, (ohne ihn thut es nun einmal kein Ort spanischen Ursprungs), und hielt dann vor dem Hotel de la Diligencia in Cuernavacca an. Eine alte Frau wies mir ein bescheidenes Gemach als Wohnung an und verschaffte mir auf meine Bitte einen Führer, der mir das Interessante der Stadt und Umgegend zeigen sollte. Ich wollte den folgenden Tag wieder abreisen, da für die nächsten Tage nicht auf besseres Wetter zu hoffen war.

Cuernavacca ist ein kleiner Ort von 3—4000 Einwohnern, der von jeher bekannt wegen seiner wunderschönen Lage gewesen ist, und der noch in der neuesten Zeit der Lieblingsaufenthalt des Kaiserpaars war. „Cuernavacca sei die Perle Mexicos“, ist ein authentischer Ausspruch der Kaiserin Charlotte, und die hohe Frau zog sich häufig hierher zurück, um sich von den schweren Lasten der Regierungsgeschäfte, an denen ja die hochbegabte Tochter des Königs Leopold von Belgien den lebhaftesten Antheil nahm, — zu erholen. Auch hier zeigten Maximilian sowohl als Charlotte jene Anspruchslosigkeit in der Wahl der Wohnung und in den Bedürfnissen des Lebens, die ich schon in Mexico zu bewundern die Gelegenheit gehabt hatte, und die namentlich einen bemerkenswerthen Gegensatz zu dem Pracht liebenden Erzherzog Ferdinand Maximilian aus Mailand und Mira=

mare bildete. Ihnen war hier die Natur Alles; in ihr wollten sie leben und schwelgen und sie in ihren Geheimnissen belauschen und bewundern. Das kann man so recht an einem kleinen Häuschen erkennen, das der Kaiser in dem dicht benachbarten Agapalcingo hatte erbauen lassen, und das ganz in einem dichten Bananenwald gelegen, nur vier Räume hatte. Die Idee ist in der Ausführung unterbrochen worden. Andre wichtigere Begebenheiten störten die geträumte Idylle und „la casa del Emperador“ ist, obgleich nie benutzt, heute halb zerfallen und bietet ein treues Abbild des Landes, das so unentwickelt in seinen Kräften, sich in dem schlimmsten Zersetzungsproceß befindet. Das mir zum Führer dienende Individuum hatte keine Ahnung von dem Vorhandensein des Hauses; es führte mich allenthalben herum und schien nicht recht zu wissen, was ich sehen wollte, bis zuletzt ein alter Indianer uns auf die Spur brachte.

Man geht in Agapalcingo durch enge schattige Gänge, wo üppig die herrlichsten Pflanzen wuchern. Prächtige Mangobäume beugen sich unter der Last der Früchte, während daneben die Bananen, Zapote und Mamey's im Uebermaß gedeihen. Erreicht man das Ende jener traulichen Gänge, so zeigt sich einem die Stadt von einer neuen Seite, die gleichfalls im höchsten Grade malerisch ist. Das Stadthaus erhebt sich mit seinen hochgewölbten Loggien auf einem steilen Punkte, über einer Baranka, (Felsschlucht), in der sich ein rauschender Fluß seinen Weg durch das mit Felssteinen angefüllte Bett sucht.

Man überschreitet denselben auf einer alten steinernen Brücke, die in hohem Bogen darüber führt.

In der Stadt wohnte der Kaiser in einem alten Kloster, in dem einige Räume nothdürftig für ihn hergerichtet waren. Er hatte dieselben gewählt wegen eines daran stoßenden Gartens, der allerdings einen zauberhaften Reiz hat. Ich habe viele und schöne Gärten in meinem Leben gesehen, wohl auch die am besten gehaltenen von Allen, ich kann mich aber nicht erinnern je einen so tiefen Eindruck davon empfunden zu haben, als von diesem verwahrlosten Fleckchen Erde, wo das Unkraut in den Gängen wucherte, wo die Hecken seit Jahren nicht mehr geschnitten waren, wo Alles einen so unendlich wehmüthigen Eindruck machte, den ich mir selbst nicht zu erklären im Stande war.

Dieser Garten ist von einem im 17. Jahrhundert in Mexico eingewanderten Franzosen angelegt worden, der im Lande unermeßliche Reichthümer erworben hatte. Er ließ ihn in dem Geschmack der damaligen Zeit bestellen, mit Treppen, Terrassen, Bassins, Statuen und namentlich mit langen Laubengängen der herrlichsten schönsten Rosen. Die Lage ist ebenfalls entzückend. Eine tiefe große Felsenschlucht trennt ihn von drüben sich erhebenden Hügeln, die ein üppigstes Grün schmückt und von einem hohen Altan übersieht man das Ganze. Von dem Gründer wird folgende Geschichte erzählt. Er war bei seinem großen Reichthum ein treuer Diener der Kirche und schenkte der Cathedrale von Mexico eine Monstranz

in dem fabelhaften Werthe von 70,000 Peso. Nach einiger Zeit gingen die Geschäfte schlecht, er hatte Unglück und verlor sein ganzes Vermögen. Da wandte er sich an den Erzbischof mit der Bitte, ihm, der jetzt so arm sei, die Monstranz wieder zu geben, er wolle sie verkaufen, um sein Leben zu fristen. Man willfahrtete seinem Verlangen, er begann von Neuem zu arbeiten. Das aus so heiligem Gegenstande erlöste Geld brachte ihm Glück, und er wurde reicher, denn je. Nun schenkte er der Cathedrale von Mexico abermals eine Monstranz zu 100,000 Peso. Wo dieselbe im Laufe der Zeit geblieben ist, wird schwer zu erforschen sein. Wahrscheinlich wird sie an den Fingern irgend eines habgierigen Präsidenten kleben geblieben sein.

Der Garten ist heute vernachlässigt, doch der eigenthümliche Zauber ist ihm geblieben. Die Zeit war mir günstig, denn die Rosen in diesen langen Gängen standen in herrlichster Blüthe. Es waren fast mehr Blumen als Blätter an den Zweigen, die Alleen waren in die zarte gelbe Farbe ganz eingehüllt und die süßesten Wohlgerüche schwängerten die milde Abendluft. Als nun gar der Mond aufging und sein bleiches Licht durch die dichten Zweige sandte, als die Terrassen und Treppen mit ihren Statuen davon beleuchtet wurden, da kam mir das Ganze in der milden lauen Luft wie ein Sommernachtstraum vor. Alles schien sich zu beleben und sich des herrlichen Abends zu erfreuen. Doch es war keine laute Fröhlichkeit; die Stimmung schien bewegt und ernst

zu sein, und selbst der süße Gesang der Vögel paßte sich dem allgemeinen Gefühle an; sie sangen so weich und so klagend, daß es Einem zu Herzen ging.

Erst als man den Garten schloß, eilte ich hinweg, und pflückte mir zum Andenken zwei schöne Rosen ab.

Am andern Morgen um 3 Uhr saß ich oben auf dem Bock der Diligencia. Ich hatte diesen Platz gewählt, weil es nicht regnete, weil die Gesellschaft im Innern noch weniger angenehm, als gestern war, und endlich, weil ich trotz der noch herrschenden Dunkelheit mit den Augen wenigstens die Richtung nach der Gegend verfolgen wollte, die mich gestern so entzückt hatte, und die mir so sympathisch geworden war. Wie ich schon erwähnte, war dieser Theil des Berges unendlich steil und wir brauchten lange Zeit, ihn zu erklimmen. Ich war darüber nicht unzufrieden, denn ich hoffte immer in der Dämmerung etwas von dem schönen Thal erspähen zu können. Auf beiden Seiten des Weges marschirten Truppen, eine unheimlich aussehende Gesellschaft. Man mußte ihnen auch nicht trauen, denn blieb einer einmal zurück, so wurde gleich nach ihm geschickt, als fürchtete man, er könnte sich gänzlich entfernen.

Wir fuhren gerade über einen recht hohen Stein, so daß ich mich oben an mein Geländer anklammerte, um nicht herunter zu rutschen, als es am Wagen einen derben Krach gab. Es war etwas daran zerbrochen, das aber mit dem stets mitgeführten Werkzeuge in einer Stunde wieder ausgebessert war. Diese Zeit genügte, um die

allmähliche Dämmerung, den Kampf der Finsterniß mit dem Licht bewundern zu können. Es war ein schönes neues Schauspiel, das ich vor Augen hatte und das mich mächtig anzog. Zuerst zeigten sich die schwarzen Spitzen der Berge und das ganze Thal wie ein Meer dahin gestreckt, lag noch im weißen Nebel, aus dem sich die Bergspitzen als Inseln erhoben. Immer mehr siegt die Helle und die Nebel verschwinden. Gluthroth wurde der Himmel, die schneeigen Gipfel der Berge strahlten schon kurze Zeit vorher, als sich dann die goldene Kugel im Osten aus dem Gebirge erhob.

Mit Huichilac nahm ich Abschied von dem schönen Bilde für's ganze Leben. Immer noch einmal wandte ich den Blick zurück, um mir alle Einzelheiten davon recht tief ins Gedächtniß einzuprägen. Der Weg war noch schlechter und weicher, als gestern. Einzelne Stellen mußten vor dem Passiren erst nothdürftig ausgebessert werden; so warf der Gehülfe des Kutschers die großen Löcher mit Steinen zu, oder nivellirte zu große Unebenheiten mit Baumstämmen. Die Reise war tödtend langweilig und anstrengend. Nichts Neues begegnete uns, auch das Mittagsmahl wurde in derselben eleganten Weise wie gestern servirt.

Mir fielen die Kreuze auf, um die herum Steinhaufen aufgeworfen sind und die man ziemlich häufig antrifft. Das sind die Stellen, wo Menschen ermordet worden sind, und die Sitte erfordert es, daß jeder Vorübergehende einen Stein auf den Haufen wirft. Das

soll dem Unglücklichen, der ohne geistliche Stärkung den Weg ins Jenseits antrat, Ruhe und Frieden in die Seele bringen. Die große Anzahl dieser Zeugen von dem schrecklichen Verbrechen des Mordes liefert auch einen Beitrag zur Statistik des Landes.

Als wir gegen Abend in Mexico ankamen, war ich herzlich froh, am Ziele angelangt zu sein. Innerhalb 46 Stunden hatte ich 36 Stunden bei den schrecklichen Wegen im Wagen gesessen, vier Stunden geschlafen, und sechs Stunden mit Umhergehen und Besichtigung von Cuernavacca zugebracht. Von den Stößen, die ich erhalten hatte, war mein Rücken blutrünstig geworden, und dies wird wohl mehr als alles Andre dafür sprechen, was man zur Regenzeit von den Wegen zu erleiden hat.

Den einen Ruhetag, den ich vor meiner Abreise nach Queretaro mir angesetzt hatte, brachte ich größtentheils im Bette zu, denn ich hatte das Gefühl als ob ich gerädert worden wäre.

Achtes Capitel.

Reise nach Queretaro. — Steckenbleiben im Koth. — Tula. — Armuth und Elend des Volkes. — San Juan del Rio. — Queretaro. — Cerro de las Campanas. — La Cruz. — Los Capuchinos. — Gefängniß des Kaisers Maximilian. — Rückkehr nach Vera-Cruz und Habana. — Reise nach New-Orleans. — Mississippi.

Am 8. Juni trat ich mit einem leisen Schauer meine Reise wieder an. Ich hatte die Ueberraschung, daß, während ich noch im Büreau sprach, die Diligencia mit meinen Sachen weggefahren war. Schnell ließ ich bei meinem Herrn Breuer zwei Pferde satteln, eins für mich, eins für den Mozo, und vorwärts ging es nun wie die wilde Jagd. Da bis zur ersten Station der Weg gut war, und die Diligencia dann immer außerordentlich schnell fährt, so lag die Vermuthung nahe, daß es schwer sein würde, sie bis dahin einzuholen. Nach den Spuren konnte sie die große Straße noch nicht passirt sein. Ich äußerte dies gegen den Mozo, doch der, dem dieses fabelhafte Gejage außerordentlich Spaß zu machen schien, erwiederte, er wüßte es genau, denn er wäre selbst

Jahre lang bei der Diligencia angestellt gewesen, — daß dieselbe schon einen weiten Vorsprung hätte. Nachdem wir nun 2 Leguas unser Rennen fortgesetzt hatten, und ich sowohl, als mein Gaul allmählich anfingen, genug davon zu haben, fragte ich Leute, die mir entgegen kamen, oder die an dem Wege Häuser hatten, ob sie denn die Diligencia schon hätten vorbeifahren sehen. Dies wurde entschieden und bestimmt in Abrede gestellt. Wir mußten sogar noch eine halbe Stunde auf sie warten. Schon von weitem sah ich sie ankommen, bemerkte aber auch zu meinem Entsetzen, daß im Innern wieder neun Personen saßen und oben auf dem Bock fünf.

Die Strecke von Mexico nach Queretaro beträgt 35 deutsche Meilen oder 70 Leguas. Davon werden den ersten Tag 30 Leguas zurückgelegt und dann in Tula genächtigt, und den zweiten Tag der Rest. Das Wetter war schön und klar, die Wege befanden sich aber noch durch den vorhergehenden Regen in trostlosem Zustande. Die Reisegesellschaft bildeten eine sehr dicke Dame, die nach zweitägigem Stoßen und Rütteln sichtlich magrer wurde nebst ihrem Manne, zwei Señoritas (Fräuleins), die aber des Lebens Mai schon weit hinter sich hatten, drei Männer, aus denen ich nicht klug werden konnte; jedenfalls hatten sie recht gemeine Manieren, und zuletzt ein Abgeordneter Don Enrique Rubbio. Letzterer war ein liebenswürdiger und netter Mann, wenn man von seinen politischen Inconsequenzen absah. Wir waren ohne den Kutscher und seinen Gehülfen 10 kräftige Männer

mit 15 Feuerwaffen versehen, wovon 10 Revolver und fünf gezogene Carabiner. Ich war der Einzige, der ohne Schußwaffe war; mir wurde aber sofort ein Carabiner und ein Revolver zu etwaigem Gebrauch von Señor Rubbio überreicht, der allein mit seinem Diener 5 Enfield-Carabiner und 2 Revolver zu diesem Arsenal gestellt hatte. Die Parole wurde ausgegeben: guerre à outrance, und ich konnte innerlich den Wunsch nicht unterdrücken, daß wir ein kleines Abenteuer oder Scharmützel zu bestehen haben möchten. Die Gegend, durch die wir zuerst reisten, war schön und fruchtbar. Rechts dehnten sich in großer Entfernung die Llanos de Apam aus, während links Hacienda an Hacienda an uns vorüberzog, jede einzelne mit großem Aufwand an Mauerwerk errichtet und mit langen Alleen geziert, die zur Hauptstraße führten. Die erste Station war Santa Maria, ein größrer Ort, der aber kein Pflaster hatte, und wo wir innerhalb der Straßen beinahe im Kothe versanken. Hoffentlich wird dem so sorgsamen Alkalden später ein Denkmal für seine hohen Beweise administrativer Fürsorge gesetzt.

Ein längerer Aufenthalt, um das Mittagsmahl einzunehmen, wurde in Cuautlitlan gemacht. Schaaren von Bettlern umgaben uns sofort, die ihre theilweisen Gebrechen in wenig angenehmer Weise zur Schau trugen. Sie setzen ihre Bitten um ein Almosen in merkwürdig consequenter Weise fort, die mich um so mehr verwunderte, als verhältnißmäßig sehr selten Jemand Etwas

giebt. Von den höchsten Tönen bis zum tiefsten Baß geht ihre Skala des Flehens, die in der Regel mit niño, (schmeichelnder Name für junge Männer, eigentlich Knabe,) angefangen wird, und auf die dann „no hay“, (ungefähr „es giebt Nichts“) geantwortet wird. Als ein Zeichen der geringen Civilisation sehe ich die vielen Schäden an, die das Volk in Folge gewaltsamer Ereignisse an seinem Körper hat. Entweder müssen sie sich bei Beschädigungen nicht an die Aerzte wenden, oder diese verstehn nichts von ihrer Kunst, denn anders kann ich mir diese Schaaren von Einäugigen, von Leuten, denen das Nasenbein eingeschlagen ist, oder andre, die durch Beinbrüche gänzlich verkrüppelt sind, nicht erklären. Eine sehr häufig wiederkehrende Erscheinung sind Menschen, denen die Beine im Stadium der Entwickelung vollständig zurückgeblieben sind, so daß diese dann nicht die Kräfte haben, den Besitzer davon zu tragen und ganz klein geblieben sind. Solche unglücklichen Individuen rutschen dann mit Hülfe des Gesäßes und der beiden Hände auf dem Boden vorwärts.

Sieht man so vieles Elend, so kommt man sich zeitweise recht undankbar gegen den Schöpfer vor, wenn man über hundertfach geringere Uebel klagt und sich beschwert. Als einen Zug besondrer Rohheit, den ich allerdings, Gott sei Dank, nicht häufig sah, muß ich noch erwähnen, daß manchmal die Gesunden solche armen Wesen noch neckten und verhöhnten, und ich wußte dann nicht, welches Gefühl in meinem Innern das vorherrschende war, die

Empörung über solche Lästerer, oder das Mitleid mit den Opfern.

Von Cuautlitlan ab bekommt die Gegend einen ganz anderen Anstrich. Man wird sehr bald gewahr, daß man aus dem cultivirtesten und bevölkertsten Theile der Republik heraus ist, und daß nicht umsonst Mexico ein überaus schwach bevölkertes Land genannt wird. Meilenweite Strecken legt man zurück, ohne nur eine Spur von menschlicher Behausung zu entdecken. Das Land ist weit und breit unbebaut und mit Steinen besäet. Nur in einem Punkte bleibt sich Mexico getreu, das sind die allenthalben aus der Erde sich erhebenden Berge vulkanischen Ursprungs Die Reise wurde ab und zu unterbrochen durch Unglücksfälle, wie ich sie auf der Reise nach Cuernavacca gesehen hatte, d. h. große Waarentransporte, die im Kothe stecken geblieben waren.

Bis Nachmittag 3 Uhr konnten wir stets auf solchen Schiffbruch stolz herabblicken, da mit einem Male erging es uns ebenso. Der Hauptnachtheil des durch die hiesigen Regengüsse erweichten Erdbodens ist der, daß ein Haltenbleiben auf einer Stelle sofort ein sehr schnelles Einsinken zur Folge hat. Wir kletterten Alle aus dem Wagen und überzeugten uns, daß die schwere Diligencia so schnell einsank, daß die Axen nicht mehr zu sehen waren, während die viel leichteren Maulthiere von der Decke des Kothes getragen wurden. Alle möglichen Arten des Anspannens wurden versucht. Alles prügelte auf die Maulthiere und warf sie mit Steinen; die Thiere

zogen nach Kräften an, aber der Wagen rückte und rührte sich nicht von der Stelle. Ein und eine halbe Stunde waren auf diese Weise schon vergangen, als der letzte Versuch angestellt wurde. Vermittelst Spaten wurde jeder Zoll nach vorwärts an den Rädern erst ausgegraben. Dies half und mit allgemeinem Jubel sahen wir die Diligencia auf einem festen steinigen Untergrund stehen.

Es war übrigens die höchste Zeit wieder einzusteigen, denn am Himmel hatten sich Wolken aufgethürmt, so schwarz und so dick, daß es beinahe ganz dunkel wurde. Gleich darauf brach ein Unwetter los, von dessen Stärke man sich gar keinen Begriff machen kann. In Zeit von wenigen Minuten waren Berge und Felder schneeweiß von Hagelkörnern, die in der Größe von Taubeneiern herunterrasselten. Es mußte gehalten werden, denn die Maulthiere wurden wild, und der Kutscher und die Passagiere oben konnten es vor Schmerzen und vor Beulen kaum mehr aushalten. Dabei regnete es in wahren Bächen. Gleich Seen stand Alles unter Wasser und von den Bergen stürzten sich kleine Ströme herab. Zwei arme Reiter, wahrscheinlich Hirten, auf Mauleseln reitend waren auch gleich uns von dem Unwetter überfallen, und an ihnen sah ich wieder ein Beispiel, wie das Volk hier abgehärtet ist. Der Hagel schlug mit vollster Gewalt an ihre nackten Beine oder in ihre Gesichter; sie setzten aber ganz gemüthlich ihren Marsch fort und erst als ihre Thiere nicht mehr vorwärts zu bringen waren, verkrochen sie sich hinter unsern Wagen.

Die Kälte während dieser ganzen Reise war übrigens recht empfindlich trotz des Monats Juni in der heißen Zone, und ich wurde nicht warm, obgleich ich einen Winterüberzieher trug. Abends um neun Uhr langten wir in Tula an, und stiegen im Gasthause ab. Die Räume waren so ungemüthlich wie nur möglich, die Bettwäsche feucht und die Luft in dem Zimmer dumpf. Wir nahmen noch ein gutes Nachtmahl ein, und zogen uns dann zurück.

Am andern Morgen erhoben wir uns um drei Uhr, klappernd vor Kälte, und um vier Uhr setzte sich unser Marterkasten in rasselnde Bewegung. Es war Sonntag, und wo wir hinkamen, schickte sich das Volk an, in die Kirche zu gehen. Die Gegend war trostlos und die Armuth der Bewohner jeder Beschreibung spottend. In den elendesten Hütten krochen diese armen Geschöpfe umher, ernst und traurig in ihren Mienen. Für sie gab es ja nicht die Freuden und Lustbarkeiten der Welt; sie schienen nur geboren zu sein, die trüben Seiten des Lebens, das Elend und die Noth kennen zu lernen. Und trotz dieser Misère herrscht stets die Höflichkeit in den Formen, die den Mexicaner kennzeichnet.

Ein Bild des Jammers machte namentlich einen tiefen Eindruck auf mich; auf irgend einer Station kroch ein solches unglückliches Wesen mit verkrüppelten Beinen, das außerdem noch das große Unglück hatte, blind zu sein, an unseren Wagen heran, und sang mit wohlklingender Stimme, die Begleitung auf der Guitarre

spielend von flores, amor und primavera, also von Blumen, Liebe und Frühling. Der Contrast in dem Ganzen war ein so schneidender, der Gesang so weich und melancholisch, daß namentlich nach einem Vers über lagrimas, Thränen, jede Fiber meines Herzens erbebte. Armes Geschöpf, hast du wirklich eine Ahnung von Poesie des Lebens? Kannst du, des Lichtes beraubt, einen leisen Anklang empfinden, was Liebe, Blumen und Frühling sind? Ist der sympathische Klang deiner Stimme Zufall? Oder begreifst du ganz dein namenloses Unglück und erzitterst deshalb, wenn du von Thränen singst? Selten hat mich eine Musik so ergriffen, wie diese Paar Töne in einem elenden Neste Mexico's; sie stimmte mich traurig auf längere Zeit. Das ist aber die große Macht und Kunst der Musik, das menschliche Herz weich zu stimmen. Und mag die erste Primadonna der Welt noch so kunstvoll trillern, wenn sie das nicht vermag, bleibt ihre Kunst eben nur mechanisches Spiel.

In einer weitausgedehnten grünen Ebene, auf der die ganze deutsche Cavallerie mit Bequemlichkeit hätte exerciren können, ohne sich dabei gegenseitig zu stören, lag eine große Hacienda, in der wir das Mittagsmahl servirt fanden. Immer dieselben Gerichte! daß die Leute so gar keine Abwechselung darin bieten. Der Weg war dicht mit großen Steinen besäet und beim langen Bergabfahren wurde scharf der Hemmschuh angelegt; das zusammen gab ein Geräusch, daß mir der kalte Schweiß auf die Stirn trat, und ich mich wie im Fieber befand.

Manchmal dauerte diese Marter eine halbe Stunde auf einmal. Nie wieder nach Mexico zu reisen, das stand unwiderruflich in mir fest, und meine Sehnsucht, möglichst bald das Land zu verlassen, steigerte sich ordentlich krankhaft in mir.

Es war schon dunkel, als wir in San Juan del Rio, einer Stadt, 10 Leguas noch von Queretaro entfernt, ankamen. Es entstand nun eine sehr lebhafte Debatte, ob wir die Reise noch weiter fortsetzen, oder hier bleiben sollten. Die noch zurückzulegende Strecke ist eine der berüchtigtsten in ganz Mexico wegen der vielen Plagiarios. Enrique Rubbio und ich stimmten auf das Energischste für eine Weiterreise, da man erstens hier sehr schlecht unterzukommen die Aussicht hatte, und ferner doch auch endlich einmal ans Ziel zu gelangen wünschte. Da sehr häufig ein Einverständniß der Räuber mit den Bewohnern der nächsten Ortschaften herrscht, so zeigten wir beim Verlassen der Stadt die vielen Feuerwaffen, indem wir die Läufe zum Fenster heraussteckten und selbst den Damen wurden zu diesem Behuf Gewehre in die Hand gedrückt. Die Stimmung war im Allgemeinen eine sehr ernste und erwartungsvolle. Die beklommenen Gesichter machten mich innerlich eigentlich schrecklich lachen. Die dicke Señora mir gegenüber betete ein Vaterunser über das andre, und schlug so heftig Kreuze, daß ich dabei einen Schlag ins Auge bekam.

Die Nacht war stockfinster und die Fackel auf dem Bock ließ in ihrem schwankenden Lichte lauter eingebildete

Gestalten am Saume des Weges sehen. Athemlos saß alles da, als mit einem Male von oben drei Reiter signalisirt wurden. Heimlich lachte ich aus Leibeskräften, legte an und sagte: „Jo lo mataré“, (ich werde ihn tödten). Bei näherer Besichtigung ergab es sich, daß es ganz harmlose Leute waren, die wahrscheinlich eben solche Angst vor uns, als einige von uns vor ihnen hatten, denn sie zogen ihren Hut beinahe bis zur Erde ab. In der Mitte des Weges wurde die Bespannung gewechselt; die Señora, mein vis à vis, war so schwach geworden, wahrscheinlich von der ewigen Anstrengung des Kreuzschlagens, daß sie zuerst Chokolade für sich, und liebenswürdiger Weise auch für uns kochte. Die letzte Strecke wurde ohne irgend welches Abenteuer zurückgelegt.

Es war zwei Uhr des Morgens, als wir in die Thore von Queretaro hineinfuhren. Hoch über uns konnte ich beim Schein der Fackel den wirklich gigantenhaften Aquaduct sehen, der die Stadt mit Wasser versieht. Sei es die finstre Nacht, oder die trüben historischen Erinnerungen, oder war die vollständige Erschöpfung der Kräfte daran Schuld, mir Alles in düstrer Färbung erscheinen zu lassen, mir kam das Innere der Stadt so trostlos öde und kirchhofartig vor, daß ich einen ordentlichen Schauder empfand. Ein großer Gasthof nahm uns Alle auf, und ich brauchte noch den letzten Aufwand meiner Kräfte dazu, mir wenigstens ein Zimmer für mich allein zu erwirken. Gar oft ist man in Mexico gezwungen, dasselbe mit fremden Leuten zu theilen, was

gerade bei dieser Bevölkerung sehr viel Unangenehmes mit sich bringt.

Recht erschöpft und unwohl erwachte ich am anderen Morgen. Doch der Ruhe zu pflegen, war keine Zeit vorhanden, da ich mit meinen Plänen für die nächste Zeit nicht in Unordnung gerathen wollte. Ich war von Herrn Bennecke an einen Señor Trinidad de Rivera empfohlen worden, zu dem ich mich auch bald begab und in ihm einen kleinen dicken Herrn kennen lernte, der sehr gefällig und freundlich für mich war und sich ganz zu meiner Disposition stellte. Da man in Mexico nur mit dem allernothwendigsten Gelde versehen, eine Reise unternimmt, und stets Anweisungen für die betreffenden Plätze, wo man hinkommt bei sich führt, so bat ich ihn zuerst um Geld, und dann um seine Hülfe, alle die Punkte zu sehen, die während der Belagerung und in der Zeit der Gefangenschaft des Kaisers eine Rolle gespielt hätten. Señor Trinidad de Rivera versprach mir, persönlich Cicerone sein, und mich zu einer Rundfahrt um 2 Uhr Nachmittags abholen zu wollen.

Früher hatte ich geglaubt, daß Beweise des Interesses und der Sympathieen für den dahingeschlachteten Kaiser mißfällig bemerkt werden würden, doch ich wurde hier schnell von dem Gegentheil überzeugt. Wenn man darüber sprach, zeigte sich ganz offen die größte Anhänglichkeit und Hochachtung für den Kaiser, und namentlich sind es die Damen, die sein Andenken verehren und heilig halten. Dieser Sachverhalt ist auch ziemlich er=

klärlich dadurch, daß Maximilian von einer hinreißenden persönlichen Liebenswürdigkeit gewesen sein soll, und daß auf diesem beschränkten Platze, während der sechswöchentlichen Belagerung wohl Jeder mehr oder weniger mit ihm in Berührung kam. Ferner erregte seine Tapferkeit in all den Gefechten, wo er stets sich fast am meisten den Gefahren aussetzte, so daß Viele darin ein Aufsuchen des Todes erkennen wollten, — die ungetheilteste Bewunderung.

Rechts und links von ihm sollen die Personen seiner Umgebung getödtet worden sein, doch ihm hatte das Schicksal eine grausamere Todesart aufbewahrt. Nicht die Kugel in der Schlacht, sondern der Tod durch Mörder sollte ihm zu Theil werden. Es war allerdings dadurch dem Kaiser Gelegenheit gegeben, seine ganze Seelengröße zu zeigen, um in der Geschichte mit der unvergänglichen Krone des Märtyrers geschmückt zu werden.

Da es noch lange Zeit bis zum Zusammentreffen mit Herrn Rivera dauerte und in der Stadt selbst recht wenig zu sehen war, so ging ich hinaus auf den Cerro de las Campanas, eine halbe Stunde vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, um allein und ungestört meinen Gedanken dort nachzuhängen, wo jene so blutige Tragödie ihren Abschluß fand.

So häufig wird Autoren vorgeworfen in Trauerspielen oder Romanen durch Anhäufung von allen erdenklichen Unglücksschlägen Scenen herbeizuführen, die über-

trieben und deshalb nicht naturgemäß wären. Ich bin anderer Ansicht, ich behaupte der Schriftsteller ist noch nicht geboren, der in seinen Fictionen das Elend des Lebens nur einigermaßen erreicht, nur annähernd dafür den richtigen Ausdruck gefunden hätte, und als Beweis dafür nenne ich nur die Ereignisse, deren Schauplatz vor meinen Blicken lag. Wer kann die inneren Kämpfe, Leiden, Enttäuschungen, diese Abgründe von Schmerz und Verzweiflung wiedergeben, die in dem Herzen des Kaiserpaares gewüthet haben müssen! Jedes Wort, jeder Buchstabe, und drücken sie auch den höchsten Grad menschlicher Seelenpein aus, sie bleiben doch im Vergleich zu dem Empfundenen eben nur ein todter Buchstabe und ein kaltes Wort.

Ich rief mir alle die Beschreibungen jener ernsten Zeit ins Gedächtniß zurück, wie ich sie entweder in den so warmen Schilderungen des Prinzen Salm, der den Heldentod in der Schlacht von St. Privat starb, und der ein so treuer Diener des Kaiser Maximilian war, gelesen hatte, oder wie ich sie aus dem Munde der hochherzigen Prinzessin Agnes Salm, meiner aufopfernden Krankenpflegerin aus dem Lazareth von Amiens, oder des Baron von Magnus vernommen hatte. Die Geschichte wird später den hervorragenden edlen Leistungen jener eben genannten drei Personen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ihre Namen werden in diesem Trauerspiele den bedeutenden Platz einnehmen, den sie für ihre übermenschlichen, kein Opfer scheuenden Anstrengungen,

das Leben des Kaisers zu retten, in so hohem Maaße verdient haben.

Der Cerro de las Campanas ist ein Hügel von 150—200 Fuß Höhe, der nach Norden zu allmählich abfällt, während er nach Süden, nach der Stadt hin, in steiler Form sein Ende erreicht. Auf der südlichen Seite, ungefähr auf der Hälfte der Höhe, erblickt der Wanderer drei Steinhaufen, von denen der auf dem linken Flügel die beiden anderen bei weitem überragt, ja beinahe Manneshöhe erreicht. Dieser Steinhaufen ist bedeckt mit weißen Feldblumen, Winden waren es hauptsächlich, und kleinen Kreuzen. Ich stand am Ziel meiner Wanderung, ich stand auf der Stelle, wo vor wenigen Jahren ein Stück Geschichte sich abspielte, wo der Nachkomme Carls V. in dem Lande seines großen Ahnherrn von seinen eigenen Unterthanen hingerichtet wurde. Ein kalter Wind machte mich erbeben; die baumlose Gegend hatte einen todten öden Anstrich, der steinige Boden ließ Nichts gedeihen, es war als ob das Land verflucht sei, weil man Hand an den Gesalbten des Herrn gelegt hatte.

Nie werde ich das eigenthümliche Gefühl vergessen, das mich auf diesem Fleckchen Erde durchbebte. Es war mir so weh ums Herz, als wollte mir dasselbe zerspringen, als wäre mir selbst ein schweres Unglück geschehen. Ich legte einen Stein auf den Haufen, pflückte von der mageren Erde jene weißen Winden und bekränzte damit die Kreuze. Ich kniete darauf nieder und betete lange Zeit für die Seele jenes unschuldig dahin Geopferten. Dann

setzte ich mich hin und malte mir im Geiste den Vorgang jener Catastrophe aus. Hier standen die aufmarschierten Bataillone, die das Carré bildeten, und dahinter sah man zu Tausenden das weinende Volk. Und während ich darüber so nachdachte, und mir das Alles vergegenwärtigte, fühlte auch ich die Thränen aus meinen Augen herabfließen. Wer dies unmännlich und hypersentimental finden sollte, dem spreche ich einfach die Urtheilsfähigkeit darüber ab. Nur wer an dieser Stelle war, kann die Tiefe des Eindruckes ermessen, dem kein Mensch von Herz und Gefühl sich verschließen kann.

Bald gesellte sich ein armer Indianer zu mir; auch er brachte Blumen und betete. Dann erzählte er mir alle Einzelheiten der Erschießung, der er beigewohnt hatte. Das unschuldig vergossene Blut des „Señor Emperador" würde gerächt, sagte er, durch das immer größer werdende Unglück des Landes.

Einen Zug wirklich rührender Treue und Anhänglichkeit erfuhr ich später. Wenn nämlich ein Indianer sich eine Hütte in dieser Gegend baut, so mauert er einen Stein von dem Cerro de las Campanas mit hinein, in dem Glauben, daß dies ihm Glück bringe.

Ich bestieg den Gipfel der Anhöhe, von dem man einen umfassenden Blick auf die Stadt und Gegend hat. Die Stadt hat eine Einwohnerzahl von 60000 Seelen und zählt sehr viele Kirchen und Klöster. Die Ausdehnung ist sehr groß und weitläufig. Als militairische

Position ist sie so ungünstig, wie nur irgend möglich, da sie auf das vollständigste von den rings umherliegenden Höhen dominirt wird, so daß ich mich überhaupt sehr wundere, daß sie ohne Forts und befestigte Enceinte sich 6 Wochen hat halten können. Man hat es als einen großen Fehler bezeichnet, daß der Kaiser sich hier einschließen ließ, aber dies kam ganz gegen seine Voraussetzung. Bald nach Abmarsch der Franzosen, nachdem der traité de Miramare von Napoleon gebrochen worden war, beschloß der Kaiser, sich an die Spitze der Armee zu stellen, Mexico zu verlassen und die liberalen Streitkräfte zu vernichten. Er gab den beiden Generälen Miramon und Mejia den Befehl, sich mit ihm in Queretaro zu vereinigen. Die liberalen Kräfte waren durch den Verrath von Bazaine sehr ermuthigt worden, sie sammelten sich in überlegenen Schaaren und schlossen den Kaiser in Queretaro ein. Die Armee des juaristischen General Escobedo belief sich auf 30,000 Mann, während der Kaiser nur 10,000 Mann zu seiner Verfügung hatte. Zu alledem kam noch, daß der Verräther, General Marquez, trotz des ihm zugeschickten Befehls, Queretaro zu entsetzen, ruhig in Mexico blieb, und nach der Erschießung des Kaisers dessen Eigenthum zum größten Theil aus Chapultepec stahl. Zuletzt rufe ich ins Gedächtniß zurück, daß Queretaro nicht durch Waffengewalt, sondern nur durch den schnöden Verrath eines Judas, des Obersten Lopez, fiel.

Am besten wäre es natürlich gewesen, Mexico nie

zu verlassen, das leicht zu vertheidigen ist, und die Straße nach Vera=Cruz frei zu halten. Dieses bedingt hauptsächlich die Herrschaft des Landes. Und doch ist es schwer, an eine Aenderung der Sachlage zu glauben, auch wenn vorher anders gehandelt worden wäre. Denn überall lauerten Verrath und Treulosigkeit und wer hier sich denselben zu entziehen gedachte, rannte ihnen an einer anderen Stelle in die Arme. Es ist behauptet worden, daß nach einem sehr glänzend gelungenen Ausfall ein Durchbruch aus Queretaro möglich gewesen wäre, doch ist schwer darüber zu urtheilen, wenn man nicht in alle Einzelnheiten eingeweiht ist. Einem einmal bestimmten Geschicke zu entgehen, ist dem Menschen unmöglich. Kaum der Scylla entronnen, bringt ihm die Charybdis das sichere Verderben, und die, welche sich dem Unabwendbaren mit größter Resignation und Seelenhoheit fügen, sind ebenso weise als seltene Charaktere.

Ich fand mich pünktlich um 2 Uhr bei Señor Trinidad de Rivera ein und er fuhr mit mir nach den Punkten hin, die ich hauptsächlich zu sehen wünschte. Zuerst begeben wir uns noch einmal nach dem Cerro de las Campanas, wo er mich auf das Genaueste von den militärischen Operationen während der zweiundsiebenzigtägigen Belagerung in Kenntniß setzte. Diese ganzen damaligen Verhältnisse sind mir ein vollständiges Räthsel, denn die Belagerten siegten fast auf allen Punkten bei jedem Ausfalle; sie nahmen ihren Feinden zahllose Kanonen, Fahnen und Gefangene, brachen völlig den Ring

der Belagerer und zogen sich doch nicht aus dieser so gefährlichen Mausefalle, wie der Kaiser Maximilian selbst Queretaro nannte. Der ganze Sachverhalt kann nur von der Seite beleuchtet seine Erklärung finden, daß bei der Sorge des Kaisers für seine Soldaten und für die ihm so ergebene Stadt, er befürchtete, dieselbe würde, nach seinem etwaigen Abzuge mit dem größten Theil der Armee, den schändlichsten Racheplänen der liberalen Truppen preisgegeben sein. Ein Umstand, den zu befürchten man nach den schrecklichen Barbareien der Juaristischen Partei nur zu berechtigt war. Diese Ansicht stimmt auch völlig mit dem im Buche des Prinzen Salm gegebenen Berichte überein. Es war in der ganzen Zeit eben dem Kaiser durchaus nicht darum zu thun, sein Leben zu retten, sondern seine Anhänger nach Möglichkeit vor grausamen Verfolgungen seitens der Feinde zu schützen. Wie oft hat er selbst nicht Gelegenheit zu fliehen gehabt während seiner Gefangenschaft, und stets in den entscheidenden Momenten wies er die Bitten und das Flehen seiner treuen Umgebung, dieselbe zu benutzen, zurück. Herr Rivera hatte nicht der Execution beigewohnt, weil er zu ergriffen gewesen wäre, sagte er.

Vom Cerro fuhren wir nach der Cruz. Dieselbe ist ein sehr ausgedehntes Kloster, das auf der höchsten Stelle der Stadt liegt und dem Kaiser während der Belagerung zum Hauptquartier diente. Die zahlreichen, halb verfallenen Räume, starrend von Schmutz und Unordnung, trugen noch alle die Inschriften, die ihren Zweck zu den

Zeiten der französischen Occupation andeuteten. Hier war das Offizierkasino gewesen, dort das Büreau u. s. w. Die Zimmer des Kaisers zeugten von Neuem für die unendliche Anspruchslosigkeit und Selbstverläugnung des hohen Bewohners. Man konnte es kaum Zimmer nennen, elende Löcher wäre die richtigere Bezeichnung.

Das Zimmer, wo der Kaiser schlief, war ein unheimlicher zellenartiger Raum, der durch seine trübe Beschaffenheit nachtheilig auf das Gemüth wirken mußte. Ein großer verwilderter Garten mit sehr hoher Mauer umgab diesen Gebäudecomplex. Eine hohe Palme, wohl die einzige ihres Geschlechtes hier, wiegte sinnend ihr luftiges Haupt. Sie schien auch tief das rauhe Clima zu fühlen und das Loos ihrer Schwestern zu beneiden, die unter einer glücklicheren wärmeren Sonne ihr Dasein fristeten, während sie einsam und freudlos die Zeugin von Kummer und Verrath sein mußte: von dem schwärzesten Verrath, den man sich denken kann, denn über diese Mauer führte der Judas von Queretaro, der von seinem Kaiser mit Wohlthaten überhäufte Oberst Lopez die feindlichen Truppen in das Innere der Stadt. Ihm hatte sich sein kaiserlicher Herr ganz anvertraut, und ihn zum Commandanten der Cruz ernannt. Um sein Verbrechen gelingen zu lassen, hatte er der Leibwache des Kaisers, den treuen Husaren den Befehl ertheilt, ihre Pferde abzusatteln.

Der Morgen des 15. Mai graute, die Sonne versteckte sich hinter den Nebeln, um nicht zu solchem Ver-

brechen zu scheinen, da verließ der Kaiser, benachrichtigt von dem Eindringen des Feindes in sein Hauptquartier, in Begleitung des Generals Castillo und des Prinzen Salm die Cruz, um sich nach dem Cerro in die Mitte seiner Truppen zu begeben. Unterwegs wollte man ihn in dem Hause des Bankier Rubbio verbergen, doch er antwortete: „Ich verstecke mich nicht!“ Auch ein ihm angebotenes Pferd schlug er aus, weil er seine beiden Begleiter dann verlassen müßte. Oben auf dem Cerro de las Campanas, seiner späteren Richtstätte, angelangt, mußte der edle Kaiser, der sein Leben für seine Truppen opferte, der sie nicht verlassen wollte, um sie nicht einem unsicheren Schicksal in die Arme zu treiben, er mußte es sehen und erleben, daß sie in hellen Haufen zum Feinde übergingen. Wahrhaftig, wenn Bitterkeit sein edles Herz beschlichen hätte, man hätte sich nicht wundern können beim Anblick dieser schurkischen Handlungsweise.

Die Momente, die nach der Gefangenschaft folgten, sie müssen fürchterliche gewesen sein, und sicherlich bedurfte es eines so hehren Charakters, um sie mit der Würde zu ertragen, mit der dies Maximilian that. Die wilde Bestie zerreißt ihr Opfer wenigstens ohne Hohn, doch wie tief die Mexicaner noch unter ihr stehen, das beweist die Handlungsweise dem Manne gegenüber, den sie nicht in offener ehrlicher Kampfesweise, sondern nur durch Verrath besiegen konnten. Was wissen diese Menschen denn auch von Großherzigkeit und von Edelmuth, von allen den Eigenschaften, die die Menschen zu der

Stufe erheben sollen, auf die sie der Schöpfer hat stellen wollen? Vor den versammelten Generälen gab Escobedo dem Kaiser die Versicherung, daß er und die Seinigen als Kriegsgefangene behandelt werden sollten; doch, wo die Wortbrüchigkeit die Norm und die Ehrenhaftigkeit die Ausnahme ist, da konnte man ja auch nicht Erstaunen verspüren, wenn der Kaiser und die Seinigen nicht als Kriegsgefangene, sondern nachher als Rebellen behandelt wurden.

Man stellte ein Kriegsgericht zusammen, ein Hohn auf die Justiz aller Zeiten und Völker; man führte eine Rechtsfarce, eine elende Comödie auf, die wirklich zum Kranklachen gewesen wäre, wenn nicht der blutige Ausgang das Herz erstarren machte, wenn man nicht von Ekel und Uebelkeit beim Anblick solch' eines Haufens von Schurken und Verbrechern, die die hohe Justiz ausüben wollten, überwältigt wäre. In jedem Drama ist doch sonst eine Persönlichkeit in der Gegenpartei des Helden vorhanden, die, wie Pilatus z. B. bei dem beabsichtigten Tode des Gerechten die Hände wäscht, um nichts damit zu thun zu haben, die auftritt und im Namen der Gerechtigkeit Tiraden schön klingender Worte hersagt, die, wenn sie auch am Ganzen Nichts ändert, doch beweist, daß noch nicht jedes edle Gefühl erstorben ist. Doch einen Zug solcher Handlungsweise hier aufsuchen zu wollen, würde verlorene Zeit und Arbeit sein. Schmachvoll, unwürdig und verrätherisch wurde die Sache ins Werk gesetzt, weiter fort entwickelt und zu Ende geführt.

Zuerst hatte man dem Kaiser und seinen Generälen das Kloster San Teresita zum Gefängniß angewiesen. Da dasselbe aber wahrscheinlich noch nicht genug mit Unrath und Ungeziefer angefüllt war, so nahm man den Kaiser fort, und brachte ihn krank und leidend nach dem Pantheon des Klosters los Capuchinos, das war die Todtengruft des Klosters. Beim Betreten der Schwelle schauderte der unglückliche Fürst und sagte mit bewegter Stimme: „In der That, das kann mein Zimmer nicht sein, das ist ja ein Todtengewölbe; das ist ein böses Omen*)." Auf die deshalb an ihn gerichteten Reklamationen antwortete der mit der Bewachung beauftragte General Refugio Gonzales, ein Mensch, der noch kurze Zeit vorher Banditenchef gewesen war: „Ja, das ist sein Zimmer, und hier soll er wenigstens diese Nacht schlafen, um ihn daran zu erinnern, daß seine Zeit bald abgelaufen ist." Vielleicht, daß sich der Bluthund Escobedo, nicht der Menschlichkeit wegen, sondern vor den fremden Gesandten deshalb schämte, jedenfalls diente dieser Raum nur eine Nacht zu diesem Zwecke.

Das Gefängniß des Kaisers, der Generäle Miramon und Mejia und des Prinzen Salm, war nachher das Kloster Los Capuchinos. Nachdem wir an allen Seiten geklopft hatten, um hineinzugelangen, wurde uns endlich aufgemacht. Wir traten in ein hohes Flurgewölbe, dessen schmutziger Zustand jeder Beschreibung

*) s. Prinz Salm, Queretaro II. Bd. S. 36.

spottet. Man steigt eine breite Treppe hinauf und gelangt in einen Gang, der an den Seiten offen ist und von drei Seiten einen kleinen Hof umschließt, während die vierte Seite eine Mauer, so hoch wie das ganze Gebäude, bildet. Diese Mauer befindet sich gegenüber dem Treppenaufgang. Die Seite, die links den Hof umschließt, und von der freien Luft nur durch den obenerwähnten Gang getrennt ist, enthält drei Gemächer, jedes mit eigenem Eingange. Das erste links zunächst des Treppenaufganges hat vor den beiden anderen noch den Nachtheil, daß es dunkler ist, da das Fenster nicht direct auf den Hof, sondern nur nach dem Gange hinausgeht, also aus dritter Hand erst das Licht erhält. Dieser Raum, zu dem das Licht des Tages nur spärlichen Zutritt hat, der einen trostlos elenden und öden Eindruck macht, war des Gefängniß Maximilians.

Bei seinem Anblick erinnerte ich mich des Eindrucks, den auf mich, fast ein Knabe noch, die Conciergerie im Palais de Justice in Paris machte, die der schönen, edlen, königlichen Dulderin, Marie Antoinette, von der „Großen Nation" zum Gefängniß angewiesen worden war. Die grauen Kerkerwände, die finstern dicken Mauern, die geringe Luft und Helligkeit in diesem Raume, Alles das erschien mir so fürchterlich, so beklemmend, daß ich mich nach einem Sonnenstrahl ordentlich sehnte. Ich war auf das Tiefste erschüttert und ergriffen bei dem Gedanken, daß hier die Veuve Capet 72 Tage geweilt hatte, um diesen Kerker nur gegen das Blutgerüst zu vertauschen.

Jenes Gefühl, das mich damals fast überwältigte, ich empfand es von Neuem auf diesem so abgeschiedenen Winkel der Erde, nur mit dem Unterschiede, daß hier die kurze Zeit, die erst seit jenen Unglückstagen verflossen ist, dem Ganzen ein noch frischeres Gepräge giebt. Mit Ehrfurcht und tiefstem Ernste konnte ich nur die öden Wände betrachten, aus denen mir noch der Geist jenes unglücklichen Kaisers zu reden schien. Ja, könnten die Steine reden und Zeugniß ablegen von den Scenen, die in diesem engen elenden Loche gespielt haben, sie würden wehklagen und jammern hier, wo eben Steine eher fühlen können, als die verdorrten Herzen jener Bösewichte.

Wie jene Märtyrerkönigin Frankreichs, so verließ der vom mexikanischen Volke gewählte Kaiser diesen Kerker nur, um am Cerro de las Campanas von seinen Unterthanen ermordet zu werden. Er starb, wie er gelebt hatte, als ein edler hochherziger Held, dem Ehre und Treue weit über ein so gebrechliches Gut, wie das Leben ist, gingen.

Die ganze Erscheinung des Kaisers hat so etwas Phantastisches, daß sie schwer in den Rahmen der modernen Zeit hineinpassen will. Er erscheint als ein Repräsentant jener Classe von Menschen, die man in der Geschichte des Mittelalters häufig antrifft, und die in der Person des deutschen Kaisers Maximilians I., „des letzten Ritters" ihren letzten und vielleicht hervorragendsten Vertreter fanden. Es ist sehr leicht, heut zu Tage sein ganzes Unternehmen ein gewagtes Abenteuer zu nennen,

weil man stets die Sachen nach ihrem Erfolge und nicht nach ihren Aussichten, und den Muth, solche zu unternehmen, beurtheilt. Jeder Mensch, der über das Niveau der Alltäglichkeit hervorragt, ist eo ipso ein Abenteurer; die größten Männer der Geschichte sind es gewesen, denn indem sie ihre neuen die Welt in Erstaunen setzenden Pläne zur Ausführung brachten, hatten sie noch nicht das Gelingen derselben in der Hand, und erst nach dem günstigen Erfolge nannte man sie große Geister, während sie im Falle des Mißlingens Abenteurer und Narren vielleicht genannt worden wären.

Jener Conradin, der letzte der Hohenstaufen, der kaum ins Mannesalter getreten auszog, um sein Erbe dem treulosen Anjou zu entreißen, hatte auch wenig Aussicht auf Erfolg und doch versagt ihm die Welt und die Geschichte, trotz der Jahrhunderte, die darüber verflossen sind, nicht ihr aufrichtigstes Mitgefühl.

Wie übrigens in der freien und edlen Republik Mexico die Todten geehrt werden, davon giebt die Handlungsweise eines Doctor Licea in Queretaro einen redenden Beweis. Jener Herr hatte sich schon dadurch sehr verdient um Herrn Juarez gemacht, daß er den schwer verwundeten General Miramon, einen alten Bekannten von ihm, der dort Schutz gesucht hatte, den Truppen verrieth. Später wurde er zur Einbalsamirung der Leiche des Kaisers hinzugezogen, wobei er die gemeinsten und rohsten Redensarten führte. Das konnte man allerdings nicht anders von ihm erwarten, von

einem Menschen, der in seinem Innern statt edler Regungen des Herzens nur Eingeweide und Schmutz hat. Daß aber dieser Mensch von dem Körper Theile losschnitt, und mit diesen ebenso wie mit den Haaren, Kleidungsstücken, ja selbst mit der Todtenmaske*) des edlen Verblichenen einen überaus rentablen Reliquienhandel trieb, das ist wohl das Scheußlichste, was je in dieser Art geleistet worden ist, und der Name des Doctor Licea wäre werth an den Galgen geschlagen zu werden, damit er der Verachtung aller Zeiten und Geschlechter ausgesetzt bliebe.

In Folge des vielen Umherlaufens und Sehens, sowie der noch nicht überwundenen Reisestrapazen und zum Theil auch der überstandenen Gemüthsbewegung, war ich so unwohl geworden, daß ich der freundlichen Einladung des Herrn Rubbio, seine eine halbe Stunde vor der Stadt gelegene Fabrik Hercules zu besuchen, nicht Folge leisten konnte. Umsomehr wollte ich mich schonen, da alle meine Gedanken jetzt nur noch darauf gerichtet waren, Mexico so bald als nur irgend möglich zu verlassen. Gefiel mir auch das Land gut, so konnte ich doch für die Bevölkerung jetzt nach dem Besuch von Queretaro gar keine Sympathien mehr haben. Ihr ganzes Wesen hatte für mich so etwas Unheimliches, Lauerndes, ja selbst unter ihrer übertriebenen Höflichkeit guckte so viel häßliche Falschheit hervor, daß ich voll-

---

*) S. Prinz Salm, Queretaro I. Band, Seite 287.

ständig von jenen Leuten genug hatte, und vor Ungeduld brannte, die noch so beschwerliche Reise nach Vera-Cruz bald hinter mir zu haben.

Jene Fabrik Hercules soll die größte und schönste des Landes sein, und der Kaiser hielt sich einen ganzen Tag dort auf, um sie gründlich zu besichtigen. Während der Belagerung war sie das Hauptquartier des Juaristischen Generals en chef Escobedo. Den ersten Tag unseres Zusammenseins erzählte mir Don Enrique Rubbio, er wäre Ecuyer honoraire des Kaisers gewesen, während er fast in demselben Athem mir von seiner Stellung als Cavallerie-Brigadecommandeur unter Escobedo sprach. Ich konnte mich da doch nicht enthalten, ihm die schnelle Wandlung seiner politischen Ansicht vorzuwerfen, worauf er lächelnd erwiederte, daß er innerlich weder für den Einen, noch für den Andern wäre, und daß ihn zur Annahme des militärischen Commandos nur der Umstand bewogen hätte, seine Besitzungen gegen die liberalen Streitkräfte zu schützen. Señor Rubbio gilt für einen der anständigsten und rechtschaffensten Mexikaner und man kann sich nach dem Obigen einen ungefähren Begriff machen, welches Schlages die übrigen nicht so anständigen und rechtlichen Leute sind. Es kommt dann darauf hinaus, daß die Aeußerung eines seit Jahren im Lande lebenden Franzosen, die er mir gegenüber machte, „dans ce pays les hommes les plus honnêtes sont encore des voleurs“, nicht ganz der Begründung entbehrt.

Sollte man mich in allen diesen ausgesprochenen Ansichten der Uebertreibung zeihen, so verweise ich nicht allein auf das Werk des Prinzen Felix Salm-Salm, betitelt „Queretaro", von dem man als treuestem Anhänger seines Kaisers vielleicht eine nicht ganz unparteiische Auffassung zu erwarten glaubt, obgleich ich darin nur die lauterste Wahrheit und keine Uebertreibung gefunden habe, sondern auch auf das Buch der Gräfin Paula Kollonitz „Eine Reise nach Mexico". Die Verfasserin war Palastdame der Kaiserin Charlotte, die, nachdem ihr Dienst in Begleitung ihrer hohen Gebieterin bei der Landung auf mexicanischem Gebiete ihr Ende erreicht hatte, noch einige Zeit dort blieb und in ihrem reizend geschriebenen Buch für Land und Leute schwärmt. Und doch kommt ihr Urtheil dem meinigen, der ich wohl für das Land, aber nicht für die Bewohner die größte Bewunderung habe, sehr nahe.

Bei Tagesanbruch verließ ich am folgenden Tage Queretaro. Die Rückreise ging schneller vor sich, als die Hinreise, da es zwei Tage nicht geregnet hatte und die Wege, trotzdem sie manchmal zur Verzweiflung brachten, etwas besser waren. Ich hatte nur 1 bis 2 Personen als Reisegesellschaft und fuhr daher bedeutend bequemer, wenn auch in Ermangelung der vielen Karabiner und Revolver weniger sicher. Ich zog aber den jetzigen Zustand vor, denn es war damals ein wahres Wunder, daß bei der unvorsichtigen Handhabung der Feuerwaffen von Seiten jener Leute nicht einige Passa-

giere verwundet oder getödtet wurden. Ein solcher Fall soll durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören.

Wir durcheilten dieselben öden Gegenden, sahen dieselbe Noth und Armuth, ja selbst der blinde und gelähmte Sänger fand sich ein. Vielleicht weil meine Gabe etwas größer gewesen war, als die, welche er gewöhnlich empfängt, erkannte er mich an der Stimme wieder.

Der Gehülfe des Kutschers hieß Benito Juarez und führte also dieselben Vor- und Zunamen wie der Präsident. Da er ebenfalls Indianer war, so gehört eine nahe Verwandtschaft dieser beiden gleichbenannten, so durchaus verschiedenen Beschäftigungszweigen Angehörenden nicht in das Bereich der Unmöglichkeit. Mir drängte sich der Gedanke auf, wer von beiden wohl mehr Mühe hätte, seine directen Untergebenen zu bändigen. Ob derjenige, der sich des Tages über mit stätigen Mauleseln abquälen müßte, oder der Don Benito, der über das Wohl der Nation wachte. Rentabler scheint wenigstens Letzteres zu sein, denn derjenige, der früher ein armer Indianerjunge in der Gegend von Oajaca war, ist jetzt Millionär.

Am Abende des zweiten Tages kam ich in Mexico an. Ich schweige über den Zustand meiner Knochen, ich konnte mir aber, trotzdem die Strafe des Räderns ja schon lange abgeschafft ist, doch noch eine oberflächliche Vorstellung davon machen. Die wenigen Stunden, die es noch hell war, benutzte ich, um Einkäufe mexi-

canischer Curiositäten zu besorgen, wobei mir Herr Breuer sehr freundlich half. Als ich einen großen mit Tressen besetzten Sombrero erwerben wollte, fand ich, daß die Mexikaner alle unendlich kleine Köpfe haben müssen, denn die meisten Hüte waren mir zu klein. „Ja, ja", sagte Herr Breuer, „die Leute hier haben Köpfe wie die Aasgeier." Diese Bemerkung war deshalb sehr charakteristisch, weil sie so aus dem Innersten kommend, den tiefen Haß und die große Verachtung der Fremden gegen die Mexicaner dokumentirte.

Für Freunde von Alterthümern ist Mexico noch ein sehr ergiebiges Terrain, und da diesbezügliche Gegenstände geringen Werth dort haben, so sind sie zu recht billigen Preisen zu kaufen. Aus den Zeiten vor der Entdeckung Amerika's als auch der ersten Spanischen Ansiedelungen fand ich herrliche Sachen und ließ davon vier große Kisten mit alten Götzen, Sätteln und Costümen die Reise nach Europa antreten. Die Mexicaner sind von einer bewundernswerthen Geschicklichkeit im Anfertigen von Wachsfiguren in den Trachten des Landes, ferner der Früchte und Blumen jener Zonen. Namentlich werden letztere in einer Zartheit und in einer so vollendeten Natürlichkeit ausgeführt, daß sie kaum von den ächten zu unterscheiden sind. Auf der letzten Pariser Ausstellung erregte diese sehr zahlreich in einem besonderen Gebäude vertretene mexikanische Kunstfertigkeit große und gerechte Bewunderung.

Ueber das Schicksal meiner Kisten bin ich, trotzdem

ich seit sechs Wochen wieder in der Heimath bin, noch im Unklaren. Ich fürchte fast, daß wenn das gefräßige Meer sie nicht verschlungen, die Sonne der heißen Zone die Wachsfiguren geschmolzen hat. Als Beweis, daß dies überhaupt möglich ist, erwähne ich, daß die Briefe in jenen Ländern nicht gesiegelt werden dürfen, da sie sonst durch den Siegellack zusammenkleben würden. Siegellack im Koffer nimmt genau die Form der ihm benachbarten Sachen an, so weich und nachgiebig wird er.

Die wenigen Stunden, die ich noch in Mexico zu meiner Verfügung hatte, benutzte ich dazu, Abschied von denen zu nehmen, welchen ich besondere Freundlichkeiten zu danken hatte, und ich theilte meinen Abend beim Grafen Enzenberg, Herrn Bennecke und Herrn von Mihalovic.

Es drängte mich hinabzukommen an die Küste, denn das rauhe Clima war mir recht nachtheilig und hier konnte ich keine Heilung erwarten. Die erwärmenden Strahlen der Tropensonne sagten mir viel mehr zu, und selbst heute kann ich noch nicht recht den Unterschied zwischen der europäischen und der so viel wärmeren Temperatur Amerikas überwinden.

Am 13. Juni früh verließ ich Mexico mit der Eisenbahn, die wieder zahlreich mit Truppen besetzt war und fort ging es mit frohem Herzen aus der Gegend, die ich Anfang Mai mit Ungeduld zu sehen erwartete. Von Puebla aus wurde mir der Abschied wesentlich noch erleichtert durch die unangenehmste Reisegesellschaft in der

vollständig überfüllten Diligencia. Das Wetter war schön und klar, und gegen Abend, wo die Luft am reinsten ist, erblickte ich noch einmal die drei Riesenvulkane zusammen. Ich nahm Abschied von Popocatepetl und vom Iztahuatl und steuerte direct auf den herrlichen Pic de Orizaba zu. Die Nacht in der mit üblen Gerüchen angefüllten Diligencia war schrecklich. Man konnte kein Glied rühren, kaum athmen, geschweige nur eine Secunde schlafen.

Prächtig ging am folgenden Tage die Sonne auf und mir wurde der großartige erhabene Anblick von den Höhen der Cumbres herunter zu Theil, der bei der Herreise durch Regen und Nebel ganz meinen Blicken entzogen war. Man fährt von der steilen öden Höhe in 22 ziemlich kurzen Windungen in das Thal hinab, das in der üppigsten Vegetation, eingerahmt von wilden Felsen ausgebreitet liegt. Jene Partie von oben gesehen, erinnert mich etwas an den Blick des Rheinthales von der Furca nach Andermatt, nur ist hier die Scenerie noch wilder und großartiger. Gleich Coulissen schiebt sich ein Felsgebirge hinter dem andern gegen das Thal vor, das gleichsam bedroht von den überragenden Felsen ist. Die Fahrt diesen steilen Abhang hinab mit seinen 22 Windungen ist nichts Angenehmes für Leute, die an Schwindel leiden, denn die geringste zu kurze Wendung des Gefährtes würde Alles ins Verderben reißen. Doch man darf keine Furcht haben. Die vier Maulthiere, die nur aufzuhalten haben, traben so ge-

müthlich den ihnen gewohnten Weg an den Abgründen vorbei, daß dies dem Reisenden das Gefühl der größten Sicherheit giebt. Sehr sonderbar ist es zu sehen, wie die vordersten überflüssigen vier Maulthiere ohne Zügel, ohne Reiter und unangespannt, ungeführt 30 Schritt vor den angespannten Thieren herlaufen und nicht einen Augenblick das Tempo, das der Kutscher oben angiebt, verändern.

Als ich in Fortin, der Anfangsstation der Eisenbahn, aus meinem fahrenden Gefängnisse herauskletterte, da hätte ich aufjubeln mögen vor Freuden. Doch zu längerem Genusse kommt man nicht recht in Mexico, denn die überall, so auch hier herrschende namenlose Unordnung gibt dem Reisenden keine ruhige Secunde. Entweder ist das Gepäck nicht da oder es fehlt an etwas Anderem, oder die Beamten geben nicht die genügende Auskunft auf das Befragen; kurz es ist keine ungetrübte Freude, in diesem schönen Lande zu reisen.

Alle meine großartigen Pläne, mehr vom Innern zu sehen, hatte ich schon wegen der noch immer herrschenden Anarchie opfern müssen, und nur zu sehr konnte ich zufrieden sein, daß mir bei meinen Kreuz- und Querzügen die Bekanntschaft mit den Plagiarios erspart worden war. Namentlich Oajaca und Yucatan nicht besucht zu haben, bedauerte ich von ganzem Herzen. Ersteres soll landschaftlich unendliche Reize haben, während das Yucatan noch großartige indianische Tempel- und Palastruinen bergen soll, stumme Zeugen hervorragender Cultur

zu einer Zeit, wo man in unserm alten Erdtheil noch keine Ahnung von dem Vorhandensein des Goldlandes Amerika hatte.

Mein erster Plan war gewesen, Mexico bis zur Küste des stillen Oceans zu durchreisen, und mich in einem der Seehäfen von Manzanillo oder Acapulco nach Californien einzuschiffen. Auf diese Weise hätte ich dann jenes so interessante Land bereisen können, das zu sehen durch die spätern Verhältnisse mir nicht möglich wurde. Alles mußte unterbleiben, weil die Unsicherheit der Wege die Reise nicht zuließ. Und welcher Ruhm liegt auch darin, zu versuchen, es durchzusetzen? Um nachher in die Hände solcher Hyänen zu fallen, die durch Foltern die Freilassungssumme zu erhöhen suchen? Absichtlich eine unwürdige Behandlung aufzusuchen, gereicht nicht zum Ruhme.

Recht leidend traf ich am 14. Juni Abends in Vera-Cruz ein, aber die ebenso vorzügliche als liebenswürdige Behandlung des Herrn Dr. Heinemann stellte mich in Zeit von fünf Tagen wieder her, so daß ich am 18. Juni den französischen Dampfer „Nouveau Monde" zu meiner Reise nach Habana benutzen konnte. Allerdings konnte ich meinen Plan in Medellin, jenem so reizenden und beliebten Badeorte, der mich gleich nach meiner Ankunft in Mexico so entzückt hatte, und wo das schöne Fest zu Ehren der Gazelle gefeiert worden, — ein paar angenehme Tage zu verleben, nicht zur Ausführung bringen. In Vera-Cruz begann schon die

Fiebersaison und man mußte also sehr vorsichtig sein. Einige Fälle dieser schrecklichen Pest waren schon constatirt worden. Bei meinem Besuch beim Doctor Heinemann fand ich wieder dessen Menagerie vor. Der Alligator war ziemlich gewachsen, und um sich nicht Freiheiten gegen die Fußspitzen der Anwesenden zu erlauben, war ihm der lange Rachen mit einem Bindfaden zugebunden. Da ich nicht sehr der Festigkeit desselben traute, weilten meine Augen häufig mit einiger Besorgniß am Boden.

Meine Befürchtung ohne Bekannte an Bord eines französischen Schiffes weilen zu müssen, wo man die Stimmung der Mannschaft mir, einem Preußen gegenüber, nicht recht im Voraus beurtheilen konnte, wurde auf sehr angenehme Weise beseitigt. Aus Mexico kamen am Abend vor der Abreise Bekannte von mir, um gleich mir sich auf dem „Nouveau Monde" einzuschiffen. Es war dies der nordamerikanische General Palmer mit seiner hübschen und liebenswürdigen Frau, Miß Kingsley, eine Engländerin, ferner der General-Consul Nord-Amerikas in Mexico, Mr. Skilton, und der Governor vom Staate Colorado. General Palmer war vom stillen Ocean nach der Hauptstadt gegangen, und hatte mehrere Rencontres mit den Briganten gehabt, von denen er persönlich zwei erschossen hatte. Diesen so glücklichen Ausgang verdankte er erstens recht guten Waffen und ferner einer zahlreichen Reisegesellschaft.

Meine Reise von Vera-Cruz nach New-Orleans

wurde dadurch recht erschwert und in die Länge gezogen, daß ich über Habana gehen mußte, weil eine directe Verbindung jener beiden Häfen nicht existirte. Man ist also genöthigt, nicht allein einen doppelt so großen Weg zurückzulegen, sondern mit dem Aufenthalt in Habana, der mit Erwarten des passenden Dampfers hingeht, braucht man vierzehn Tage für eine Strecke, die man mit einem mäßigen Dampfer in vier Tagen fahren könnte.

Am Nachmittage des 18. Juni begab ich mich, von Doctor Heinemann begleitet, an Bord, um Mexico für immer zu verlassen. Bald darauf wurde der Anker heraufgezogen und der große Coloß von 4000 Tons setzte sich in Bewegung. Soweit mein Auge noch Land erkennen konnte, schaute ich nach der blauen Küste des sagenreichen schönen Landes. Allmählich entschwand auch die Insel San Juan de Ulloa, jenes berüchtigte Staatsgefängniß, dem Niemand wegen der furchtbar ungesunden Luft lange widerstehen kann, und in welchen auch Prinz Salm gefangen war — meinen Blicken.

Der „Nouveau Monde" war ein großer Raddampfer, also von einer veralteten Bauart. Er war recht gut eingerichtet und hatte sehr ruhige Bewegungen. Mein Verhältniß zu den französischen Schiffsoffizieren war selbstverständlich ein sehr kühles, doch schienen sie Leute von guter Erziehung zu sein, und somit fiel auch jede unangenehme Berührung fort. Im Uebrigen hatte ich ja auch die amerikanische Gesellschaft zu meinem Um-

gange und konnte deshalb jene entbehren. Die Hitze Ende Juni im Golf von Mexico war ganz entsetzlich, und von Schlafen unten in den Cabinen konnte gar keine Rede sein. Man verbrachte die Nächte oben auf dem Deck, wo man sich verzweiflungsvoll von einer Bank zur anderen begab, bis zuletzt kein Plätzchen sich vorfand, auf dem man nicht einen Versuch zu schlafen gemacht hätte. Dadurch wurde die Zeit unendlich lang und wir waren herzlich froh, am Nachmittag des dritten Tages Cuba zu sehen und am Morgen des vierten in den Hafen von Habana einzulaufen.

Doch das war nicht mehr das alte heitere Habana vom April her mit dem regen Leben und Treiben. Es waren am Hafen allerdings noch viel Arbeiter und viele Geschäfte, doch die Straßen und öffentlichen Plätze waren leer; ein heißer wüstenartiger Wind jagte darüber und ließ dichten und undurchdringlichen Staub aufwirbeln. Der Himmel erschien in der schwebenden Hitze in grau-blauer Farbe und die Lüfte waren angefüllt mit schädlichen Miasmen. Alles was die Stadt jetzt meiden konnte war weit fortgeflohen, entweder auf das Land, an die Küste oder nach dem nahe gelegenen Cerro oder Mariano. Wer von den Europäern es der Geschäfte wegen ermöglichen konnte, war nach Europa gereist. Diese Jahreszeit ist auf Cuba verrufen wegen des herrschenden gelben Fiebers, das zahlreiche Opfer jährlich verlangt.

Am Sonntage fuhr ich auf den Paseo. Es waren hier noch viele Wagen, aber alte Droschken nahmen die

Stelle der malerischen Volanten ein, und alle diese reizenden Erscheinungen, die mich damals so blendeten, sie fehlten jetzt und waren weit fort auf dem Lande, oder hatten sich der dunkelblauen schäumenden See anvertraut.

Es war so heiß, daß ich mich nur des Morgens ganz früh oder des Abends nach Sonnenuntergang herauswagte. Ich aß viel Gefrorenes um nicht zu schmelzen, und verschwendete fast ein Vermögen an Fächern.

Endlich nach Zeit von vier Tagen sollte die Stunde der Erlösung schlagen und ich schiffte mich auf der „Habana" nach New-Orleans ein. Es war diese ein Amerikanisches Steamboot, und wie dies in der Bezeichnung liegt, ein Dampfer, der eigentlich, vermöge seiner hohen etagenförmigen Bauart nur zum Dienst auf Flüßen oder längs der Küste benutzt wird. Die ohne Etagen gebauten Dampfer, die wegen ihrer solideren Construction auf dem Meere verwendet werden, heißen Steamer. Die ganze Einrichtung flößte mir kein übermäßiges Vertrauen ein, doch in dieser Jahreszeit kann man in dem sonst recht stürmischen Golf von Mexico wohl auf gutes Wetter rechnen. Zu meiner großen Freude reisten meine Amerikanischen Freunde auch wieder mit, was mir um so angenehmer war, als die übrige Reisegesellschaft nicht gerade sehr einladend aussah.

Um 6 Uhr Abends wurden die Anker gelichtet und kaum waren wir aus dem Hafen, als ein heftiges Gewitter begann. Das Meer war sehr aufgeregt und die Schwan-

kungen des Schiffes wegen der bedeutenden Höhe desselben so unangenehm, daß wir fast Alle von tüchtiger Seekrankheit befallen wurden. Drei Stunden waren wir ungefähr in See, als der Barometer so auffallend fiel, daß man einen heftigen Wirbelwind erwartete, der Schiffe solcher Construction, einmal erfaßt, sofort umwirft. Der Capitain that also das einzige Vernünftige in dieser Lage, was überhaupt zu thun war, und kehrte sofort nach dem Hafen von Habana zurück, wo wir um 1 Uhr in der Nacht wieder eintrafen und den Hafen von Neuem um 4 Uhr Morgens verließen, nachdem das Unwetter sich gelegt hatte.

Diese ganze Angelegenheit ließ mich mit einem Schlage erkennen, daß ich mich in Nord-Amerika, — die Nationalität des Schiffes ist bestimmend für das Land, — befand, wo man mit einem Leichtsinn sonder Gleichen Menschenleben auf das Spiel setzt, wenn nur für die Actionaire möglichst hohe Zinsen bei dem Geschäfte herauskommen. Man läßt Schiffe Reisen auf dem Meere unternehmen, die entschieden nicht seetüchtig sind. Wären wir z. B. schon sechs Stunden weiter in unserem Course gewesen, so hätte man einen Hafen nicht mehr erreichen können, und die Möglichkeit wäre stark vorhanden gewesen, daß die ganze „Habana“ mit Mann und Maus untergegangen wäre. Die so berühmte amerikanische Freiheit besteht eben auch darin, Niemanden daran zu verhindern, Menschenleben auf das Spiel zu setzen, wenn der andere so leichtsinnig ist, nicht an sein eignes Heil zu denken.

Allerdings, der Schein ist gewahrt worden. In den Vereinigten Staaten prüft ebenso wie bei uns eine Commission die Seetüchtigkeit der Schiffe und auf der „Habana" bewiesen die vielen aufgehängten Certifikate eine solche stattgehabte Thätigkeit. Wie es aber in der That damit beschaffen war, davon legt eben meine Geschichte ein Beispiel ab. Außerdem befanden sich nur zwei Rettungsboote an Bord, die jedes vielleicht 15 Menschen aufzunehmen im Stande waren, während wir mit Bemannung eine Zahl von ca. 100—120 Menschen bildeten.

Die ganze Bedienung und Aufwartung ließ mir in ihrer Nonchalance schnell klar werden, daß man es mit „freien" Amerikanern zu thun hatte. Ach, gar bald sollte ich noch andere Erfahrungen darin machen! Das war Alles hier nur das Vorspiel.

Am Mittage des folgenden Tages kamen wir nach Key-West, einer ganz kleinen Insel an der Südspitze der Halbinsel Florida. Wir hielten hier 5—6 Stunden, und ich benutzte diese Zeit, trotz der schrecklichen Hitze, einen Spaziergang durch das ganze Eiland zu machen, auf dem sehr viel Neger leben. Die Insel bildet eine wichtige Station für den Handel von Florida und hat eine überaus reiche Palmen-Vegetation. Fast in jedem Hause war ein Bar-room, d. h. ein Schenktisch, an dem man im Stehen Spirituosen trinkt und die man im ganzen Süden der Vereinigten Staaten in unendlicher Anzahl antrifft. Ob diese Bar-room's die Ursache des übermäßigen Branntweintrinkens sind, oder ob sie nur

deshalb da sind, weil so viel getrunken wird, und durch ihr Vorhandensein einem allgemeinen Bedürfnisse abgeholfen wird, das ist eine Frage, die häufig aufgeworfen noch nicht gelöst ist, die übrigens an dem Ganzen nicht viel ändert.

Unser Dampfer, der hauptsächlich zum Transport von Waaren diente, brauchte recht lange Zeit zu dieser Reise. Während die Bremer und Hamburger Schiffe in drei Tagen von New-Orleans nach Habana gehen, ohne irgendwo anzulegen, und in directer Richtung, brauchten wir, allerdings mit mehrfachem Anlegen und einigen Zwischenfällen sechs volle Tage dazu, die ich nicht zu den heitersten meiner Reise zählen kann.

Am dritten Tage ankerten wir vor Cedar-Keys an der Südküste von Nord-Amerika, und hier verließen mich leider meine Nord-Amerikaner. Die Eisenbahn ist hier bis dicht an den Landungsplatz der Dampfschiffe gebaut worden, sodaß die Schienen ungefähr eine Englische Meile auf einer langen Reihe von eingerammten Pfählen gelegt worden sind. Der ganze Bau ist völlig durchsichtig und macht einen eigenthümlichen Eindruck. Im Einrichten von kühnen Schienenwegen sind die Amerikaner Meister und stehen unerreicht da. Für ihren praktischen Sinn giebt es keine Schwierigkeiten, und sind welche vorhanden, so werden sie mit einer Leichtigkeit überwunden, die staunenswerth ist.

Am Landungsplatze standen viele Negerinnen, um sich die Passagiere anzusehen und es war höchst komisch,

wie sie in ihrer gränzenlosen Eitelkeit sich aufgeputzt hatten. An dem wolligen Haar wird ein Riesenchignon befestigt und auf dem häßlichen dicken Kopf mit den thierischen Zügen thront ein zartes Tüllhütchen mit Blumen und Federn. Ich konnte sie nie ansehen, ohne dabei an die Scenen im Affentheater zu denken, wo man ebenfalls diese Thierchen aufgeputzt und bekleidet sieht, und wo das Ganze auch nie ordentlich sitzen will, weil bei jeder heftigen Bewegung die Toilette in Unordnung geräth. Dabei haben die Negerinnen ein wahres Talent sich stets Costüme anzuschaffen, durch die ein solcher urkomischer Effect entsteht. Man hat ihnen wohl die Freiheit gegeben, und sie fühlen sich in hohem Maaße als Ladies, nur fehlt ihnen noch die weiße Farbe, und diese nicht erlangen zu können, das können sie nicht verschmerzen.

In die langweiligen Abende wurde etwas Abwechslung gebracht durch außerordentlich heftige Gewitter, die aber, da sie stets in einiger Entfernung von uns waren, das Meer ruhig ließen. Diese häufigen und starken Gewitter haben ihren Ursprung in der so bedeutenden Electricität der Luft in diesen heißen Gegenden. Fast nie sah ich so langdauernde und so helle Blitze. Namentlich wenn es schon spät war, konnte man auf weite Entfernungen das Meer hell wie am Tage beleuchtet sehen.

Wir hatten uns vielleicht eine halbe Stunde von Cedar-Keys entfernt, und befanden uns noch nahe der Küste, als wir mit unserem Dampfer auf Grund fuhren, und fest saßen. Alles Arbeiten der Maschine änderte

daran nichts, und wir mußten auch diese Verzögerung, mit der ersten, der Rückkehr in den Hafen von Habana mit in Kauf nehmen. Acht Stunden rührten wir uns nicht vom Fleck und füllten wir diese Zeit mit Angeln aus, welche Beschäftigung uns wenigstens zu einem Gericht guter Fische verhalf. Gegen Abend kam die Fluth, wir wurden wieder flott, und steuerten in westlicher Richtung weiter.

Am Morgen des sechsten Tages kamen wir an die Mississippimündungen. Schon viele Meilen vorher verliert das Meer seine schöne blaue Farbe und bekommt das häßliche gelbe Colorit, das dem Fluße auf seinem ganzen Laufe eigen ist. Der Mississippi hat drei Mündungen, die ein großes Delta bilden. Wir fuhren in die mittelste ein. Tausende von großen, vier bis sechs Fuß langen, schwarzen Schweinfischen zeigten sich und sprangen mit ihrem glänzenden Körper in die Luft. Die Einfahrt in den Fluß ist über alle Begriffe unschön. Drei bis vier englische Meilen sieht man zuerst weiter Nichts, als verkrüppelte Baumstämme, die aus dem Wasser hervorragen und vereinzeltes hohes Schilf. Dazwischen erhebt sich hier und da ein auf Schifffahrt bezügliches Signal. Sieht man sich jene Mississippimündungen auf der Karte an, so nimmt sich dies wunderbar genug aus. Auf der ersten ziemlich langen Strecke faßt ein ganz schmaler Streifen Land die Ströme ein, und trennt sie dadurch vom Meere.

Das erste Land, das man dann antrifft, besteht

aus großen Niederungen, die vollständig unfruchtbar sind und ein sehr verderbliches Clima haben. Das einzige lebende Wesen, das hier in sehr großer Anzahl haust, ist der gefräßige Alligator, der in früherer Zeit mit unendlicher Dreistigkeit sich den Schiffen näherte. Doch da jetzt auf ihn geschossen wird wo er sich zeigt, so ist er scheu geworden und ihn zu sehen ist im Allgemeinen eine Seltenheit, trotz der Massen, die in dem Wasser und namentlich zwischen den Holzstämmen sich verstecken. 20 bis 30 Meilen nach der Einfahrt sieht man von Zeit zu Zeit menschliche Behausungen hart am Fluße. Von allen Seiten von ungesunden Sümpfen eingeschlossen, müssen die Bewohner dort eine wenig beneidenswerthe Existenz führen.

Nach einiger Zeit gelangten wir an die Gebäude der Sanitäts-Commission und hatten dort das große Glück, hart an einer viertägigen Quarantaine vorbeizuschlüpfen. Es war der 1. Juli und von diesem Tage an war solche von der Regierung in New-Orleans verordnet worden. Doch unser Capitain schien befreundet mit den Behörden zu sein und dies half uns aus der kritischen Situation. Unsere Verzögerungen und Verspätungen hätten uns aber leicht hierin einen unangenehmen Streich spielen können.

Von nun an wurden die noch immer flachen Ufer belebter. Ueppige grüne Waldungen wechselten mit Ansiedlungen ab, deren Häuser, wie meistens in Amerika

von Holz erbaut sind und deren blendende Weiße angenehm contrastirt zu der grünen Umgebung der Waldeinsamkeit. Oder man sieht die kleinen Hütten der Schwarzen, aus denen die Kinder, meist puris naturalibus angelaufen kommen und mit Geschrei das Dampfboot begrüßen. Fruchtbare Wiesen mit schönem kräftigen Vieh breiten sich aus. Es war interessant zu erfahren, daß man in ganz Amerika vor der Entdeckung weder Pferde noch Rindvieh kannte, und daß diese erst Verbreitung durch zahlreiche Einfuhr aus Europa fanden. Das einzige, allerdings zur Klasse des Rindvieh's gehörige Thier, was Amerika aufzuweisen hatte, ist der Büffel. Die herrlichen Prairieen und das milde Clima schienen den neu dort ausgesetzten Rindern gut zu thun und sie verbreiteten sich so schnell und dergestalt, daß sie über und über den Bedarf deckten und dann verwilderten.

So stammen also auch die großen Pferdeheerden, die wild in den Steppen umherjagen von den dorthin importirten Europäischen Pferden ab und der Indianer oder Texaner eilt ihnen jetzt mit dem Lasso nach um sie wieder einzufangen. Und dasselbe ist in Süd-Amerika mit dem Rindvieh der Fall. Wie sich nun Jahrhunderte hindurch manche Gebräuche in den Völkern erhalten, so wird auch noch jetzt in ganz Mexico kein Kalb geschlachtet und zwar deshalb nicht, weil nach der Eroberung durch die Spanier ein sehr strenger Befehl dagegen erschien, um der schnellen Verbreitung des Rindvieh's nicht entgegen zu arbeiten. Während meines fast dreimonatlichen Aufenthaltes im

Lande erinnere ich mich nicht ein einziges Mal Kalbfleisch gesehen oder gegessen zu haben.

Die Louisiana, jene alte französische Colonie trägt noch immer lebhaft den Stempel des Franzosenthums an sich, und es ist erstaunlich, wie lange sich das erhalten hat. Selbst in der Bauart ihrer Häuser, ferner in der Weise ihre Gärten und Plantagen anzulegen, haben die Bewohner ihren Ursprung nicht verläugnen können.

Ein Fort auf jeder Seite des Stromes erhebt sich ungefähr 80 englische Meilen vor New-Orleans. Dieselben sind vorzüglich gehalten und haben stets eine Garnison von ein Paar hundert Mann. Was die Breite des „Vaters der Ströme", wie man den Mississippi in Amerika nennt, anbelangt, so hatte ich dieselbe bedeutender geglaubt. Es ist allerdings sehr schwer die Entfernungen auf Wasserflächen taxiren zu wollen, aber nach meiner Schätzung habe ich den Strom kaum eine englische Meile breit gehalten. Ich verbrachte den Tag hauptsächlich damit, nach Alligatoren zu spähen, aber leider immer vergebens. Mein Hauptthema in der Unterhaltung bildeten diese Thiere. Endlich am Nachmittage, ich saß in die Lectüre irgend eines Buches versunken, schlug mich ein Amerikaner, der neben mir saß mit aller Gewalt auf die Schulter, schrie fürchterlich und zeigte immer nach etwas. Ich war von dieser unsanften Berührung so consternirt, daß ich im ersten Augenblick unsicher war, ob ich wieder schlagen sollte, oder nicht, als ich der Direction des Fingers jenes Herrn folgte. Und da sah ich denn

hart am Ufer auf ein Paar alten morschen Baumstämmen zwei Ungethüme von Alligatoren von sechs bis acht Fuß Länge dahin kriechen. Ihr Rücken war von dem Lehm des Uferrandes ganz gelb und grau und verlieh denselben einen noch ekelhafteren Anblick. Die Länge des gräßlichen Rachens hielt ich für wenigstens einen Fuß, sie konnten also schon einen ziemlichen Bissen verzehren, und wehe dem Unglücklichen, der damit Bekanntschaft macht.

Die Alligatoren sollen bei Weitem nicht die Größe und Stärke der Crokodile im Nil erreichen, die manchmal eine Länge von 10—12 Fuß haben.

Je mehr wir uns New-Orleans näherten, desto belebter und cultivirter wurden die Ufer. Eine Art Nutzen aus dem Boden zu ziehen, war mir in diesen Ländern neu. Das ist die Cultur der Orangen- und Citronenbäume. Ich sah manchmal Gärten von der Länge und Breite einer Meile damit auf das Sorgfältigste bepflanzt. Ein Baum stand symmetrisch genau so wie der andere. Der Ertrag soll ein sehr bedeutender sein, so daß viele Plantagen diese Cultur der des Café's oder des Zuckers vorziehen, zu der ihnen nach der Emancipation der Sklaven fast ganz die Arbeitskräfte fehlen.

Die Aussicht diesen Abend noch landen zu können, schwand leider gänzlich, nicht minder die zu schlafen. Seit dem Eintritt in den Mississippi hatten sich viele Mosquito's eingefunden, die mit Dunkelwerden so überhand nahmen, daß man sich nirgends davor zu retten

wußte. Ja selbst angezogen, mit Handschuhen und Schleier vor dem Gesicht konnte man sich der Blutgier dieser Ungeheuer von Quälgeistern nicht entziehen, denn sie stachen — (es mußte das hier eine besonders gute Sorte sein —) durch die Kleidung und die ledernen Handschuhe durch. Man mußte sich also für diese Nacht auf das Deck setzen und zählte die Minuten bis zur Ankunft in New-Orleans.

Endlich sahen wir ganz in der Ferne die langen Reihen von Gasflammen, die uns die Stadt andeuteten, die uns Erlösung bringen sollte. Es vergingen noch anderthalb Stunden, ehe wir an den Punkt der Levée, d. i. der große Hafendamm, ankamen, wo die Dampfer gewöhnlich anlegen, und der sehr bequem, dicht im Mittelpunkte der Stadt liegt.

Endlich hatten wir auch dieses Ziel erreicht, ich rieb mir vergnügt die Hände in dem Gedanken an ein schönes Bett mit Vorhängen gegen die Mosquitos im St. Louis Hotel, als sich zwischen dem Capitain und Jemanden am Lande ein Gespräch erhebt, das zur Folge hat, daß der unglückliche Dampfer sich von Neuem in Bewegung setzt. Der Grund war folgender: Die Waarenladungen, die wir mit uns führten, sollten am folgenden Tage auf ein anderes Schiff geladen werden, das sich vier Meilen stromaufwärts befand. Diese Strecke sollte sofort, um Zeit zu gewinnen, noch zurückgelegt werden. Ich war starr, als ich das hörte, und nahm im Geiste so tief als möglich meine Mütze vor der Geduld und Nachsicht

der Amerikaner ab. Damit also das Dampfschiff bequem seine Packetchen umladen konnte, schleppte man 40 Passagiere in der Nacht um 1½ Uhr noch vier Meilen weit von der Stadt fort und nahm ihnen somit jede Möglichkeit, das Schiff bald, und selbst am anderen Morgen nur, — da soweit von der Stadt keine Wagen zu haben sind, — mit den größten Schwierigkeiten zu verlassen. Daß man das 40 Passagieren anzuthun wagte, wunderte mich nicht, denn im „Lande der Freiheit" wagt man noch ganz andere Sachen, daß dieselben sich aber das ruhig gefallen ließen, das fand ich geradezu rührend bei der Ergebung in mein Schicksal, und das erklärte mir später Manches.

Hätte Jeder so gedacht wie ich, wir hätten uns gegen diese Ordre empört; aber da die übrigen Leidensgefährten dazu schwiegen, so wäre mir allein am Ende eine Meuterei nicht gut bekommen.

III.

Nord-Amerika.

Neuntes Capitel.

New-Orleans. — Seine sociale Lage nach der Sclaven-Emancipation. — Nordamerikanische Hotels und Eisenbahnen. — Sleeping Cars. — Mammuths-Höhle. — Louisville. — Cincinnati.

Als am anderen Morgen die Sonne aufging und einen recht heißen Tag versprach, hatte ich vom Schiffe zuerst Gelegenheit, einen Blick über die Stadt und den Fluß zu werfen.

New-Orleans ist an einer großen Biegung des Mississippi gelegen, der dadurch eine fast seeartige Gestalt annimmt. Die Ufer sind bepflanzt mit frischem Grün und das Land zieht sich ganz eben dahin, ohne auch nur von der geringsten Anhöhe unterbrochen zu sein. Auf dem Strom herrscht ein überaus reges Leben und namentlich sind es die riesenhaften etagenförmigen Flußdampfer, die das Auge des Neulings fesseln. Wenn auch New-Orleans viel Verkehr nach dem Meere zu haben mag, so geht doch der Haupthandel nach dem Norden, also längs des Flusses weiter hinauf. Die Dampfschiffverbindung mit Europa ist in den drei heißen Sommer-

monaten, ebenso wie mit Habana gänzlich unterbrochen, und ist das hier herrschende gelbe Fieber und die daraus für die Schifffahrt entstehende so lästige Quarantäne der Grund dazu.

Daß diese Epidemie solche Ausdehnung jährlich annimmt, läßt sich aus der ungesunden Lage der Stadt, die von allen Seiten mit den Swams, großen Sümpfen, umgeben ist, erklären. Ferner fehlt es gänzlich an gutem Trinkwasser, und man muß dazu das gelbe, ekelhafte Wasser des Mississippi im filtrirten Zustande nehmen. Die Luft in den Straßen scheint auch recht ungesund zu sein, denn erstens liegt aller Unrath dort umher und ferner herrscht in ihnen eine eigenthümlich feuchte, warme Atmosphäre. Auch hier verläßt Jeder, der es nur irgend kann, in diesen drei Sommermonaten die Stadt, in der so wie so der Handel flau geht und die versengenden Sonnenstrahlen einen lähmenden Einfluß ausüben.

New-Orleans, mit einer Einwohnerzahl von 200,000 Seelen, ist wie die meisten nordamerikanischen Städte, ganz außerordentlich weitläufig gebaut. Lange Vorstädte strecken nach allen Seiten ihre Fühlhörner aus und lassen Einen manchmal recht die großen Entfernungen empfinden. Die Ausdehnung dieser Städte ist nicht allein durch die Einwohnerzahl bedingt, sondern sie wird dadurch sehr erhöht, daß die meisten Häuser, die nicht gerade im Herzen der Stadt liegen, nur ein-, höchstens zweistöckig und in der Regel von einem kleinen Gärtchen umgeben sind.

Man kann also leicht denken, welchen Raum das Ganze beansprucht.

Nach alledem, was ich früher von New-Orleans gehört und gelesen hatte, war ich etwas enttäuscht. Ich hatte es mir schöner, besser gehalten und großartiger vorgestellt. Allerdings stammten die meisten jener von mir gelesenen Berichte aus der Zeit vor dem Kriege und seitdem hat sich Alles unendlich verändert. Die ganzen politischen und socialen Verhältnisse sind bis jetzt noch so wenig geklärt, daß man es im Interesse jener Länder nur wünschen kann, die jetzige Situation möchte ein Uebergangsstadium sein, das mit der Zeit sich bessert. Was jene Länder, und speciell New-Orleans, durch die Emancipation der Sklaven gelitten haben, das geht geradezu ins Fabelhafte. Diese reiche stolze Stadt soll sich im Verhältniß zu früher in einem Zustand befinden, für den man keine andere Bezeichnung, als „ein Hinsiechen" hat. Und das liegt durchaus nicht lediglich an der Freilassung der Sklaven, sondern an der geringen Fürsorge der Regierung in Washington für diese ihre freigelassenen Schützlinge, die vollständig zu Grunde gehen.

Nach der Niederwerfung der Rebellen war die allgemeine Lage folgende. Das Sklavengesetz dictirte mit einem Federzuge die Freilassung einer Anzahl Individuen, die durch ihre früheren Verhältnisse sich in dem Zustande der völligsten Unmündigkeit befanden. Das erste, was diese nun thaten, war, daß sie nicht mehr arbeiten wollten, um das Leben der großen Herren zu führen. Da

dazu aber Geld gehört und sie keins besaßen, so stahlen sie es, wo sie es fanden und noch heute beklagt man sich über die zahllosen Einbrüche Seitens der Schwarzen, die so an der Tagesordnung sind, daß kein Geschäftsmann auch nur einen Dollar Abends beim Verlassen seines Lokals dort lassen kann, sondern Alles nach der Bank schickt. Doch nicht allein im Stehlen dokumentirte sich der unreife Zustand der ehemaligen Sclaven, sondern, was noch schlimmer war, sie ließen ihrer Rankune gegen ihre ehemaligen Herren freien Lauf, und wollten diesen ein wirklich erlittenes oder eingebildetes Unrecht jetzt nachtragen. Die Regierung der Vereinigten Staaten, die eine gewisse Milde den ehemaligen Rebellen gegenüber zur Schau trug, verhinderte nicht allein nicht derartige Ausschreitungen, sondern beförderte sie indirect gewissermaßen. Denn in diesen ehemaligen Sklavenstaaten setzte sie einen Schwarzen, der erst freigelassen, ja total unmündig war, zum Gouverneur ein. Dieser brachte eine Schaar Neger mit sich, um die Verwaltung oder Polizei mit ihnen zu besetzen. Schon ein gebildeter denkender Mensch, mit einem Schlage zum Herrn über den ehemaligen Unterdrücker gesetzt, wird sich nur unendlich schwer von Versuchen der Wiedervergeltung freihalten können; in wie viel ausgedehnterer Weise wird sich aber der stumpfe rachsüchtige Charakter der Neger dazu versucht fühlen. Und nun hieß es allerdings Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und wer früher einem Neger irgendwie etwas Unangenehmes zugefügt hatte,

der konnte sicher darauf rechnen, daß nun die Reihe an Jenen gekommen war, der Alles mit Zinsen zurückzuzahlen gedachte. War der Haß im Süden schon groß wegen des immensen Ruines des Landes, hervorgerufen durch die Emancipation der Sklaven, durch die Brandschatzungen jenes berüchtigten Butler, der sich selbst nach Möglichkeit die Taschen füllte und den man den Pascha von New-Orleans nannte, so mußte die persönliche Unterdrückung des feurigen Südländers denselben bis zur tödlichsten unversöhnlichsten Wirkung steigern. Dies mag man in Washington vielleicht eingesehen haben und größere Modifikationen folgten darauf. Bei der sehr gerechtfertigten Abneigung der Weißen gegen die Schwarzen ist jetzt die Lage so, daß erstere letzteren nur selten Beschäftigung geben, um sie fühlen zu lassen, daß sie allein Nichts beginnen können, und zahllos sind die Schwarzen, die man noch jetzt in den Straßen von New-Orleans ohne jegliche Beschäftigung sieht. Die Regierung hätte sich nach der Emancipation der ehemaligen Sklaven annehmen müssen, d. h. darauf halten sollen, daß Jene auch ohne die Peitsche des Sklavenhalters durch ihrer Hände Arbeit sich ihr Brod verdienen. Sie hätte bei der Gleichstellung der Racen, auch diese von der Natur mehr vernachlässigte durch Volksschulen und andere nützliche Institutionen geistig heben sollen, damit sie den ihr neu angewiesenen Platz im Staate ehrenhaft ausfüllen konnte. Doch nichts dergleichen ist geschehen und die Folge ist eine große Degeneration der Neger. Schon

heute kann man statistisch nachweisen, daß sie in der Zahl bedeutend abgenommen haben und die Zeit wird es bald lehren, daß sie ebenso im Aussterben sind, wie die Indianer. Ihr Körperbau zeigt überhaupt eine geringere Kraft, als der ihrer Stammesgenossen auf Cuba, gegen die sie sich fast wie Zwerge ausnahmen.

Ich verließ den wenig angenehmen Dampfer und begab mich nach dem schönen und stattlichen St. Louis-Hotel, das in dem Stadttheil gleichen Namens liegt. In Europa stellt man sich unter den nordamerikanischen Hotels gewöhnlich den Inbegriff von Glückseligkeit und Güte vor; auch ich kam mit gleichen Ansichten in die Vereinigten Staaten, wurde aber ganz gewaltig enttäuscht. Will man die Güte eines Hotels nach der Länge, Breite und Tiefe, nach der Anzahl der Zimmer und der Höhe der Stockwerke bemessen, ja dann sind es die besten der Welt, denn solche Riesenkasten haben wir glücklicherweise in Europa nicht. Ich habe stets die Erfahrung gemacht, je größer das Gebäude und die Anzahl der Zimmer, desto mehr Unruhe hat der Reisende und desto weniger Bedienung. Von letzterer muß man nun in Amerika gänzlich absehen, und ich habe mich oft genug gewundert über die Knöpfe zum Klingeln in den Zimmern, da beim Gebrauch derselben weit eher darauf zu rechnen ist, daß Niemand kommt, als daß das Gegentheil davon geschieht. Das kommt eben daher, daß es in Nord-Amerika keine dienende Klasse giebt, und derjenige, der sich zur Verrichtung von Bedienung gegen hohe Bezahlung wider-

strebend herabläßt, wird Jedem es ziemlich deutlich fühlen lassen, daß er ein ebenso „freier amerikanischer Bürger" ist, wie der, dem er jetzt gerade zufällig einen Dienst leistet. Sämmtliche Hotels in Amerika (darunter versteht man in den Vereinigten Staaten stets dieses Land allein, nach der allerdings in eine Republik sehr wenig hineinpassenden Ansicht: l'état c'est moi) — sind nach einem System erbaut, das folgende Grundsätze hat. In einem Gebäude die größtmöglichste Anzahl Fremdenzimmer zu haben, die selten mehr enthalten, als ein sehr großes und gutes Bett, zwei Stühle, einen Waschtisch und eine Commode. Den ganzen Fußboden bedeckt ein Teppich. Den Hauptraum nimmt das Bett ein, der übrige genügt kaum, um sich anzuziehen und sich zu bewegen. Manchmal dachte ich, daß die Amerikaner doch ein recht eingefleischtes Inselvolk wären, die es nie vergessen lassen wollten, daß man in einer Cabine zu ihnen kommen und von ihnen wegreisen müßte, denn viel größer als eine Cabine ist das Zimmer häufig nicht. Es ist selbstverständlich, daß ein so eingerichtetes Zimmer keine große Gemüthlichkeit gewährt. Diese würde man auch vergebens in Amerika suchen. Man hält sich fast nie darin auf, mit Ausnahme des Schlafens und des Toilettemachens, sondern die Herren sitzen meist unten im Hausflur, wo in der Regel bequeme Stühle zu diesem Zweck aufgestellt sind. Die Damen und die Herren, denen ersterer Raumdistrict nicht sehr nach Geschmack ist, gehen in die Parlours. Dies sind mehrere größere Räume mit vielem

Comfort eingerichtet, wo man aber auch nicht recht zur Ruhe und Annehmlichkeit gelangen kann, denn die Damenwelt und namentlich die schrecklich ungezogenen amerikanischen Kinder machen in der Regel einen Heidenlärm.

Jeder Herr, der allein in ein Hotel kommt, und mag er so viel Millionen wie andere Leute Viergroschenstücke haben, wird sofort in den dritten oder vierten Stock befördert. Es wird dabei auf gute Lungen gerechnet, um ein solches Treppensteigen ohne Nachtheil ertragen zu können. In einigen Hotels fand ich freilich Elevators, durch die man vermittelst Dampf in die Höhe befördert wird.

Kommt dagegen eine Lady (in Amerika ist Alles Lady, was nicht männlichen Geschlechts ist, jede Köchin, jedes alte Hökerweib trägt diesen Titel), so wird ihr ein Zimmer im ersten Stock mit Salon und aller möglichen Eleganz angewiesen. Und damit diese zarten holden Wesen um Gottes willen nicht den rauhen männlichen Blicken ausgesetzt sind, existirt sogar in den meisten Hotels ein „Lady entrance“, d. i. ein besonderer Eingang für die Damen. Ich breche hier bei dem Capitel über „Frauenachtung“ ab, das eine ebenso lächerliche, als hervorragende Rolle in Amerika spielt und das zu jenen tollen Extravaganzen und Emancipationen des schönen Geschlechts den Hauptgrund bildet und kehre zum Hotel zurück.

Der Speisesaal ist ein großer, ziemlich niedriger Raum mit vielen Tischen und einer ganzen Armee von

Kellnern, die im Norden aus Negern, hier im Süden aber aus Weißen gebildet ist. Da man in den Hotels stets das Essen bezahlen muß, mag man dort seine Mahlzeiten einnehmen oder nicht, und da die Küche überall mangelhaft ist, so läßt man sich an einem Tisch nieder und wählt sich nach einer Karte, auf der beinahe jeder Bissen Brod gedruckt ist, sein ganzes Diner oder Souper aus. Hat man sich dasselbe aus neun Gerichten oder nur zweien zusammengestellt, so erhält man stets die neun oder zwei Gerichte zu gleicher Zeit, was natürlich zur Folge hat, daß man das erste warm, die übrigen acht aber kalt genießt.

Für die Mahlzeiten sind bestimmte Zeiten angesetzt. Hat man den schlechten Einfall, dazwischen Hunger zu bekommen, so ist es für kein Geld möglich, etwas zu essen zu erhalten. Jene Zeiten werden durch Schlagen gegen ein metallenes Becken bezeichnet. Dieses verursacht einen nervenerschütternden Lärm; das Instrument ist jedenfalls dem Tamtam der Wilden nachgeahmt.

Da man in Amerika sehr viel reist, so sind die Gasthäuser in der Regel sehr stark besucht. Alles, was ich bis jetzt über die amerikanischen Hotels gesagt habe, wird im Allgemeinen dem Europäer nicht recht zusagen und es ist an der Zeit, auch die sehr guten Eigenschaften, an denen man sich in Europa ein Muster nehmen könnte, zu erwähnen. Zuerst macht die größte Reinlichkeit überall einen sehr wohlthuenden Eindruck; ferner sind die Preise zwar hoch, und das ist bei dem theuren Leben auch

natürlich, aber solchen unglaublichen Prellereien, wie sehr häufig in Europa, ist der Reisende nicht ausgesetzt. In jedem Zimmer hängt ein Tarif, auf dem der Preis für boarding und lodging, also für Mahlzeiten und Wohnung fest angegeben ist, der in den ersten Gasthäusern in der Regel vier oder fünf Dollars, Alles inbegriffen, beträgt. Außerdem fällt das so unangenehme Lauern auf Trinkgelder, jene am Wagen aufmarschirten grinsenden Kellner gänzlich fort. Dadurch ist das ganze Verfahren ein kürzeres geschäftsmäßigeres und für den Reisenden bedeutend angenehmeres.

Was das Essen anbelangt, so ist die amerikanische Küche nicht gut. Selten bekommt man ein weiches Stück Fleisch. Ich weiß mich bei meinem monatelangen Aufenthalt in jenem Lande nur dreier Hotels zu erinnern, in denen die Küche recht gut war. Das sind das St. Louis-Hotel in New-Orleans, The Arlington house in Washington und Revere house in Boston.

Die Straßen in New-Orleans sind meistens nicht gut gehalten. Die vornehmste ist Canalstreet mit hübschen Läden und überaus zahlreichen Pferdeeisenbahnen, die von hier aus nach allen Richtungen die Stadt durchziehen. Die Hälfte der Häuser ist wohl aus Holz gebaut, das sehr zierlich aussieht und nicht so heiß ist, aber auch allerdings den Nachtheil der großen Feuergefährlichkeit hat. Der Preis solcher hölzernen Häuser stellt sich aber doch höher heraus als ich glaubte, und der Unterschied zwischen ihnen und steinernen ist nur gering.

Zieht man noch in Betracht, daß die hölzernen Häuser viel eher verfallen als die steinernen, so kommt man zu dem Resultate, daß sie nicht eben billig sind. Mit Eisenwerk wird große Verschwendung getrieben. Die meisten Häuser haben eiserne Balkons und Gallerien, während Landhäuser Umzäunungen in den reizendsten Mustern haben. Ich komme auf die Pferdeeisenbahnen zurück, die eine Eigenthümlichkeit der amerikanischen Städte sind, und die ich für einen sehr gewaltigen Factor zur Größe und schnellen Entwickelung derselben halte. Für einen Preis von 5 Cents, ungefähr 2 Silbergroschen, legt man die größten Entfernungen in einer Stadt mit denselben zurück. Sie ermöglichen es, daß die Kaufleute, die ihre Comptoirs in der engen verpesteten Stadt haben, draußen in der frischen Luft der Vorstädte wohnen, daß die Arbeiter Abends nach den billigeren entlegenen Wohnungen sich begeben können, daß überhaupt die Entfernung dadurch schwindet, die wegen der Hitze zu Fuß gar nicht zurückzulegen wäre. Bedenkt man, wie Wenigen es ermöglicht ist, sich der Droschken zu bedienen, da der Preis für eine Fahrt 1—2 Dollars kostet, so wird man den großen Segen jener Einrichtung richtig würdigen können. Diese Pferdeeisenbahnen sind gewissermaßen die Adern jener riesigen Städte, durch die die Bevölkerung als Blut und belebende Kraft betrachtet, strömt.

Den ersten Tag meiner Anwesenheit in New-Orleans konnte ich nicht viel unternehmen, da ein so heftiges Gewitter sich entlud, daß die Straßen gänzlich überschwemmt

waren und jede Passage unterbrochen wurde. Vielfach hatte der Blitz eingeschlagen und auch drei Knaben getödtet, die unter einer Brücke Schutz gegen das Unwetter gesucht hatten. Am folgenden Tage ging ich zu Herrn Kruttschnitt, dem deutschen Consul, der mir meinen Reiseplan durch die Vereinigten Staaten entwerfen half. Am Nachmittage machten wir zusammen eine Excursion nach dem Magnolia-Park, wo ein Wettrudern stattfand. Der Weg, von einer Stunde Länge, führt stets durch Straßen der Vorstädte, wo Haus an Haus stand, alle umgeben von niedlichen Gärtchen, die im schönsten Blumenschmuck prangten. Namentlich traf man immer wieder auf große weiße, duftende Blumen, die auf Bäumen wuchsen. Die Vegetation ist hübsch und frisch, ungefähr die Oberitaliens, trotz der gleichen Lage von New-Orleans mit Algier. Es ist beachtenswerth, daß jene Halbkugel in der Vegetation gegen die unsere in denselben Breitegraden ziemlich zurück ist.

Den belebtesten Theil der Stadt bildet unzweifelhaft die Levée am Mississippi und hier erblickt man die großen Flußdampfer, von deren Dimensionen man sich bei uns kaum einen Begriff machen kann. Sie haben die Höhe von ein- bis zweistöckigen Häusern und bergen in ihrem Riesenleibe in verschiedenen Etagen die Passagiere und die Waaren. Das ganze Gebäude ist weit überragt von zwei hohen dünnen Schornsteinen, deren oberste Spitzen in Verzierungen endigen. Da stets eine große Anzahl dieser Flußungethüme an der Levée liegen,

so sind sie nicht parallel mit dem Damm, sondern mit ihrer Länge senkrecht oder im Winkel von 45 Grad angelegt, so daß nur das Hintertheil mit der Levée durch Brücken verbunden ist.

Das Leben und Treiben ist ein sehr reges und lebendiges, da die Südländer nichts ohne viel Lärm und Geschrei thun können. Was dem Neuling einen besonders merkwürdigen Eindruck beim Betreten einer amerikanischen Stadt macht, sind die Riesenplakate, die mit Buchstaben fast so groß wie ein Mensch bemalt sind. In den Geschäftsgegenden namentlich sieht man selten etwas von der Farbe des Hauses, da auch das kleinste Fleckchen zum Anheften von Anzeigen dient. Oder man sieht solche an Stricken über die Breite der Straßen oder sogar in der Diagonale der Kreuzpunkte derselben gezogen.

Am 4. Juli wird das Fest der Unabhängigkeit in den Vereinigten Staaten begangen, das aber im Süden, wo man sich in so lebhafter Opposition gegen die Regierung von Washington befindet, nicht so gefeiert wird als im Norden. Und doch wurde auch hier ein Heidenlärm veranstaltet. Kleine Kinder von vier bis fünf Jahren schossen Terzerole ab, ältere Leute warfen Petarden und der Consum von Pulver ist an diesem Tage stets ein außerordentlicher. Ich habe einmal gehört, wie viel Menschen bei diesem Feste durch die Knallerei und in Folge dabei erfolgter Unglücksfälle durch durchgehende Pferde u. s. w. in der Regel zu Schaden kämen,

und ich erinnere mich, daß die Zahl eine recht bedeutende war, gar nicht zu reden von verbrannten Fingern und andern Kleinigkeiten. Um 12 Uhr marschirte eine Abtheilung Milizen, fast lauter Neger, die Canal-Street entlang zur Feier des Tages. Es war dies vom militärischen Standpunkte ein ebenso trauriger Anblick, wie er sonst betrachtet, komisch war. Weder Haltung hatten diese Tapferen, noch marschirten sie in richtigem Tritte; es war ganz unglaublich zu sehen, und ich dachte gleich an den Ausspruch des Herrn Sheridan. Dieser General hatte die Ehre, den letzten Krieg theilweise im Hauptquartier des Kaisers Wilhelm mitmachen zu dürfen. Als er nun nach Amerika zurückkam, wurde er von einer Deputation empfangen und die deutsche Armee war so überaus glücklich, aus dem Munde des Bürgergenerals zu hören, daß sie so ganz leidlich ihre Aufgabe geleistet hätte, daß sie aber gar nichts im Vergleiche zur amerikanischen Armee wäre. Von dieser dünkelhaften Aufgeblasenheit hatte ich schon während meiner Reise öfters Proben zu hören gehabt. Ich gab mir aber nie die Mühe, nur irgendwie etwas zu widerlegen und dachte, was versteht der Blinde von der Farbe! Anderweitig erfuhr ich bei verschiedenen Gelegenheiten, daß in dem großen Bürgerkriege die Führung eine so unglaublich geniale gewesen sei, daß die meisten Leute durch die Kugeln ihrer eigenen Partei getödtet oder verwundet worden wären.

Möchten doch die guten Amerikaner es sich merken,

daß die Kriegskunst heut zu Tage nicht nur eine Wissenschaft, sondern auch vielleicht die schwierigste von allen ist, und daß die Zeiten vorbei sind, wo man heute Tütendreher oder Advokat oder Gott weiß was sonst ist, und morgen ein guter General sein will. Der hervorragendste Führer beider Armeen, der die Truppen der Union unendlich oft durch seine genialen Pläne zum Zittern gebracht hat, war unbestreitbar der General Lee; er war ein Mann, der Soldat von Beruf, der in Westpoint erzogen worden war, ein Mann, der unendlich viel in seinem Fache studirt hatte, und nach Beendigung des Krieges ein guter Schulmeister in Lexington wurde. Ob die umgekehrte Reihenfolge der beiden Carrièren ebenso glänzende Resultate zur Folge gehabt hätte, möchte ich doch stark bezweifeln.

Zur Feier des Unabhängigkeitsfestes waren am Nachmittage Volksbelustigungen in Fair-Ground, eine halbe Stunde von der Stadt, veranstaltet worden, die aus Pferderennen, Cricketspielen und öffentlichen Concerten bestanden. Erstere waren ziemlich primitiver Natur, die Pferde wurden meistens von kleinen Negerjungen, die sich fest anklammerten, geritten. Andere Reiter erschienen in zerrissener Jacke und schienen mir zu diesem Zwecke auf der Straße aufgegriffen zu sein. Das Cricketspiel ist außerordentlich verbreitet und bildet das leidenschaftlichste Vergnügen der jungen Leute. Die Gesellschaft bestand zum größten Theil aus den unteren Classen der Bevölkerung, und ich hatte dabei Gelegen-

heit zu bemerken, wie in ihnen die Frauen aufgeputzt waren. Das war ein Aufwand von Bändern, falschen Locken, Blumen und Chignons, die sich manchmal zu einer schwindelnden Höhe aufthürmten. Auch herrliche Exemplare schwarzer Ladys erblickte ich in großer Anzahl; also für Stoff zur Heiterkeit war hinreichend gesorgt.

Fragt man in irgend einer Stadt Nord-Amerikas, was denn eigentlich Sehenswerthes in derselben sei, so erhält man stets mit einer merkwürdigen Uebereinstimmung die Antwort darauf: „Nichts"! Es ist aber wirklich so, außer dem manchmal interessanten Straßenleben bieten die Städte, die alle rasch emporgewachsen sind, aber auch gar nichts, was Bezug auf Geschichte, Curiositäten oder gar Kunst hätte. Außerordentlich hübsch ist meistens ihre Lage; doch auch hierin bietet New-Orleans wegen der großen Ebnen und der Sümpfe, die es umgeben, durchaus nichts Besonderes. Die einzige Erholung für seine Bewohner ist der Lake Pontchartrain, den man in einer halben Stunde mit der Eisenbahn erreicht, und wohin ich einen Ausflug mit der Familie des Herrn Kruttschnitt machte. Der See ist eigentlich nur ein tiefer Einschnitt des Meeres und sein Gehalt Salzwasser. Er erstreckt sich in großer Ausdehnung und seine Ufer sind stellenweise mit den Landhäusern der reichen Kaufleute besetzt. Was ihn zu einer großen Annehmlichkeit macht, das sind die Bäder und die frische Seebrise, die man nach der schlechten Luft von New-

Orleans mit großem Behagen einathmet. Die Gegend, durch die man fährt, ist völlig uncultivirt. Sumpf und Schilf, mit verkrüppelten Baumstämmen durchwachsen, dehnen sich rechts und links vom Schienenwege, der auf einem erhöhten Damm angelegt ist.

Der einzige sehenswerthe Platz in New-Orleans ist der vor der katholischen Kathedrale. Die Mitte ist mit der Reiterstatue des Präsidenten und Generals Jackson geschmückt, umgeben von hübschen Gartenanlagen, während die alten stattlichen Häuser es einen Moment vergessen lassen, daß man sich im neuen Welttheil befindet. Die Stadt ist übrigens scharf nach Straßen in der Sprache getrennt. Während in den neuen Stadttheilen das Englische ausschließlich herrscht, bedient man sich in den älteren Stadttheilen nur der französischen Sprache, die allerdings mehrfach gegen die neuen Gesetze der Akademie in Paris verstößt. In einer Nacht hatte ich während eines Feuers Gelegenheit, die praktische Einrichtung des Löschwesens zu beobachten. Man ist darin in ganz Nordamerika überaus tüchtig und geübt; so wird z. B. das Wasser nicht durch Händearbeit, sondern durch Dampfkraft herbeigeschafft.

Nach viertägigem Aufenthalt reiste ich nach Norden ab und machte leider die gründlichste Bekanntschaft mit den Eisenbahnen, auf denen ich im Ganzen weit über 3000 Meilen zurücklegte. Mancher Seufzer hat sich meiner gequälten Brust entwunden, und ich kann im Großen und Ganzen nicht den Leuten beistimmen, die

die dortigen Einrichtungen in jeder Beziehung über die europäischen stellen wollen. Ich gebe gerne zu, daß man bei uns noch unendlich vieles Gute von hier lernen könnte, und daß namentlich die praktische Seite, wie die Amerikaner im Betriebe ihrer Eisenbahnen Schwierigkeiten zu überwinden wissen, wohl als mustergültig bezeichnet werden kann. Sämmtliche Eisenbahnen sind in Händen von Actiengesellschaften. Staatseisenbahnen giebt es nicht. Da man mit Concessionen sehr freigebig zu sein scheint, so entsteht natürlich auf allen frequentirten Strecken Concurrenz und jede Gesellschaft ist bemüht, sich durch die albernsten Reclamen der Welt so viel Passagiere als möglich zu verschaffen. Auf den Plätzen, an den Straßenecken, kurz überall, sieht man die größten Anpreisungen der und der Railway-Road, wobei man selbst die schönsten Abbildungen nicht verschmäht. So sieht man z. B. einen Billetverkäufer in seinem Bureau so beschäftigt, daß er kaum die zahllosen Passagiere, die aus Weißen, Negern und Chinesen bestehen, abfertigen kann, die alle mit der kürzesten, besten, billigsten und sichersten Bahn (man spricht in Amerika bei diesen Gelegenheiten immer nur im Superlativ) nach Dingskirchen fahren wollen.

Eine angenehme Einrichtung ist es, daß man die Billets in der Stadt schon Tags zuvor für die entferntesten Strecken kaufen kann, und daß man die Fahrt überall unterbrechen kann, ohne dabei die Gültigkeit des Billets zu beeinträchtigen. Eben so praktisch und an-

genehm wird mit dem Gepäck verfahren, von dem man so viel mitnehmen kann, als man will, ohne dafür etwas zu bezahlen zu brauchen. Daher auch die Größe der Damenkoffer, die man zu sehen bekommt. Man erhält als Garantie eine Marke, und nie habe ich gehört, daß etwas verloren gegangen ist, oder unordentlich besorgt worden wäre.

Die ersten 24 Stunden legte ich ohne Unterbrechung zurück, und dann war diese eine recht unfreiwillige, wie man später ersehen wird. Zuerst fuhr man durch die unwirthsame Nachbarschaft von New-Orleans, Swams genannt, ein Terrain, das durchfurcht ist durch von der Natur gebildete Gräben, eingefaßt mit mannshohem Gestrüpp. Doch auch dessen Wurzel ruht nicht in fester Erde, denn Alles, was als solche erscheint, ist Morastgrund oder Sumpf, versteckt durch Schling- und Wucherpflanzen. Bald wird die Gegend freundlicher. Schöne üppige Eichen- und Buchenwälder nehmen die Stelle der Swams ein, deren Bäume durch malerisch sich rankende Schlingpflanzen auf das Innigste mit einander verbunden sind. Gleich einem prächtigen grünen Teppich zieht sich der von Moos und Blumen durchwachsene Boden dahin. Sanfte anmuthige Höhen wechseln mit lieblichen Seen ab, in deren glänzender Fläche sich Anhöhe und Bäume spiegeln.

Die ganze Landschaft trägt den Stempel der Ruhe und des Friedens an sich. Diese prächtigen Wälder, die noch theilweise unentweiht durch den Fuß des Eindring-

lings sind, in deren Gründen das Geräusch der Axt noch ein fremdes ist, sie machen einen unendlich wohlthuenden Eindruck, wenn man aus dem wüsten Geräusch der Stadt kommt, wo das kleinliche Haschen nach Geld der rothe Faden ist, der sich durch alle amerikanischen Verhältnisse hindurchzieht. Ab und zu eilt der Zug an einer Waldblöße vorbei; hübsche reinliche Häuser, zierlich aus Holz gebaut, künden die Nähe von Ansiedlern an. Im Schweiße ihres Angesichts suchen sie dem Boden Gewinn abzuringen, nachdem sie ihn zuerst urbar gemacht haben durch Niederhauen der ehrwürdigen Stämme, durch Ausroden der knorrigen Wurzeln.

Das ist so der Charakter der Landschaft einige hundert Meilen weit, und ich war im Ganzen erstaunt über die geringe Abwechselung. Nachdem ich aber die ganzen Vereinigten Staaten und Canada durchreist habe, kann ich das Urtheil wohl aussprechen, daß es in dieser riesigen Fläche überhaupt nur sehr geringe Abwechselung giebt. Wer 40 Meilen mit der Eisenbahn gereist ist, kann sich eine ganz genaue Vorstellung vom Lande machen. Dadurch wird es, trotz der großen Lieblichkeit, doch etwas einförmig.

Die Einrichtung der Waggons ist dieselbe, wie ich sie schon in Cuba besprach; eine durchgehende Verbindung vom ersten bis zum letzten Wagen. Es mag dieses seinen Vortheil für die Administration haben, für die Passagiere ist es nicht angenehm. Die Unruhe in dem Coupé, sowie der Zug sind unerträglich. Befindet sich

ein schreiendes Kind darin, so sind nicht 6 oder 8 Personen, wie in Europa, sondern 30—40 dadurch in Mitleidenschaft gezogen. Die Bänke, deren Lehnen man vermittelst eines Ueberschlagens, nach jeder Seite zum Sitzen einrichten kann, sind für lange Reisen ermüdend, da eben diese Lehnen zu niedrig sind, um dem Kopf als Stütze zu dienen. Unter einem ewigen Hin- und Herlaufen und Thürenzuschlagen werden den Passagieren von Agenten stets Sachen auf den Schooß gelegt, die man kaufen soll und die man stets gezwungen ist wieder zurückzugeben. Zeitungen, Bücher, Käftchen mit Obst sind die Artikel, mit denen man gequält wird. Ja selbst wenn man eingeschlafen ist, wird man noch deswegen aufgeweckt, und ich bewundere hierin, wie in so vielen anderen Punkten die Langmuth der Amerikaner.

Doch ich komme zu dem größten Uebelstande auf den Eisenbahnen. Es giebt nämlich nur eine einzige Klasse auf den meisten Strecken, so daß man gezwungen ist, mit allen nur möglichen Elementen in einem Waggon zu sitzen. Ich gebe zu, daß dies in Amerika eher möglich ist, als irgend wo anders, weil die Leute der niederen Classen dort mehr Schliff haben als bei uns. Dazu kommt das Gefühl der allgemeinen Gleichheit, das Alle beseelt und das zur Folge hat, daß die Tieferstehenden erhoben, aber auch überaus häufig, daß die Höherstehenden hinabgezogen werden. Dadurch hat sich ein Zustand gebildet, der in folgenden Worten zusammenzufassen ist. Die Manieren der Leute der unteren Classen

sind besser, die der Reichen oder Besitzenden aber bedeutend schlechter als bei uns. Uebrigens ist man sicher, daß man ohne Provokation in jeder Beziehung befreit vor unangenehmer Berührung bleibt. Trotzdem die Amerikaner eine Nation sind, die nicht sehr sympathisch ist, so muß ich doch anerkennen, daß, wenn man mit dem Einzelnen zu thun hat, wenn man als Fremder fragt, man ziemlich sicher sein kann, eine wenn auch nicht sehr entgegenkommende, so doch höfliche Behandlung zu erfahren. Namentlich ist das bei den Nichtbesitzenden der Fall.

Ein Zusammensein mit ihnen hat seine großen Unannehmlichkeiten wegen ihrer Ungenirtheit. So z. B. kauen drei Viertel der männlichen Bevölkerung Tabak, was ein unaufhörliches Spucken zur Folge hat. Der ganze Waggon gleicht einem See, und ich kann nicht läugnen, daß ich in der ersten Zeit ganz krank vor Ekel war.

Wir hatten viel von der Hitze zu leiden, aber noch mehr vom Staube und von den Kohlen. Hat man eine Strecke von vier oder fünf Stunden zurückgelegt, so ist man in einem wenig properen Zustande. Die Damen, um sich dagegen etwas zu schützen, tragen ganz dichte grüne oder blaue Schleier. Auch hier in den Waggons spielt das Eiswasser eine große Rolle. In einer Ecke ist eine hübsch angemalte Blechtonne mit der Aufschrift „Ice Water“, aus der man das Wasser mittelst Hahnes in den Becher läßt, den alle Welt benutzt. Die Schienen, namentlich im Süden, sind in einem sehr schlechten Zu-

staude. Man mußte sich zeitweise buchstäblich festhalten, so heftig waren die Erschütterungen. Im Norden waren sie bedeutend besser. Die Stationen waren zuerst recht primitiver Natur. Meistens aus nur einigen Häusern bestehend, hält der Zug fast mitten im Walde. Ansiedler kommen dann aus der Umgegend geritten und betrachten das Passiren des Zuges als Zerstreuung, oder um Menschen zu sehen. In der Einförmigkeit ihres Lebens ist ihnen das ein Genuß.

Dreimal ist am Tage ein längerer Aufenthalt für die Mahlzeiten Breakfast, Dinner und Supper. Vermittelst der ohrzerreißenden Töne des Tamtam wird die Stelle angezeigt, wo man sein Mahl einnehmen soll. Es besteht auch hier aus 10 kleinen verschiedenen Schüsseln, eine immer weniger schmackhaft, als die andere. Ein sehr beliebtes Getränk bei Tisch ist rohe Milch. Trotzdem ich beim ersten Anblick davor zurückschreckte, so gewöhnte ich mich doch schnell daran, zumal Milch und Butter in Amerika ausgezeichnet sind.

So neigte sich der erste Tag seinem Ende zu, und ich bestieg den Sleeping Cars. Da dies eine Einrichtung ist, die man nur in Amerika kennt, und die man dort als Inbegriff von Bequemlichkeit, ja ich möchte fast sagen von Cultur hält, so will ich sie genauer beschreiben. Fleißigern Lesern der Gartenlaube werden die Sleeping Cars nicht fremd sein, da Gerstäcker darüber sich weiter ausgelassen hat. Der Sleeping Cars ist ein Waggon wie jeder andere, äußerlich nur kenntlich durch elegantere

Ausstattung und durch die mit großen Lettern gemalte Aufschrift „Pullmann Sleeping Cars.“ Das Innere ist schön eingerichtet mit rothsammetnen Canapee's und Spiegeln. Gegen Abend wird von den Bedienten oben eine große Klappe geöffnet und sehr schnell ist der ganze Waggon zum Schlafsaal mit einem Gang in der Mitte eingerichtet. Die Betten, stets zwei übereinander sind groß und breit und stehen der Länge nach mit dem Zuge. Faltige Vorhänge vor jedem Bette, gestatten ein unbeachtetes Entkleiden. Der Preis für eine Nacht ist 1—2 Dollars.

Für Leute, die mit einem guten Schlaf gesegnet sind, haben die Sleeping-Cars einen großen Werth, namentlich bei Reisen auf der Pacifikbahn von New-York nach San-Francisco, wo man 7 Tage und 7 Nächte unterwegs ist. Ich habe trotz guten Bettes und schöner Einrichtung wegen des Lärmens und des Rüttelns nicht ein Auge geschlossen, und mich, wach im Bette liegend, so wenig behaglich befunden, daß ich von jeder weiteren Benutzung dieser Einrichtung in Zukunft Abstand nahm und stets vorzog, des Abends die Reise zu unterbrechen, um mir ein Lager auf festerer Grundlage aufzusuchen, als die Sleeping-Cars es zu geben im Stande waren. Für die Amerikaner sind sie übrigens ausgezeichnet, denn diese erfreuen sich eines bewundernswerthen Schlafes und Appetites. Ich habe sie manchmal in den unbequemsten Positionen so schlafen sehen, daß sie kaum zu erwecken waren.

Mein Billet war für Cincinnati gelöst, und ich hatte nur die Absicht, bei der Mamuths-Cave auszusteigen. Doch es war anders bestimmt worden. Nach vierundzwanzigstündiger Fahrt hielt der Zug in Humboldt in Tennessee (es giebt ein paar Dutzend Orte dieses Namens, weshalb man immer den Staat hinzufügen muß), einem Eisenbahnknotenpunkte, nur aus wenigen Häusern bestehend. Hier wurde ich angewiesen, auszusteigen, da heute wegen des Sonntages die Reise unterbrochen würde. Ich machte so zum ersten Male mit dieser amerikanischen Sitte zu meinem Nachtheile Bekanntschaft. Der Tag verstrich in entsetzlicher Langeweile, nur unterbrochen durch Spaziergänge in den herrlichen Wald.

Am folgenden Morgen brach ich wieder auf und fuhr in sechs Stunden nach Cave City in Kentucky. Das ist der Name der der Mammuthshöhle nächsten Eisenbahnstation. Kurz vor Eintritt in den Staat Kentucky überschreitet die Bahn den mächtigen Tenessee River, dessen Fluthen sich träge zwischen den reizenden waldigen Ufern dahinziehn. Von Cave City war an demselben Tage keine Gelegenheit mehr vorhanden, nach der Höhle zu fahren und ich mußte mich bis zum nächsten Morgen gedulden.

Der Aufbruch geschah früh um 6 Uhr und ein vierspänniger Reisewagen brachte mich in drei Stunden nach einer Fahrt durch die herrlichste anmuthigste Gegend nach dem gewünschten Ziele. In einem Walde liegt ein comfortables Hotel, wo man Führer zu der Wanderung

in der Höhle erhält. Man hat die Wahl zwischen der großen und der kleinen Route, erstere von 12, letztere von 5 Stunden; außerdem sind noch verschiedene kleinere Excursionen zu unternehmen. Man wird aus diesen Entfernungen sich schon ungefähr einen Begriff machen können von den riesenhaften Verhältnissen der Höhle, deren Ende noch unerforscht ist. Gleich einem Labyrinth erstreckt sie sich in den mannichfaltigsten Gängen und Windungen und man schätzt die bis jetzt durchforschte Strecke, in der man selbst auf Flüsse stößt, auf 20 bis 30 Meilen.

Ich entschied mich für die große Route und setzte mich in Gesellschaft zweier Herren, einer Dame und des Führers, der gleichzeitig unser Mittagsmahl tragen mußte, in Bewegung. Der Eingang liegt in einem reizenden Buchenwäldchen. Schaurig, dumpf und von Wasser triefend, bildet er eine Art Vorhöhle. Der Contrast zu der lieblichen Umgebung ist ein großer. Beim Betreten der Höhle wird jedem Wanderer eine Lampe in die Hand gegeben. Der Führer geht stets voraus auf dieser mühseligen Reise, aufmerksam machend auf besondere Formationen der Stalaktiten, aus denen die Höhle besteht. An besonders schönen Stellen erleuchtet er das Ganze durch bengalische Feuer, die einen geisterhaft großartigen Eindruck machen. Bald geht man durch Gewölbe, die die gewaltige Höhe von 2300—Fuß haben, bald zwängt man sich durch Gänge, die so klein, niedrig und schmal sind, daß man kriechen muß. Häufig

sieht man Quellen guten frischen Trinkwassers, während das Echo in zwanzigfacher Weise dem lauten Rufen des Führers antwortet. Die Temperatur ist im Verhältniß zu dem heißen Clima des Landes empfindlich kühl und der Thermometer zeigt nur 9—10 Grad Réaumur. Endlich nach stundenlangem Umherlaufen in diesen unheimlichen Gewölben, die mir wie Todtenkammern der Titanen vorkamen, gelangt man an ein Gewässer, das man in einem Nachen zuerst verfolgt, um dann an das andere Ufer zu gelangen. Lautlos glitt das Boot dahin auf dem Fluß, der mich an den Styx der Unterwelt erinnerte. Es ist dies der Green River, der lebende Fische und Krebse enthält. Und eigenthümliches Spiel der Natur, diese Geschöpfe sind alle blind; sie haben wohl eine Höhlung an der Stelle, wo andere Thiere die Augen haben, aber sie selbst sind deren beraubt, und die eyeless fishes sind eine große Naturmerkwürdigkeit.

Nachdem wir uns todmüde gelaufen hatten, nahmen wir unser Mittagsmahl ein und traten unseren Rückweg an. Man hatte eine wahre Sehnsucht, das Tageslicht zu erblicken und konnte den Moment der Befreiung kaum erwarten. Andere Gesellschaften durchzogen gleich uns dieses Labyrinth, darunter befand sich eine, die kostümirt wie zu einem Maskenball war. Die Damen waren in schwarzsammtnen Debardeurcostüm mit eben solchen, reich mit Silber geschmückten Kappen. Sie schienen in den stillen weihevollen Räumen der Erde ein Bacchanal ab-

halten zu wollen, so viel Körbe mit Champagner wurden ihnen nachgetragen. Ihre Stimmung war eine so heitere und laute, daß ich sie schon für „leichte Waare" halten wollte, bis ich später im Hotel das Gegentheil erfuhr. Bei der großen Extravaganz der Amerikanerinnen und bei der unglaublichen Art, wie sie vom stärkeren Geschlecht verwöhnt werden, ist der Unterschied zwischen der ganzen und halben Welt schwer für den Fremden zu erkennen. Ich bin sicher, daß die Damen in Europa reisend mit diesem Wesen oft Unannehmlichkeiten oder Zudringlichkeiten ausgesetzt sind.

Den verschiedenen Formationen im Gestein hat man auch entsprechende Namen gegeben und so heißt eine besonders schöne Stalaktitenform des Sommers letzte Rose. Bald ist die Decke der Höhle durch große Pfeiler gestützt, die beinahe den Eindruck machen, als seien sie künstliche, bald ist die Höhle durch eine riesenhafte Spannung getragen. In den Formationen des Gesteins ist die Mammuthshöhle gar nicht zu vergleichen mit den herrlichen Gestaltungen der Cuevas von Matanzas, wogegen letztere sehr in der Ausdehnung gegen jene zurücksteht. Gegen 8 Uhr Abends gelangten wir endlich an den Ausgang und waren fast geblendet vom Tageslicht, das uns so herrlich, so warm entgegenstrahlte. Hunderte von Fledermäusen schwirrten uns so nahe an den Köpfen, daß ich stets eine Berührung mit diesen unangenehmen Thieren fürchtete. Fast 12 Stunden im unebenen steinigen Boden hatte unsere Wanderung ge-

dauert! Mit welchem Behagen suchte man jetzt sein Lager auf!

Bei Tagesgrauen brachen wir auf, um die Eisenbahn nach Louisville zu erreichen. Wir langten um 2 Uhr Nachmittags dort an. Da ich drei Stunden Zeit hatte bis zum Abgang des Zuges nach Cincinnati, so sah ich mich etwas in der Hauptstadt des Staates Kentucky um. Von den 150,000 Einwohnern besteht der größte Theil aus Deutschen. Die Stadt bietet nichts besonders Interessantes, ist aber freundlich gebaut. In jeder Straße sind hübsche Alleen und nette propre Häuser. Besonderer Erwähnung ist die große Eisenbahnbrücke über den Ohio werth wegen ihrer hohen Pfeiler, und ihrer außerordentlichen Länge.

Die Gegend zwischen Louisville und Cincinnati ist bedeutend cultivirter, als das vorher von mir durchreiste Land. Ueberall erblickt man bebaute Felder, schön gehegte Wälder lehnen sich an reizende Anhöhen gleich einem Park an. Hier und da sieht man hübsche Besitzungen, kurz, die Landschaft machte einen wohlhabenden lachenden Eindruck. Auch die Reclame zeigte sich in unangenehmer breitspuriger Weise; so erblickte ich wohl 15—20 Meilen lang auf dem, die Felder gegen den Schienenweg abschließenden Zaun die Worte vinegar bitter dreimal über einander ohne Unterbrechung angemalt. Reist man in den Gebirgen oder auf den Seen, so kann man sicher sein, diese entstellenden Reclamen in riesengroßen Lettern auf den schönsten und höchsten

Punkten vorzufinden. Dabei werden häufig genug Sachen angepriesen, die jedes Anstandsgefühl auf das Gröblichste beleidigen müssen. Eine Art Reclame für Künstler ist es, lange Zeit schon vor dem Auftreten ihre Bilder in möglichster Größe in fast jedem Schaufenster auszustellen, so daß der Blick des Vorübergehenden immer, wenn auch ganz unwillkürlich darauf fallen muß. So sah ich in New-York theils zwischen Noten oder Hemden, theils zwischen Büchsen mit Hummer oder Müssen und Pelzwaaren unaufhörlich den ganzen Broadway hinunter die Bilder der contractbrüchigen Frau Lucca oder Rubinsteins. Man hat mir fest versichert, daß alle diese verschiedenen Arten von Reclamen unumgänglich nothwendig wären, um zu reüssiren.

Es war schon dunkle Nacht, als ich die große Eisenbahnbrücke über den Ohio passirte und in dem gewerbreichen Cincinnati, der „Königin des Westens" anlangte. Rings umher war die Gegend und der Fluß magisch beleuchtet durch die Feuer, die aus den Schloten der Fabriken züngelten. Ich stieg in dem stattlichen Burnett Hotel ab und blickte mit einer gewissen Genugthuung auf den ersten Theil meiner Reise in den Vereinigten Staaten zurück, jetzt, da ich mich ungefähr im Herzen des Landes befand.

Die Lage von Cincinnati, auf Anhöhen erbaut, von denen man schöne Blicke auf die Stadt und das Thal des Ohio hat, ist überaus anziehend. Der deutsche Consul, Herr Seinecke, zeigte mir mit großer Liebens-

würdigkeit die reizenden Umgebungen der Stadt, die völlig einem Park gleichen. Reiche und geschmackvolle Schlösser und Landhäuser liegen darin halbversteckt und zeigen nur hier und dort ein Thürmchen oder Erker. Alles zeugt von großem Reichthum, und in der Anordnung der Besitzungen hat man sich theilweise genau den Inbegriff von Wohnlichkeit und Geschmack, die englischen Landsitze zum Muster genommen. Vor allen erwähne ich davon Clifton-House in der herrlichsten Lage, dem Engländer Porsboski gehörig, der unter anderm der Stadt eine prächtige Fontaine, in München gegossen, im Werthe von 70,000 Dollars, geschenkt hat. Von hier führt der Weg steil bergab durch Anlagen wilder Kirsch- und zahmer Kastanienbäume nach Springgrove, zu Deutsch: Frühlings-Garten. Diesen poetischen Namen hat man dem Kirchhofe gegeben, und wer denselben gesehen hat, wird das Treffende desselben zugeben. Man stelle sich den Kirchhof durchaus nicht nach unserem Muster vor, wo die Gräber zusammengepfercht, militärisch gerichtet daliegen. Hier ist es ein Park von mehreren Meilen Umfang, wunderbar schön gehalten, mit sanften Anhöhen, spiegelklaren Gewässern, wo sich von Zeit zu Zeit auf dem dunklen Grund der Cypressen ein weiß marmornes Denkmal abzeichnet. Keine Hügel bezeichnen die Gräber; jede Familie hat ihren Platz und weiß, daß dort ihre Theuren den ewigen Schlaf thun. Spring-Grove macht einen sehr wohlthuenden und doch ernsten Eindruck; jede unangenehme Seite des Todtenplatzes, als steife

pompöse Beinhäuser u. s. w. ist hier nicht zu finden. Alles athmet tiefen Frieden, Frühling und Auferstehung. Ich muß gestehen, daß ich in einem so materiellen nüchternen Lande wie Nordamerika nicht solche Verehrung der Todten erwartet hätte, und daß ich davon erstaunt und ergriffen war. Mein liebenswürdiger Führer zeigte mir auch die Stelle, wo fünf seiner Kinder beerdigt waren, und ich konnte ihm mein innigstes Mitgefühl über solche harte Prüfung nicht versagen*).

Wir wählten einen andern Rückweg und ich sah dabei die großartigen humanitären Anstalten, die von der Stadt errichtet waren, als das Armenhaus, das Blindenhaus u. a. m. Alles macht den Eindruck einer guten Verwaltung. Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist es, daß die Eingewanderten stets ihre Sympathien mit den Landestheilen haben, in die sie zufällig eingewandert sind. So sind die Deutschen im Süden, z. B. in New-Orleans, so gründliche Hasser des Nordens, als es die Ureinwohner nur sein können. Im Süden wurde mir gesagt, zwei Fünftel der Staatseinnahmen würden durchschnittlich veruntreut, was die Kleinigkeit von 200 bis 300 Millionen Dollars ungefähr ausmacht, während man mir gerade in Cincinnati versicherte, daß Veruntreuungen wohl vorkämen, aber nur in unbedeutendem Maaßstabe. Ich glaube, um annähernd das Richtige

*) Der Ruhm der Anlage des schönen geschmackvollen und großartigen Spring-Grove gebührt einem Berliner.

herauszufinden, thut man wie immer im Leben am besten, das authentische Mittel aus beiden Aussagen zu nehmen, und das repräsentirt in diesem Falle doch noch immer eine haarsträubende Summe. Die guten Republikaner bilden sich also ein, eine große Ersparniß zu machen, wenn sie ihrem Präsidenten nur 25,000 Dollars Gehalt jährlich geben, anstatt wie in den Monarchien dem Souverain einige Millionen Civilliste. Sie scheinen aber außer Acht dabei zu lassen, daß dies einem Mann gegeben ist, der durch die Erblichkeit der Krone in seiner Familie auf das Innigste mit dem Wohle des Landes verknüpft, das Interesse des Landes zu dem seinen macht, während jeder neue Präsident mit einer Schaar Geldsauger als Beamten sein Amt antritt, wodurch Unterschlagungen von solcher Höhe Jahr aus Jahr ein vorkommen, wie sie in Monarchien nie, glaube ich, zu constatiren gewesen sind. Und doch, das ist mein Kopfzerbrechen während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes dort gewesen, und doch, sage ich, geht Alles leidlich gut. Das Land prosperirt, der Handel nimmt die großartigsten Verhältnisse an, die Schaaren der Einwanderer verdoppeln und verdreifachen sich, so daß man in einzelnen Ländern Europas schon die ernstesten Befürchtungen der Entvölkerung hat. Es geht alles gut dort, trotz der fürchterlichsten Corruption des Beamtenthums und der beklagenswerthen Gerechtigkeitspflege.

Die einzige Lösung dieser Frage, die ich mit allen möglichen Persönlichkeiten dort durchgearbeitet habe, die

ich stündlich mit dem größten Interesse verfolgte und beobachtete, ist die: Der unendlich ausgebildete Gemeinsinn der Amerikaner ist die alleinige Ursache davon. Als Beispiele will ich nur einige der Facta anführen, die ich täglich zu erleben Gelegenheit hatte. Sagt ein Polizist irgend Etwas, so ist in den meisten Fällen mit Bestimmtheit darauf zu rechnen, daß ohne Widerrede dem auf der Stelle Folge geleistet wird. Bei uns folgen in den meisten Fällen darauf grobe beleidigende Redensarten, und kaum ist der Polizist fort, so wird wie zuvor gehandelt. Oder man ist auf der Straße oder auf der Reise; irgend ein Individuum begeht etwas, was dem Allgemeinen nicht förderlich ist und wird von einem Privatmann oder Mitreisenden darauf aufmerksam gemacht: so ist ziemlich bestimmt darauf zu rechnen, daß jenes Individuum die Störung unterläßt. Bei uns würde man zuerst folgende Erwiederung hören: „Das ist meine Sache, das geht Sie gar nichts an, und so lange ich nicht auf Ihren Füßen spazieren gehe, haben Sie sich nicht um mich zu kümmern.“ Wer viel gereist ist, erinnert sich gewiß häufiger Conflicte im Eisenbahn-Coupé, wo Einer das Fenster auf, der Andere es zugemacht haben will. Nie erlebte ich derartiges trotz Zurücklegens von über 3000 Meilen auf den dortigen Bahnen, in den Vereinigten Staaten. Doch ich fahre fort. Kommt in den Straßen die Pferdeeisenbahn z. B. aus den Schienen, so springt gewiß die Hälfte der darin befindlichen Männer heraus und hilft den Wagen wieder ins Geleise heben.

Bei uns pflegt man dann zu sagen: „Ich habe meinen Groschen bezahlt, und verlange dafür gefahren zu werden. Das sollte mir gerade einfallen, mich mit dem Kasten abzuquälen, das ist Sache der Gesellschaft.“ Man wird mir gegen diese Beispiele vielleicht einwenden, das wären zu kleinliche Züge, nach denen man nicht urtheilen könnte. Aber gerade in solchen kleinen Zügen, die ohne Besinnen aus freiem Antriebe, ich möchte fast sagen, ganz von Herzen kommen, kann man am Allerbesten die Bevölkerung fremder Länder, ihre geistige Regsamkeit oder ihre Apathie, ihren Gemeinsinn oder ihre Indolenz erkennen, und ich kann versichern, daß der Eingewanderte in allen diesen Punkten sehr unvortheilhaft gegen den Amerikaner absticht.

Es scheint mir hier am Platze zu sein, mich etwas weiter über die Bevölkerung jenes Landes auszulassen, und ich fange mit der äußeren Erscheinung an. Von sämmtlichen Abkömmlingen der germanischen Race sind die Amerikaner bei weitem die Schwächlichsten und ein Vergleich mit dem Deutschen, Skandinavier oder Britten kann in keiner Weise zu ihren Gunsten ausfallen. Als Grund dafür wurde mir eine ziemlich in alle Stände reichende Degeneration angegeben. Ob dieses wahrheitsgemäß ist, bin ich nicht im Stande zu sagen, das habe ich aber wohl wahrnehmen können, daß die Leichtigkeit der Sitten eine ganz außerordentliche ist, und daß dieselbe ihren Anfang schon in so frühem Alter nimmt, daß es wirklich erschreckend ist. Dies steht jedoch in engem Zusammen-

hange mit der Selbständigkeit, die man den Kindern schon zeitig läßt. Bei dem geschäftsmäßigen Leben in Nord-Amerika pflanzt sich der Gedanke, Geld zu gewinnen, überaus zeitig in die Köpfe und es ist erstaunlich zu sehen, mit welchem Geschick und mit welcher Vernünftigkeit arme Kinder im Alter von 6—8 Jahren sich selbst in diesem Riesengetümmel der volkreichen Städte ihr Brod erwerben. Und so kommt es, daß sie mit 14 Jahren schon Erfahrung und Lebenskenntniß besitzen, wie man solche bei uns erst im 22. Lebensjahre ungefähr anzutreffen gewohnt ist. Das ist für die Eltern wohl ein bequemer, für die Kinder aber keineswegs gesunder Zustand. Nach den Naturgesetzen will alles seine Zeit haben und ungestraft überschreitet man jene nicht. Den Kindern ist durch die frühzeitige Arbeit die Gelegenheit benommen, sich körperlich auszubilden und der frühreife Zustand der Jugend ist ein gewaltiger Schritt zur Degeneration. In den wohlhabenden Familien ist die Erziehung auch nur auf den Handel zugeschnitten. Bis zum 14. Jahre bleiben die jungen Leute in den Schulen und Gymnasien, um sich dann den Geschäften zu widmen, denen sie vielleicht sehr gewachsen sein mögen, aber tiefes Wissen, Kenntnisse und geistige Regsamkeit sind nicht von ihnen zu verlangen. Bis zum 30. Lebensjahre kleiden sie sich sehr gesucht, aber über alle Begriffe geschmacklos und in einem Farbenreichthum, daß man sie fast für Papageien halten könnte. Von da ab tritt die größte Vernachlässigung des Aeußern ein. Sie lassen sich einen

Bart stehen, wie weiland Lincoln ihn trug, d. h. einen Vollbart, nur die Oberlippe ist gänzlich rasirt. Sie kauen Tabak, spucken entsetzlich viel und sind nichts weniger als schön und elegant zu nennen. Die Bewegungen des schönen wie des starken Geschlechts sind steif und disgraziös, man könnte ungefähr sagen, der Engländer im so und so viel potenzirten Maßstabe, und namentlich ist ihr Tanzen, auf das sie übrigens sehr stolz sind, für den Neuling derart, daß es schwer fällt, ernst zu bleiben. Die Verbeugungen im Lancier erschienen mir fast wie Carikaturen. Den Amerikanern wird es beim Sitzen unendlich schwer, die Füße tiefer zu haben als den Kopf, und sie strecken sie manchmal in schwindelnder Weise in die Luft. Entweder ist es die Lehne eines anderen Stuhls, oder ein Geländer, oder ein Pfosten, der ein Gebälk trägt, der diese nichts weniger als zierlichen Geh-Apparate des Amerikaners stützen muß, und nur wo ein absoluter Mangel, sie irgendwie höher zu placiren als auf den Fußboden, vorhanden war, habe ich sie in normaler Weise ihre Füße halten sehen. Nach meiner bescheidenen Ansicht hat Gott die Füße geschaffen, um mit ihnen den Boden zu berühren, ebenso wie den Kopf, um ihn in der Luft zu tragen. Viel Gêne und viel Formen existiren im Umgange nicht. In einer barschen kurzen Weise fragt man selbst Bescheid und wird ebenso gefragt. Doch ist man sicher eine genügende Antwort zu erhalten. Was ich im Allgemeinen von Schwindel in Geschäften und im alltäglichen Leben hörte, klingt allerdings fabelhaft (ich habe

glücklicher Weise persönlich keine Bekanntschaft damit gemacht), und das wurde mir ziemlich klar, daß die raffinirtesten Glücksritter Europas im Vergleich zu ihren Collegen in Amerika doch nur erbärmliche Stümper wären. Daher kommt auch diese anscheinende Ehrlichkeit in Kleinigkeiten, mit denen sich abzugeben man nicht der Mühe für werth hält. Man beobachtet z. B. auf der Eisenbahn in Betreff Stehenlassens von Reisesäcken die größte Sorglosigkeit, weil man sicher ist, daß Nichts fortkommt. „Der Unterschied der Strafe, ob ich eine Million oder eine Bagatelle stehle ist so gering, daß ich mich nicht einer Lumperei wegen einer großartigen Strafe aussetzen werde.“ Im Uebrigen, stehle ich eine oder mehrere Millionen, so ist die Annahme nicht bestraft zu werden viel größer als das Gegentheil. „Ich bin dann in Aller Munde und gelte für ein großes Genie.“ Das sind so die Raisonnements, die man häufig dort hört. Es ist selbstverständlich, daß nicht Alle so denken, und ich bin sicher, daß es in den Vereinigten Staaten gewiß eine sehr große Anzahl edeldenkender vorzüglicher Männer giebt, aber im Allgemeinen ist es nicht das Land, wo Edelsinn, Großmuth und Selbstverläugnung so überaus heimisch sind.

In den Augen der Amerikanerinnen habe ich schon einen argen Verstoß dadurch begangen, daß ich die Männer vor den Frauen erwähnt habe, denn dort ist die wahre Heimath des Frauenkultus. Ich muß vorausschicken, um nicht für einen ungelenken Bauer gehalten

zu werden, daß ich sehr für die Achtung des zarten Geschlechtes bin, daß ich dasselbe für überaus nothwendig für die Fortsetzung des Menschengeschlechts halte und daß ferner uns das Leben durch dasselbe versüßt und verschönt wird; ja ich füge noch hinzu, daß ich ein eifriger Gegner des jetzt in Paris epochemachenden Buches „Tue la" von Alexander Dumas Sohn*) bin, und daß, mag kommen was da wolle, man stets Milde und Nachsicht walten lassen müsse, deren man ja selbst so unendlich viel bedarf. Aber Alles hat seine Grenzen und diese müssen dann doppelt scharf gezogen sein, wenn ein Ueberschreiten derselben anfängt gemeingefährlich zu werden, wenn die Ehre des Hauses und der Familie, ja selbst die Bande der Gesellschaft dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden. Es mag hart klingen, aber es ist wahr, alle die Verrücktheiten und Extravaganzen des weiblichen Geschlechts, jene Tollheiten der Frauenemancipation haben ihren Herd in Nord-Amerika, der Heimath, nicht der Frauenachtung, denn das wäre ein Ruhm für das Land, aber der lächerlichsten Frauenvergötterung. Die Männer erniedrigen sich zu den Kammerdienern ihrer Frauen und der Lohn dafür sind die tollsten Skandalgeschichten und die größten Ausschweifungen, in denen New-York den ersten Rang

*) Derselbe predigt darin, daß im Falle des Ehebruchs der Gatte nicht anders handeln darf, als seine Frau tödten. Er beendigt seine an vielen Paradoxen leidende Schrift mit dem sehr kategorischen Ausruf: „Tue la!" 34 Auflagen erschienen davon in 3 Monaten!

einnehmen soll. Man ist z. B. auf dem Deck eines Dampfschiffes und eine „Lady“ läßt sich dort mit Stuhl, Kissen und Bagage nieder. Nach fünf Minuten steht sie auf und geht an einen anderen Platz. Sofort unterbricht der Gatte jede Beschäftigung und stürzt sich hin, um der „Theuren“ alle Packetchen und den Stuhl nachzutragen, und so wiederholt sich das häufig vier= bis fünfmal in einer Stunde. Hat man in der Pferdeeisenbahn einen Platz und eine „Lady“ steigt ein und findet einen solchen nicht mehr vor, so überläßt ihr der Herr seinen Platz sofort, wofür er kaum einen Dank erhält. Sieht man der Dame an, daß sie den gebildeten Ständen angehört, so ist eine solche Handlungsweise ja nicht mehr als billig, aber ich rufe immer wieder ins Gedächtniß zurück, daß eben in Amerika Alles Lady ist.

Die Amerikanerinnen sind unzweifelhaft recht hübsche Erscheinungen mit schönen Gestalten, aber leider thut ihnen ihr disgraciöses unweibliches Wesen, ihr übertrieben sicheres Auftreten und eine große Geziertheit gewaltigen Abbruch. Ihre Hauptbeschäftigung ist, sich zu putzen und so oft wie möglich mit Toiletten an einem Tage zu wechseln. Ich mache ihnen daraus keinen Vorwurf, im Gegentheil, es ist mir eine Augenweide, schöne und elegante Toiletten zu sehen, aber die Ladies verstoßen häufig nur zu arg gegen den Geschmack. Bei dem in Amerika herrschenden fabelhaften Reichthum, bei dem schwindelhaft schnell erworbenen Vermögen sieht man in Toiletten und Diamanten das Kostbarste, was man

nur denken kann, aber es ist Alles ohne Effect, weil eben der Geschmack und die Grazie es zu tragen, fehlen. Grelle und verschiedene Farben, übertriebene Anwendung der Pariser Modelle lassen stets das Ensemble ohne Harmonie. Eine Eigenthümlichkeit der Amerikanerinnen ist es, daß sie nie wissen, wie und wo sie ihre Hände halten sollen, und es ist komisch zu sehen, daß nach irgend welcher Ueberlegung sie dieselben dort haben, wo sie am wenigsten hinpassen.

Mag der Mann in den Geschäften arbeiten von früh bis spät und Millionen auf Millionen häufen, die Frau rührt nichts an. Nie nimmt sie eine Handarbeit vor, selten ein Buch. Je größer ihre Extravaganzen sind, desto höher steigt die Bewunderung für sie, und in Bild und Schrift wird sie verherrlicht. So machte in einer illustrirten Zeitung die Geschichte einer „beautiful lady“ von 19 Jahren in Boston großes Aufsehen, welche sich einen Leichenwagen kommen ließ, sich in elegantester Toilette, eine Cigarrette rauchend, hineinsetzte (die Leichenwagen haben nur eine Art Baldachin, die Seiten sind frei, so daß man den Sarg sehen kann, —) und eine Spazierfahrt in diesem Aufzuge durch die Stadt Boston machte. Zu meinem Bedauern konnte ich am Ende der Geschichte nicht ersehen, ob die Eltern oder Verwandten dieses Frauenzimmers dasselbe tüchtig dafür durchgeprügelt haben: es wäre dies die einzig richtige Behandlung für solches Gebahren gewesen, wenn man sie nicht etwa in ein Tollhaus stecken wollte.

Ich verlasse dieses wenig erquickliche Thema mit der Bemerkung, daß es Gott sei Dank auch Ausnahmen unter den Amerikanerinnen giebt, daß diese aber doch sehr in der Minorität zu sein scheinen. Auch ich habe, namentlich während meiner Rückreise nach Europa wahre Perlen des weiblichen Geschlechtes kennen gelernt und man versichert mir auch, daß fern von dem verderblichen Einfluß der großen Städte die Verhältnisse in diesem Punkte bedeutend besser wären.

Amerika ist das Eldorado des Proletariats und wäre ich je in Europa in dieser Klasse von Menschen geboren, ich würde Tag und Nacht arbeiten, um mir das zur Ueberfahrt nöthige Geld zu ersparen. Was hat unsere arbeitende Klasse für ein elendes Dasein im Verhältniß zu der amerikanischen! Mühselig arbeitet und quält sich der Mann Jahr aus Jahr ein, um sich nothdürftig zu ernähren; ist er verheirathet, so arbeitet die Frau ebenfalls, sorgt für ihre Kinder und wird durch dieses überanstrengte Leben vor der Zeit alt und grau. Strenge Gesetze, hartherzige Beamte drücken sie beide und verbittern ihnen mit ihrer Pedanterie dieses schon so wenig freudenreiche Leben. Und das, was ich hier schildre, ist noch der günstigste Fall. Wenn aber Krankheit, Alter und Arbeitsunfähigkeit eintreten, wenn der karge Lohn eben nur ausgereicht hat, den Hunger zu stillen, es nicht möglich war, zu sparen, was dann? Nun dann gesellt sich zur Armuth die bitterste Noth und der Kummer, die Seinen leiden zu sehen.

Mißmuthig und verzweifelt sieht man dem Tode als Erlösung dieser irdischen Qual entgegen. Wer mir nun sagen wird, ich übertreibe, dem erwiedere ich, keineswegs; es ist dies nur eins von den Tausenden von Bildern aus dem täglichen Leben gegriffen, und wer sie leugnet, der schließt nur hartherzig die Augen bei ihrem Anblick, um sich dadurch nicht in seinen Vergnügungen stören zu lassen.

Ich will dagegen die Situation des Amerikaners oder des Eingewanderten nicht besonders ausmalen, nur hervorheben, daß ich nicht von denen rede, die durch ihr Talent, durch ein außergewöhnliches Glück oder durch Schwindel begünstigt, sich zum Millionär emporgeschwungen haben, ebenso wenig wie ich anderseits nicht von Taugenichtsen und verkommenen Subjecten spreche, sondern von dem Durchschnitt der eingewanderten Personen. Sie erhalten einen so bedeutenden Lohn und können trotz des theuren Lebens dort solche Ersparnisse machen, daß sie im Fall von Alter und Krankheit genügend gegen die Noth geschützt sind, ja, daß sie sich selbst ihr eigenes Häuschen bauen lassen können. Sind sie friedfertig und bezahlen sie ihre Steuern, so quält sie kein Mensch. Kein Rangesunterschied existirt für sie, sie sind dasselbe, was der Reichste und frei in der wahrsten Bedeutung des Wortes. Wundert man sich noch über das Ueberhandnehmen der Auswanderungen bei uns? Der Staat schaffe dem Proletariat solche günstige Verhältnisse und kein Mensch wird daran

denken, denn in jeder Brust lebt das Gefühl der Liebe zur Heimath, das bewiesen mir die zahlreichen Thränen, die ich beim Verlassen Europas von solchen Auswanderern vergießen sah.

Cincinnati zählt unter seinen 300,000 Einwohnern ein Drittel Deutsche, und in einem Stadttheil glaubt man fast in Deutschland zu sein, zumal man noch einen Fluß dort den Rhein genannt hat. Wie Amerika in kühnen Ingenieurarbeiten der ganzen Welt voran steht, so besitzt auch Cincinnati in einer großartigen Kettenbrücke über den Ohio einer Probe davon. Man muß namentlich die Spannung von unten sehen, um einen Begriff von dem gewaltigen Werke zu bekommen. Eine andere Eigenthümlichkeit ist eine Eisenbahn, die den unteren Theil der Stadt mit dem oberen verbindet, und die in einer Böschung von circa 40 Grad herauf- und herunterfährt. Die Construction ist hauptsächlich darauf basirt, daß starke Stricke ein Ueberstürzen der Wagen beim Herabfahren verhindern, während dieselben beim Ersteigen als Hebel dienen. Die Fahrt geht überraschend schnell und das Ganze ist überaus praktisch und ingeniös. Cincinnati ist an einer Reihe von steilen Hügeln erbaut, auf denen sich die Landsitze und Parks befinden, während der untere Theil ausschließlich dem Handel gewidmet ist.

Zehntes Capitel.

Put in Bay. — Eriesee. — Niagarafall. — Lorenzostrom. — Montreal. — Sociale Zustände. — Hudson. — New-York. — Präsidentenwahl. — Boston. — Newport. — Washington. — Baltimore. — Philadelphia. — Rückreise.

Meine nächste Reise galt einem sehr beliebten Sommeraufenthalte, der Insel Put in Bay im Eriesee. Nach zehnstündiger heißer und staubiger Eisenbahnfahrt erreichte ich die Stadt Sandusky, von wo aus man mit dem Dampfschiffe noch vier Stunden zu fahren hat. Die Ufer des Sees sind lieblich umrahmt von frischem Grün, und doch bieten sie, da sie ganz eben sind, keine außergewöhnlichen Reize. Wir eilten durch die grüne klare Fluth einer Gruppe von Inseln zu, die ziemlich dicht aneinander liegen, und deren entfernteste Put in Bay ist. Schon von weitem kann man das große kasernenartige Hotel erkennen, das an einer kleinen Bucht halb versteckt von hohen Bäumen liegt. Eine kleine Insel, den stolzen Namen Gibraltar wegen eines steilen Felsens führend, lagert sich davor und dient einem reichen Ban-

quier zum Sommeraufenthalt. Große Gruppen von Herren und geputzten Damen tummelten sich auf dem Vorplatze umher, sich in angenehmer Unterhaltung die Zeit vertreibend, oder sich von den Promenaden auf dem kleinen Eiland ausruhend.

Wie wenig entspricht doch das dortige Landleben dem unsrigen, wo man glücklich ist, aus der räucherigen Stadtluft herauszukommen, wo man frei und ungenirt sich bewegen kann, und wo die Damen in weniger steifen Toiletten aufathmen. Nichts von diesen Bequemlichkeiten bemerkt man hier, und dieses heerdenartige Landleben beweist mir von Neuem, daß dem Amerikaner der Begriff von Gemüthlichkeit gänzlich unbekannt ist. Er athmet hier wohl Landluft und die frische Brise des See's, aber von irgend welcher ruhiger Erholung kann wohl nicht die Rede sein, wenn man mit 4—500 Personen unter einem Dache wohnt. Ich glaube auch kaum, daß die Amerikanerinnen sich sehr danach sehnen; sie „donnern" sich hier ebenso wie in der Stadt auf, um sich bewundern zu lassen. Ueberall wo ich solche Massen-Erholungsorte berührte, sah ich sie auf dem Lande leben, aber eine ganz städtische Lebensweise führen. Mich konnte im Allgemeinen dieses affectirte Leben und Treiben nicht recht ansprechen und es drängte mich bald wieder fort, umsomehr, als all' mein Sehnen und Trachten schon nach dem Niagarafall ging. Vor meiner Abreise aus Put in Bay hatte ich einen in Amerika recht seltenen Genuß, der einen um so tieferen Eindruck auf mich

machte, als ich ihn so lange hatte entbehren müssen. Eine reizende blonde Dame sang im Salon so schön und ergreifend, daß ich selten eine so herrliche sympathische Stimme gehört zu haben glaubte. Ihre Schule war ausgezeichnet, und die Fertigkeit, mit der sie namentlich in italienischer Sprache sang, bewies mir, daß man es mit mehr denn mit einer Dilettantin zu thun hatte. Auf dem Dampfboote ertönte zum letzten Male die Glocke, und fast mit Gewalt riß ich mich von der amerikanischen Loreley los.

Zwanzig Stunden später langte ich in dem Städtchen Niagarafall an. Es erscheint mir ein vermessenes Unternehmen, mit meinen schwachen Kräften ein Bild von diesem großartigsten aller Naturschauspiele geben zu wollen. Es giebt eben gewisse Dinge in der Welt, die zu schildern eine menschliche Feder nicht im Stande ist. Man kann wohl Zahlen angeben, man kann sagen, der und der Fall ist so hoch und so breit, man kann hinzufügen, er ist sehr gewaltig und schön, und doch kann derjenige, der es liest, sich keine Vorstellung von der Wirklichkeit machen. Von dem, was ich zu sehen Gelegenheit hatte, sind es besonders drei Gegenstände, die jeder Schilderung spotten, und die man meiner Meinung nach nur aus eigener Anschauung erkennen und begreifen kann. Da ist zuerst die St. Peterskirche in Rom in ihren so edlen, gewaltigen und harmonischen Formen, ferner das Colosseum eben daselbst in einer Größe, Ausdehnung und Höhe, wie es nur eine Zeit wie die da-

malige und ein die ganze Welt beherrschendes Volk hervorzurufen im Stande war und zuletzt, zwar deshalb von den ersteren sehr verschieden, als er ein Werk der Natur und nicht von Menschenhänden ist, der Niagarafall. Ich habe viel von der Welt gesehen, ich habe Europa, den Orient und jetzt auch den größten Theil von Amerika durchwandert, und ohne Besinnen spreche ich es aus, daß er das größte Naturschauspiel ist, das es vielleicht auf der ganzen Erde giebt. Man kann die beschwerliche Seereise von Europa aus machen, um nur den Niagarafall zu sehen, dann sofort wieder zurückkehren, und man wird doch reichlich sich für alle Anstrengungen der Reise belohnt fühlen.

Amerika ist in Allem großartig. Sein Handel, seine Unternehmungen, seine Verbrechen, seine Unglücksfälle sind es. Aber auch seine Naturwunder sind es, das beweisen der Niagarafall und die Mammuthshöhle. Ueber 200 Jahre sind jetzt verflossen, daß ein Jesuiten-Missionar muthvoll in die Hütten der wilden Indianer eindrang, um die Lehre Christi dort zu verbreiten. Auf einer dieser Wanderungen entdeckte er den Niagarafall, und dort, wo vor 60 Jahren noch die Indianer auf die Skalpe ihrer Feinde lauerten, steht jetzt ein hübscher Ort mit prächtigen Hotels und unzähligen Magazinen, in denen Andenken an die Indianerstämme, die früher hier hausten, feil geboten werden. Tausende und aber Tausende von Reisenden beleben jetzt die großartige Natur und stören sie leider nur zu oft mit ihren tri-

vialen Redensarten. Schon von Weitem hört man das ewige Brausen und Rauschen der sich hinabstürzenden Fluthen, während eine Art weißer Wolke sich darüber lagert. Man nähert sich und sieht den breiten Strom mit reißender Geschwindigkeit und in Stromschnellen, gewissermaßen wie von einer schiefen Ebene herab, sich an die entscheidende Stelle heranstürzen. Kurz vor dem Fall ist er durch drei oder vier kleine Inseln mit reizenden Parkanlagen und wundervollen Baumpartien, durch Brücken mit einander verbunden, getrennt. Diese Eilande, so umspült von den tosenden Gewässern, machen einen eigenen friedlichen Eindruck und es ist zu verwundern, daß sie so lange den Elementen haben Trotz bieten können. Der Fall ist durch diese Inseln in zwei Theile getheilt, die man als den amerikanischen und den canadischen, je nach den Ufern, denen sie am nächsten sind, bezeichnet. Sie bilden zusammen ungefähr einen rechten Winkel und umfassen concentrisch den unten sich dahinziehenden Strom. Der canadische Fall ist der größte und wasserreichste, auch nimmt der Strom seine Richtung an. Man nennt ihn den Horse-shoe (Hufeisen) Fall, da er fast ganz diese Form hat. Der amerikanische Fall ist 1000 Fuß breit; er stürzt sich fast in einer geraden Linie 165 Fuß tief hinab, nicht etwa übereilt und durcheinander, sondern majestätisch und einer Wand oder einem Vorhang ähnlich. Der Horse-shoe-Fall gleitet auch allmählich 156 Fuß tief hinab, und seine Breite beträgt 1800 Fuß. Doch kommt diese durch den tiefen inneren Einschnitt nicht so

zur Geltung, wie beim amerikanischen Fall. 18 Millionen Cubikfuß Wasser stürzen sich in jeder Minute hinab. Man wird aus den Zahlen ersehen, daß die Ausdehnung und Breite der Fälle eine ganz außerordentliche ist.

Von hundert verschiedenen Seiten und Stellen, von oben und unten sieht man sich das Naturschauspiel an, das stets als Totaleindruck am schönsten und gewaltigsten von der Canadaseite erscheint. Das große Becken, das durch die Fälle gebildet ist, wird umschlossen von hohen senkrechten Felsen, und die Verbindung der beiden Ufer geschieht durch eine in schwindelnder Höhe über den Strom construirte Hängebrücke von wunderbarer Schönheit und Feinheit. Gleich einem Bogen aus Spinngewebe erscheint sie Einem, und giebt hier in Gegenwart der großartigsten Natur Zeugniß von der Arbeit und dem Fleiße des menschlichen Geistes. Manche haben sie hier störend gefunden; ich bin aber entgegengesetzter Ansicht, und wenn sie auch nur des schönen Blickes wegen da wäre, den man von ihr auf die Fälle hat. Gleich nach dem Falle arbeitet der Gischt der Wassermassen fast über die halbe Höhe wieder empor, dann ist die Wasserfläche des Beckens ruhig und ohne bedeutende Aufregung.

Der Niagara-Strom hat eine schöne, sehr dunkelgrüne Farbe und sein Wasser ist von einer wunderbaren Klarheit. Regenbogen spiegeln sich unaufhörlich in den Fällen in den verschiedensten Größen, einzelne sind ganz rund geschlossen. In den Horse-shoe-Fall ist weit hinein auf einem Felsen, zu dem man vermittelst einer hölzernen

Brücke gelangt, ein Thurm erbaut, von dem aus man vorzüglich das Spiel der Wogen, namentlich in der concaven Form des Falles, beobachten kann. Leuten, die an Schwindel leiden, ist nicht genug Vorsicht anzurathen beim Stehen an der Wasserfläche, denn jedes Jahr fast ereignen sich Unglücksfälle durch Hinabstürzen und noch kürzlich war eine überspannte Dame, die sich einen zu überschwänglichen Platz, hart am Rande des Felsens ausgesucht hatte, in die Tiefe gestürzt. Eine recht lohnende interessante Partie ist es, hinter den amerikanischen Fall zu gehen, und mit Bewunderung und Grauen denke ich daran zurück. Nachdem man sich seiner sämmtlichen Kleider entledigt hat, wird Einem ein wasserdichtes Costüm und eine Kappe übergeben. In Begleitung des Führers steigt man eine Treppe längs der Felsen hinab und befindet sich unmittelbar am Fuß der Fälle. Das Geräusch ist betäubend, ohrzerreißend. Nun beginnt die Wanderung, bei der man sich fest an ein Geländer halten muß; zur rechten Hand hat man den Felsen, links die herabstürzenden Wassermassen. Im Augenblick des Betretens dieser Passage stutzt man unwillkürlich, doch vorwärts geht es. Man sieht Nichts, der Athem stockt fast und man glaubt, mit hineingerissen zu werden in den Strudel. Gleich einer ungeheuren Lawine stürzt links das Wasser hernieder und die einzige Besinnung, die man noch behält, sagt Einem, daß man das Geländer fest halten muß als Rettungsanker in den Alles mit sich fortreißenden Gewässern. So muß dem Taucher

bei Schiller zu Muthe gewesen sein, als er seine glänzende Beschreibung des Grundes des Meeres macht und mit den Worten schließt: „Dort unten aber ist es fürchterlich und der Mensch versuche die Götter nicht.“ 200 Schritt gingen wir so vorwärts und die Zeit wollte mir fast eine Ewigkeit dünken. Wir langten an einer Stelle an, wo der Fall eine Wenigkeit unterbrochen war. Mühsam blickte ich nach oben, da mir stets der Gischt in Strömen in die Augen fiel, und ich gewahrte den überaus herrlichen und erhabenen Wall von Wasser. Die Sonne schien darauf und gleich Millionen der kostbarsten Diamanten strahlten die unzähligen Tropfen, die hinabstürzten. Wir setzten unseren Marsch längs der Felsen, die wir überklettern mußten, fort. Tausende von kleinen Wasserfällen bildeten hier die spiegelklaren Fluthen, die dem Gestein im Lauf der Jahre die wunderbarsten Gestaltungen gegeben hatten. Gleich beim Beginn der Wanderung war mein wasserdichter Anzug so durchnäßt worden, daß er mehr hinderte als nützte. Da doch nichts mehr trocken zu erhalten war, benutzte ich die Gelegenheit, dicht am Fuße des Falles ein köstlich erfrischendes Bad zu nehmen, in Folge dessen ich mich gründlich erkältete.

Ueberaus befriedigt von dem Erlebten, kletterte ich wieder nach oben, ohne mir so recht sagen zu können, was ich denn eigentlich gesehen und erfahren hatte, und doch tausche ich die Erinnerung daran nicht um viele Schätze. Der ganze Eindruck, den man von den Fällen

hat, wächst mit jeder Stunde, die man länger dort verweilt. Ich blieb drei Tage dort und saß halbe Tage lang im Anschauen derselben versunken und konnte mich nicht satt sehen. Jedes Mal, wo man sie wieder von Neuem sieht, ist man im ersten Augenblick wie geblendet davon. Zu jeder Tageszeit eilte ich hin, um mir die Erinnerung recht tief in das Gedächtniß zu prägen. Namentlich des Abends im hellen Glanze des Mondes ist der Anblick überirdisch, geisterhaft, schön. Man glaubt sich in Dante's Purgatorio versetzt, und in dem weißen Dampf und Schaum erblickt man die Seelen der Abgeschiedenen, Ruhe suchend. Wie schön, wie heimlich war es dann! Das eitle Geschwätz der vielen Reisenden war verstummt, und man war allein mit der Großartigkeit des Naturschauspiels. Hunderte von fremdartigen Gedanken kochten und gährten im Herzen, gleich den Wogen tief unten, von denen man sich keine Rechnung zu geben im Stande war. Wie eine Vision aus dem Geisterleben sah ich hier zum ersten Male in meinem Leben den Mondscheinbogen. Zart wie ein Hauch, farblos wie ein Nebelstreifen, wölbte er sich zum Ringe und schwebte über der Wasserwand.

Nach dem, was ich gehört und auf Photographien auch gesehen habe, muß der Niagarafall im Winter noch bedeutend schöner als im Sommer sein. Die Kälte ist hier sehr groß und der Fall friert theilweise zu. Dann bilden sich die eigenthümlichsten Eisformationen in gewaltiger Größe. Kühne Eisbrücken in luftigster Con-

struction, herrliche Grotten gleich Feenpalästen aus Crystall, Bäume fast erliegend unter der Last des Schnees die wunderbarsten Formen annehmend, alles das bildet der Winter am Niagarafall. Bis ungefähr tausend Schritt hinter den Fällen fließt der Strom ruhig dahin, doch da auf einmal, als wäre dieses noch eine Nachwirkung, empört er sich und bildet solche Strudel und Stromschnellen, wie ich sie noch nie gesehen habe. So bäumt sich der Whirlpool bis zur Höhe von 30—40 Fuß Höhe empor. Die Ufer sind großartig erhaben schön, sie bilden noch immer jenes gewaltige steile Flußbett. Prächtige Vegetation und herrliche Durchblicke bieten sich allenthalben. Eine halbe Meile weiter ist wieder solche kühne Suspensionsbrücke, aber gewaltiger als die erste. Sie hat zwei Etagen, die untere für Wagen und die obere für die Eisenbahn. Einen schwindelnden Eindruck macht es, den Zug darüber sausen zu sehen. Die Industrie hat sich an diesem von der Natur so bevorzugten Fleckchen Erde sehr breit gemacht. Man thut am besten, während seines dortigen Aufenthaltes das Portemonnaie stets offen in der Hand zu behalten, denn jeder Schritt kostet Geld. Bald ist es diese Brücke, bald jene, bald dieser Thurm, bald jener, wo man bezahlen muß. In die Läden wird man von den dort verkaufenden sehr eleganten Ladys beinahe mit Gewalt gezogen, und ehe man nur den Mund geöffnet hat, um irgend Etwas zu verlangen, sind Einem schon für 40—50 Dollars Sachen eingepackt. Meistens sind es indianische Producte, rei-

zende Fächer von Federn mit einem ausgestopften Colibri darauf u. a. m., die zu enormen Preisen feilgeboten werden. Eine Industrie, die großen Beifall erntete, ist es, die Fremden zu photographiren mit den Fällen als Hintergrund. Mir kommt diese Idee geradezu wie eine Ironie vor, denn der Mensch erscheint im Verhältniß zu diesem gigantischen Naturschauspiel wie ein Wurm, den man nur vermittelst eines Mikroskopes zu entdecken im Stande ist. Auf der canadischen Seite angekommen, berührt man den englischen Boden. Ginge ich jemals wieder dorthin, so würde ich auf dieser Seite in dem schönen Cliftonhouse wohnen, von wo aus man den günstigsten Blick auf die Fälle hat. Prächtige Exemplare schwarzer Bären und Newfoundländer Hunde konnte man auf dieser Seite bewundern.

Am Morgen des vierten Tages verließ ich Niagara-Falls und ich muß gestehen, daß ich dabei zum ersten und einzigen Male in Nordamerika das Gefühl des tiefen Bedauerns beim Scheiden von einem Orte empfand. Die Schönheit und Erhabenheit der Natur hierselbst hatte einen großen und bleibenden Eindruck auf mich hervorgerufen.

Ich fuhr in 1½ Stunden mit der Eisenbahn nach Lewston. Der Schienenweg führt hart am Abhange des steilen Flußufers, in Felsen gehauen, hin. Er ist unendlich reich an landschaftlichen Reizen. Tief, tief unten sieht man den prächtigen smaragdgrünen Strom, umrahmt von den herrlichsten Bäumen. Von Zeit zu Zeit

kann man den Fällen noch einen letzten Scheideblick zuwerfen. Und selbst wenn das Auge sie nicht mehr gewahrt, so erblickt man noch jene weißen Wölkchen am Horizont, hervorgerufen durch den Gischt der Gewässer. In Lewston mündet der Niagara in den Ontario-See und man besteigt hier das Dampfboot, um nach Toronto in Canada zu fahren. Es ist dies eine aufblühende Stadt von 70,000 Einwohnern, aber ohne jegliche Merkwürdigkeit für den Fremden. Ich war froh, als die vier Stunden Aufenthalt verflossen waren und ich von Neuem mit der Eisenbahn, die Nacht hindurch, nach Kingston fahren konnte. Die Bahn führt dicht an der nördlichen Seite des Sees. Es ist ein historischer Boden, und manche Schlacht wurde hier zwischen Engländern und Amerikanern geschlagen.

Bei Tagesgrauen kam ich in Kingston an. Dort bestieg ich das Dampfboot, mit dem ich den Lorenzo-Strom hinunter nach Montreal fahren wollte. Da es gerade die Hauptsaison für die Touristen war, so wurde das Schiff unendlich überfüllt. Eine drückende Hitze lagerte sich auf dem Strom, wo kein Lüftchen wehte. Stromabwärts kommt man an den „tausend Eilands“ vorbei, die von den Amerikanern sehr bewundert werden, wozu ich allerdings die Berechtigung etwas vermißte. Es sind dies unzählige kleine Inselchen und Felsriffe, die aus dem Wasser hervorragen, und die die obengenannte Zahl erreichen sollen. An den Küsten von Schweden und Norwegen sieht man dieselben Formationen

in hundertfach größerem Maaßstabe und verliert kein Wort darüber. Eine andere Eigenthümlichkeit des Lorenzo-Stromes, die wirklich im höchsten Grade interessant und sonderbar ist, sind die fabelhaft reißenden, sehr gefährlichen Stromschnellen. Sie dehnen sich manchmal über 1000 Fuß lang aus; die ganze Wasserfläche des gewaltigen Stromes gleicht dann einem reißenden Gebirgsbach und die Gewalt derselben ist so groß, daß das Dampfschiff zeitweise völlig quer im Wasser vorwärts geht. Diese Stromschnellen sind überaus gefährlich für die Schifffahrt und mancher Unglücksfall durch sie hervorgerufen, ist zu registriren. Die größten und heftigsten befinden sich einige Stunden vor Montreal. Der Strom nimmt eine fast seeartige Breite an, reizende Inseln mit schönen Eichen- und Buchenwäldern unterbrechen ihn und tragen durch ihr schräg Davorliegen auch dazu bei, die Heftigkeit des Gewässers zu erhöhen. Da stroman zu fahren selbst den Dampfschiffen an diesen Passagen unmöglich ist, so hat man stellenweise daneben Canäle angelegt.

Nach vierzehnstündiger Fahrt sahen wir endlich den Montreal oder Mont Royal in der Ferne liegen, der der Stadt den Namen gegeben hat. Es war schon zu spät geworden, mit dem Dampfschiff zur Stadt zu fahren, da auf der letzten Strecke noch eine Stromschnelle zu passiren ist und man das in der Dunkelheit nicht wagen kann. Wir stiegen an das Land, wo ein Extrazug der zahlreichen Gesellschaft harrte, der uns bald nach Montreal

brachte. Halb todt und ermattet von den großen Anstrengungen der letzten Zeit langte ich in dem überfüllten Ottawa-Hotel an. Ein Zelle wie ein Gefängniß nahm mich auf; solche Räume erwarten den Reisenden stets, selbst in den vornehmen Hotels, wenn er ohne „Lady" reist. Ich sollte acht Tage das Zimmer nicht verlassen, denn ich wurde recht krank. Die Wasserpartie am Niagarafall hatte reichlich dazu beigetragen.

Dank der Behandlung eines englischen Arztes und der liebenswürdigen Fürsorge des deutschen Consuls, Herrn Munderloh, erholte ich mich bald wieder und widmete der Besichtigung der Stadt und deren reizender Umgebung noch einige Tage. Montreal, in der herrlichsten Lage an dem Berge gleichen Namens erbaut, bespült von dem hier zwei Meilen breiten Lorenzostrom ist die schönste, volk- und gewerbreichste Stadt von Canada, und ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf 180,000 Seelen. Trotzdem hat sie den Rang einer Hauptstadt dem unbedeutenden Ottawa abtreten müssen. Eine Verlegung, von der häufig die Rede ist, wird deshalb als unmöglich angesehen, weil man am letzteren Ort ein prachtvolles Parlamentsgebäude errichtet hat. Gerade, gut gehaltene Straßen, schöne palastartige Gebäude, außerordentlich viele und stattliche Kirchen, Handel und Treiben auf großen Reichthum deutend, alles das giebt Montreal ein sehr großstädtisches Ansehen. Der englische Einfluß macht sich auch in angenehmster Weise geltend durch viele gemeinnützige und wohlthätige Anstalten. So vereinigt

sich Alles in Montreal, was zu einer schönen und gut verwalteten Stadt gehört. Auf dem Fluß herrscht ein reges Treiben, die prächtigen Quais wimmeln von geschäftigen Menschen und weithin erstreckt sich die Victoria-Bridge, die längste Brücke der Welt, die Verbindung zwischen den Vereinigten Staaten und Canada bildend. Auch hier ist dasselbe Sprachenverhältniß wie in New-Orleans. Die eine Hälfte der Stadt ist von Abkömmlingen der Franzosen bewohnt, und deren Sprache ist dort die vorherrschende, während in dem übrigen Theil englisch gesprochen wird. Von den zahlreichen Kirchen sind besonders die French-Cathedral und die Jesuitenkirche hervorzuheben. Die verschiedensten Secten haben sich hier niedergelassen und auf einer Stelle zählte ich dicht aneinander sieben Kirchen, sieben verschiedenen Confessionen angehörend. Ihr Styl ist meistens sehr ansprechend. Sie sind häufig von rohen Felssteinen erbaut, und die Wände sind reich mit Epheu bewachsen. Die ganze Stadt liegt in einem prachtvollen Flor vom frischesten Grün, und oben vom Berge, reich beschattet von fast tausendjährigen Bäumen, hat man einen so reizenden Blick auf die reiche Stadt mit den vielen Kirchen, Palästen und Villen, auf den belebten Strom und die riesenhaft lange Brücke, daß man sich gar nicht genug daran weiden kann. Die Bevölkerung macht gleichfalls einen sehr angenehmen Eindruck. Sie ist größer und stärker als die nordamerikanische. Ihr Wesen ist ernst und sehr höflich, so daß die bei uns so verbreitete Redens-

art: „Ein Canadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte", wohl jetzt nicht mehr ganz zutreffend ist.

In den verschiedenen dort vertretenen Culten ist man sehr streng und gewissenhaft, und namentlich zeichnen sich die Katholiken Canada's durch ihre große Anhänglichkeit und Treue an ihren Glauben und den Papst aus.

Die politischen Verhältnisse des Landes sind so günstig gestaltet als nur möglich. Canada genießt den Schutz Englands, ohne dessen Lasten zu tragen, d. h. die sämmtlichen Einnahmen werden zum Besten des Landes selbst verwendet. Soldaten werden nicht ausgehoben, und die dort in Garnison befindlichen Truppen sind aus England herübergeschickt. Schon oft hat sich die Aufmerksamkeit der Vereinigten Staaten auf dieses Nachbarland gerichtet, und im Falle eines Krieges mit England könnte wohl Canada der Preis des Sieges für erstern Staat werden. Eine Vertheidigung dort ist unendlich schwer, wenn man bedenkt, daß nur ca. 5 Millionen auf ein Land kommen, daß in seiner Ausdehnung bedeutend größer als die Vereinigten Staaten ist.

Das Clima hat die Eigenthümlichkeit, daß die dort herrschende Hitze ungefähr dieselbe Anzahl Grade erreicht, als tief im Süden in New-Orleans, der Winter aber überaus streng und lang ist. Vom November bis Ende März schwindet der Schnee nie von den Feldern und Straßen, und kein anderes Gefährt, als der Schlitten

ist dann zu verwenden. Die Luft ist rein, klar und gesund. Das läßt sich auch leicht begreifen, denn der nachtheilige Einfluß des Winters auf die Gesundheit bei uns hat seinen Grund weniger in der Kälte, als in dem häufigen Wechsel und der Feuchtigkeit der Witterung. Ein sehr verbreitetes Vergnügen ist dann das Schlittschuhlaufen auf dem Strom. Auf dem Lande bedient man sich der großen Schneeschuhe, um vorwärts zu kommen. Wirft man einen Blick auf die Karte dieser Gegenden, so ist man erstaunt über die große Anzahl indianischer Namen, die sich bis auf den heutigen Tag in der Heimath der Tschirokesen und Mohikaner erhalten haben.

Von Montreal fuhr ich mit der Eisenbahn über die Victoria-Bridge wieder zurück nach Roussepoint am Lake Champlain, wo ein schöner, elegant eingerichteter Dampfer die zahlreichen Reisenden aufnahm. Die Fahrt auf dem See ist reizend. Schöne bewaldete Ufer mit gewerbreichen Ortschaften oder hübschen Landsitzen auf den Hügeln wechseln schnell mit einander ab, während man in der Ferne die hohen Gipfel der White Mountains, der amerikanischen Schweiz, erblickt. So fährt man 6 Stunden bis nach Ticonderoga, einem kleinen Ort am südwestlichen Ufer. Eine große Anzahl hoher vierspänniger Reisewagen fanden sich für die Reisenden vor und nach einer reizenden Fahrt von 1½ Stunde durch üppige Wälder von wilden Kirschbäumen mit den malerischsten Durchblicken auf Berge und Thäler, durch ein so lachen-

des schönes Land, daß man es für einen Garten mit silbernen Bächen und Cascaden halten konnte, kamen wir an den Lake George in einer vollständig gebirgsartigen Scenerie gelegen. Wir bestiegen ein kleines Dampfschiff und durcheilten die klare dunkle Fluth, entzückt über die Schönheit der Ufer, die sich bald eng zusammenzwängten, bald sich zu tief einschneidenden Buchten gestalteten, an denen schöne Besitzungen in sauber gepflegten Gärten halb versteckt lagen. In der letzten Stunde ging unser Cours direct nach Süden, und schon von weitem konnte man das palastartige, in schönem zierlichen Styl erbaute Fort William-Mac-Henry-Hotel mit seinen Balkons und seiner großen Terrasse erkennen. Hunderte von Fremden genossen dort wieder die Sommerfrische. Der Platz dazu ist wirklich reizend gewählt, denn von hier aus erblickt, erinnert der See mit seinen Gebirgen an einen Schweizer-See. Die Gesellschaft schien im Ganzen eine elegante zu sein. Nach dem Diner erschienen die Damen in großer Toilette im Salon und das Orchester des Hotels spielte zum Tanze auf, welcher Aufforderung reichlich, wenn auch in wenig graziöser Weise, Folge geleistet wurde.

Am anderen Morgen brach ich wieder auf, und die Fahrt in der schönsten frischen Morgenluft im großen Reisewagen war reich an hübschen landschaftlichen Bildern. Wir stiegen eine steile Höhe empor, und hatten zeitweise die reizendsten Durchblicke auf den dampfenden Seee und das schön gelegene Hotel. Die nächste Eisen-

bahnstation war Glensfall, ein Ort fast gänzlich nur aus Landhäusern und hübschen Gärten bestehend. Eine Stunde später langte ich in Saratoga an, dem berühmtesten Luxus-Bade des reichsten Landes der Welt, dem Baden-Baden Nord-Amerikas. Und welcher Unterschied zwischen jenem irdischen Paradies im Schwarzwalde, jenem Inbegriff von Geschmack und Luxus, von reizenden Arrangement und amüsantem Leben und Treiben und Saratoga. Luxus und Verschwendung sind reichlich dort zu Hause, aber mit dem Geschmack sieht es schwach aus, und jene von Geldstolz und Hochmuth strotzenden steifen Amerikaner, die man hauptsächlich dort vertreten sieht, sie stehen gewaltig zurück gegen die so hoch elegante und distinguirte Gesellschaft Baden-Badens.

Die beiden ersten Gasthäuser Union-Hotel und Congreß-Hall sind, ihrem Aeußeren und ihrer Größe nach, wahre Königspaläste, die 6—800 Fremde in ihren Mauern bergen. Diese großen Hotels haben ihre eigene Musik, ihre Gärten und Cursäle. Sie bilden gewissermaßen eine Welt für sich und dadurch fehlt es gänzlich an einem Versammlungspunkt für die ganze Badegesellschaft. Es sind wohl einzelne hübsche Anlagen mit zahmem Dammwilde, aber ich habe sie meistens ziemlich vereinsamt gefunden. Das Leben und Treiben in den Straßen ist ein überaus reges. Wagen, mehr oder weniger elegant jagen hin und her, die extravagantesten Toiletten gehoben durch prächtigen Edelsteinschmuck ziehn vorüber. Was die Equipagen in den Vereinigten Staaten

anbetrifft, so sieht man ihnen wohl an, daß man sich viel mit ihnen beschäftigt, und daß man damit gern glänzen möchte, aber die Wirkung ist doch nur sehr wenig erreicht. Die Wagen sind zwar gut und recht zierlich gebaut, das Geschirr ist auch gut, und desgleichen sieht man im Ganzen schöne tüchtige Wagenpferde mit ausgezeichnetem Gangwerk. Aber die Zusammenstellung aller dieser Theile ist meistens recht mangelhaft und geschmacklos und die Haltung von Kutscher oder Bedienten geradezu karikaturenhaft oder unverschämt. Sehr häufig lassen sich die Domestiken als freie Bürger Amerikas nicht herbei, Livrée tragen zu wollen. Dafür nehmen sie aber als solche doch mit freier Wohnung und Kleidung einen monatlichen Gehalt von 70—80 Dollars. Einen recht hübschen Viererzug sah ich in Saratoga, an dem so ungefähr Alles in Ordnung war, nur der Besitzer, der dieses Gespann leiten wollte, paßte nicht dazu. Er saß auf dem Bock wie ein Schuster auf seinem Schemmel und konnte nicht fahren.

Albany, das ich passiren mußte, um nach New-York zu reisen, liegt recht hübsch wie die meisten amerikanischen Städte auf und an einem Hügel im schönsten Grün. Großartige Brückenbauten verbinden die beiden Ufer des breiten und wasserreichen Hudson, dieses wahren Königs der Ströme, der sich an Schönheit und Breite den gerühmtesten Flüssen der Welt würdig zur Seite stellen kann. Als einen Beweis der großen Freiheit in Amerika sah ich in Albany am Nachmittage um 3 Uhr auf

dem Hauptplatz Leute damit beschäftigt, Krähen von den Dächern zu schießen. Ob diese Freiheit auch denen sehr angenehm erscheinen mag, die zufällig dadurch verletzt werden könnten, möchte ich bezweifeln.

Von Albany den Hudson stromabwärts fährt man in 10 Stunden nach New-York. Diese Strecke ist eine der landschaftlich schönsten in ganz Nord-Amerika. Die Ufer bieten mit ihren bewaldeten Hügelreihen, mit ihren lachenden Ortschaften ein Bild von unendlichem Reiz. Der Strom in seiner großen Breite mit seinem dunklen schönen, klaren Gewässer fließt so ruhig und majestätisch dahin, als wäre er sich bewußt, daß das Land, das er mit seinen Wellen benetzt, stolz auf ihn sei. Kurz vor Westpoint, der berühmten Kriegsschule, dehnt er sich weit, fast seeartig aus, um bei Westpoint selbst von Bergen, die steil am Ufer abfallen, wieder mehr eingeschlossen zu werden. Wenn man von dem Gesichtspunkte ausgeht, daß die geistigen Fähigkeiten junger Menschen durch den Anblick schöner Landschaften angeregt werden; so ist Westpoint als Kriegsakademie unübertrefflich gewählt, denn man kann sich kaum einen reizenderen Fleck Erde denken. Auf einem Berge in dem Grün prächtiger Bäume liegt die Anstalt. Tief unten fließt der Strom nach der Hauptader des Landes, dem volkreichen New-York, zu. Hunderte von Schiffen, vom kleinen Segelboote bis zu den riesengroßen etagenförmigen Dampfböten, deren Leiber gleich einem Haus aus dem Wasser ragen, beleben den Hudson.

Es war gegen Abend, als unser Schiff sich allmählich New-York näherte. Das linke Ufer ist besäet mit den schönsten Villen und reizendsten Gärten, während nach rechts gleich einem immensen Wall meilenweit das Ufer durch senkrechte Felsen gebildet wird. Blickt das Auge geradeaus, so gewahrt es den unermeßlichen Hafen und das Meer, und wenn des großen Dichters Stelle „von der Schiffe mastenreichem Wald“, je treffend angewendet werden kann, so ist es hier am Platze. Denn nie sah ich in meinem ganzen Leben ein solches Durch- und Ineinander von Schiffen und so zahlreiche Masten. Lange ehe wir anhielten, kamen wir an den großartigsten Fabriken und Etablissements vorbei, und Alles legte Zeugniß ab von den riesenhaften Ausdehnungen des hier herrschenden Welthandels.

Ich suchte so schnell als möglich aus dem betäubenden Lärm beim Landen herauszukommen, und fuhr nach dem Prescott House, dem von einem Deutschen gehaltenen Hotel. Die Lage desselben ist überaus günstig. Ungefähr in der Mitte des Broadway, der größten und belebtesten Straße von New-York gelegen, konnte ich von meinem Fenster oder dem Balkon aus ungestört auf das Leben und Treiben, das dort unten herrschte, hinabschauen. Ich war glücklich, endlich an dem Orte angekommen zu sein, von dem aus ich meine Rückreise nach Europa anzutreten gedachte. Und nach achtmonatlichem Aufenthalte in diesen Ländern, in denen ich so unendlich viel Neues und Interessante gesehen und

gelernt hatte, beschlich mich eine kaum mehr zu bewältigende Sehnsucht nach dem alten kleinen Europa, wo doch, nach meiner Ansicht, wenigstens der Mensch, der dort geboren ist, nur allein wohl und behaglich sich fühlen kann. Indem ich hierher kam, um meine Wißbegierde reichlich zu befriedigen, habe ich es von Neuem fühlen und erkennen gelernt, daß man an der Scholle mit ganzem Herzen hängt, und seine Heimath nennt, wo ein treues Mutterherz entgegenschlägt, wo mitfühlende Seelen Theil an Freud' und Kummer nehmen. In der kalten Fremde fühlt man eine innere Leere, die man wohl augenblicklich, Angesichts des Neuen und Schönen vergessen, aber nie für immer ganz unterdrücken kann. Wohl dem, der noch zurück kann in die theuere Heimath, der nicht durch äußere Verhältnisse gezwungen ist, fern von ihr ein Leben zu führen voller getäuschter Hoffnungen, oder in der trostlosen Lage eines verfehlten Lebenszweckes. Wenn mich auch hier noch das gewaltige Meer von meinen Lieben trennte, so fühlte ich mich ihnen doch näher. Sah ich nicht täglich die großen Schiffe ihren Cours nach Osten einschlagen? Ich zählte dann mit Ungeduld die Stunden, die mich noch von dem ersehnten Ziele trennten.

New-York mit einer Einwohnerzahl von 1½ Millionen ist in verschiedene Stadttheile eingetheilt, die meistens ihre Gränzen in den verschiedenen Wasserarmen haben. Der eigentliche Stadtheil New-York, der Hauptsitz des Handels, der größten Bauten, der Theater und der Straßen

der Reichen hat die Form eines Rechteckes, dessen Ostseite durch das Meer, die Südseite durch den Hudson, die Nordseite durch einen Meeresarm, den East River, und die Westseite durch Land gebildet wird. Der Hudson und der East River nehmen die langen Seiten jenes Rechtecks ein. In der ganzen Länge wird die Stadt durch den Broadway durchschnitten; die meisten übrigen Straßen und Avenuen sind numerirt und haben keine besondern Namen. Der am östlichen Ende des Broadway gelegene Platz am Meere, die Battery genannt, ist mit hübschen Anlagen versehen und bietet einen sehr belebten Blick auf den Hafen. Die Stadttheile jenseits des Hudsons heißen Hoboken und Jersey, derjenige jenseit des East River auf der vor dem Hafen sich lang dahinstreckenden Insel Long Island heißt Brooklyn. Eine zweite Insel liegt südlich von oben genannter und führt den Namen Staten Island. Der Hafen, gebildet durch den Fluß, in den die größten Schiffe einlaufen können, und das Meer, geschützt durch die beiden Inseln, ist einer der größten, schönsten und sichersten der Welt und einer der hervorragendsten Factoren für die Weltbedeutung New-Yorks. Die Verbindung der verschiedenen Stadttheile vermitteln überaus große Dampffähren, die Wagen, Reiter und Fußgänger in sich aufnehmen. Man ist jetzt im Begriff eine Brücke nach Long Island zu bauen und zwar in solcher Höhe, daß die größten Segelschiffe unter ihr werden durchgehen können.

Mit New-York erging es mir ebenso wie mit den

übrigen amerikanischen Städten. Auf mein Befragen, was es denn hauptsächlich hier Sehenswerthes gäbe, wurde mir mit einem schlichten „Nichts" geantwortet. Und ich habe tief die Wahrheit davon empfunden, als ich später die Stadt überall durchforscht hatte. Es ist ein immenser Häuserhaufen mit dem größten Handel der Welt vielleicht, doch mit Stätten der Kunst oder hervorragenden Monumenten und Gebäuden ist New-York noch sehr im Rückstande. Man hat wohl großartige Gebäude, aber ihr Styl ist so vermischt, so wenig passend zu der ganzen Umgebung, daß sie gar keinen Eindruck machen. Mit weißem Marmor, den das Land in reichem Maaße besitzt, ist viel Luxus getrieben. Oeffentliche Gebäude sind meistens gänzlich davon erbaut, und auch auf dem Broadway erblickt man häufig große Geschäftslokale aus diesem edlen Gestein. Eine Eigenthümlichkeit des Broadways ist es, daß diese Hauptstraße nur wenig zum Bewohnen, dagegen fast ausschließlich zu Geschäften und Bureaus benutzt wird. Und passirt man des Abends dieselbe, nachdem alle Läden und Comptoire geschlossen sind, so ist sie wie ausgestorben. Dafür herrscht am Tage daselbst ein Leben und Treiben, wie man es nur mit der City in London etwa vergleichen kann. Im Wagen schneller als im Schritt vorwärts zu kommen, gilt fast als Unmöglichkeit. Der Brodway ist die einzige Straße, in der keine Pferdeeisenbahnen sind.

Diese nützliche Institution ist in New-York ausgebreitet, wie nirgends, und da es wie keine Stadt, schon

wegen der breiten Wasserarme, innerhalb seines Weichbildes solche riesenhafte Entfernungen aufzuweisen hat, so würde man gar nicht ohne sie existiren können. Wenn ich manchmal von einem Stadttheil nach dem andern fuhr, so war es gar nichts Ungewöhnliches, daß ich allein zu der Hinfahrt zwei Stunden brauchte. Mit Aufenthalt und Rückfahrt konnte man also wohl von einer Tagereise sprechen, ohne der Uebertreibung beschuldigt zu werden. New-York ist von allen amerikanischen Städten vielleicht am wenigsten geeignet, einen Begriff von Amerika zu geben, da es durch den außerordentlichen Andrang vielleicht ebenso viel Fremde als Einheimische dort giebt, und die Städt gänzlich einen internationalen Charakter angenommen hat. Man schätzt die Zahl der Deutschen daselbst allein auf 2—300,000, und in den ganzen Vereinigten Staaten auf 5 bis 6 Millionen.

Im Sommer flieht Jeder, wer nur kann die Stadt der großen Hitze wegen, die hier einen sehr verderblichen Einfluß ausübt. Während meiner Anwesenheit wurden an Einem Tage 165 Sonnenstiche constatirt, von denen über 100 mit tödtlichem Ausgange. Der Handel und die Geschäfte leiden natürlich durch den Sommer keine Unterbrechung und den Tag über kommen die Geschäftsleute von dem Lande herein. Mit wem ich zu thun hatte, oder wessen Bekanntschaft ich machte, der wohnte auf dem Lande, und ich war in der That sehr erstaunt, doch noch immer so viel Menschen in der Stadt anzutreffen.

Die Umgegend von New=York ist außerordentlich hübsch, sei es an den Ufer des Hudson, oder am Meere und auf den Inseln. Ein schönes frisches Grün, reizende schattige Alleen, hübsche wohnliche Landsitze in einem Flor von Blumen, wechseln reichlich mit einander ab, sowie man nur die Stadt verläßt. In den ersten Tagen meiner Anwesenheit hörte ich ein Concert in Hoboken, wohin ich mit Herrn von Mohl, dem Kanzler des Deutschen Generalconsulats, der sich sehr freundlich meiner annahm, ging. Dasselbe interessirte mich deshalb in hohem Maaße, weil es von der Capelle des Preußischen Kaiser=Franz=Regiments unter der Leitung ihres tüchtigen Chefs Saro gegeben wurde. Der Andrang und der Enthusiasmus waren sehr bedeutend, und die Einnahme der Capelle während eines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Nordamerika belief sich auf gegen 60,000 Dollars. Dabei waren die Musikanten von ihren Landsleuten so mit Festmahlen überschüttet worden, daß ihnen der Aufenthalt dort nichts gekostet hatte. Die Ueberfahrt war von der Bostoner Gesellschaft, die jenes Monstre=Musikfest veranstaltet hatte, wobei jenes Musikkorps mitwirkte, bezahlt worden. Bei Gelegenheit dieses Concertes, daß fast ausschließlich von Deutschen der unteren Classen besucht war, fand ich das, was mir schon früher mitgetheilt worden war über die Auffassung der Freiheit von den Einwanderern, sehr lebhaft bestätigt. Jene Leute, in einem gewissen Zwang geboren und erzogen, wußten nicht mit dem so delicaten Besitz umzu=

gehen. Sie identificirten den Begriff Freiheit mit einem Ueber die Stränge-Schlagen, mit Rohheit und mit Rücksichtslosigkeit, und ich muß hier es wiederholen, daß der Amerikaner, der von Jugend auf an diese Freiheit gewöhnt ist, sie mit Maaß benutzt und den Gemeinsinn dabei nicht aus den Augen läßt, sehr vortheilhaft gegen den nicht gebildeten Einwanderer absticht.

Ich wurde auf dem Deutschen Club eingeführt und machte dort die Bekanntschaft mehrerer deutschen Kaufleute, deren liebenswürdiges Benehmen und angenehme Formen mir bewiesen, daß der gebildete Mensch jene Freiheit nicht allein vertragen kann, sondern daß sie auch von überaus günstigem Einfluß auf sein Wesen ist, erkannte daran, daß eben die Wirkungen jener Freiheit, je nach der Auffassung des gebildeten und ungebildeten Menschen eine fast ganz entgegengesetzte Richtung einschlagen.

Daß Amerika das Land ist, in dem der Schwindel in den verschiedensten Sachen sich ein besonderes Heimathsrecht erworben hat, ist eine bekannte Sache und ich hatte noch an den Resten des Nilsson-Schwindels zu zehren, trotzdem die berühmte Künstlerin schon längst das Land wieder verlassen hatte. Im Allgemeinen versteht der materielle Amerikaner außerordentlich wenig von der Musik, trotzdem verlangt es aber seine Eitelkeit, daß er als reicher Mann die Künstler und Künstlerinnen ersten Ranges, die sogenannten „Stars“ bei sich im Lande hört. Dann wird den großen Sängerinnen ein

wahrer Cultus bereitet; sie werden mit Gold, Diamanten und unzähligen Blumen überschüttet. Es ist selbstverständlich, daß sie sich nicht schlecht dabei stehen und Fräulein Christine Nilsson, jetzige Madame Rougeaud, hat nach sechsmonatlichem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten die Kleinigkeit von 280,000 Dollars mitgenommen. Sie ist fort, aber ihr Bild strahlte einem in fast jedem Schaufenster noch entgegen und in den sonst mit Dollarnoten ausgepolsterten Herzen der Amerikaner scheint es auch noch seinen Platz bewahrt zu haben. Und so geht es fort, bis Frau Pauline Lucca, die die amerikanischen Goldstücke den preußischen Thalern vorzuziehen sich erlaubt hat, den Stern der Nilsson dort wird erbleichen machen.

Eine Haupterholung für die Einwohner von New-York ist der Central-Park, der seit einigen zwanzig Jahren angelegt, außerordentlich hübsch und sehr ausgedehnt ist. Man scheint sich das Bois de Bologne zum Muster genommen zu haben, vieles in der Anlage erinnert daran. Die reizendsten Wege, hübsche Felspartieen, Seen und Springbrunnen, Alles auf das Beste gehalten, dazu im Hintergrunde die schöne Landschaft, das Alles ist wohl im Stande, mit dem sonst nicht sehr angenehmen Aufenthalt in der Stadt etwas auszusöhnen. Erstaunlich ist die große Anzahl von Wagen, und der Leichtsinn, mit dem gefahren wird. Alles fährt selbst. Damen und Kinder ohne männliche Begleitung jagen umher und mehrfach habe ich Unglücksfälle selbst mit

angesehen. Man hat meistens zweisitzige Wagen mit vier Rädern aus dem sehr harten Hickory-Holz ganz dünn und fein gearbeitet. Die Unglücksfälle sind mir stets sehr natürlich vorgekommen, denn die Einrichtung des Wagenkastens macht eine schnelle Wendung unmöglich; geschieht nun solche einmal unfreiwillig, so schlägt sofort der Wagen um.

In dem zoologischen Garten im Central-Park bemerkte ich, daß einzelne Thiere, als Elephanten und Büffel z. B. ganz frei auf dem Rasenplatz umhergingen. New-York ist im Sommer ärmer an Vergnügungsorten, als eine deutsche Stadt von 15—20,000 Einwohnen und die einzige Zerstreuung für die Abende ist ein deutsches Concert unter dem Capellmeister Thomas. In den Bierhäusern am Broadway wandelten sämmtliche Kellnerinnen als Debardeure verkleidet umher. In den letzten Jahren hat man es versucht, in den Vereinigten Staaten Pferderennen einzubürgern. Dieselben haben Beifall gefunden, sind aber nicht im Stande gewesen, das sehr nationale Vergnügen des Wettfahrens zu verdrängen. Dieses ist zu einer hohen Stufe der Vollendung gelangt und ich sah darin in Fleetwood-Park ganz außerordentliche Leistungen. Der Zuschnitt des Wettfahrens ist analog dem unserer Rennen. Der Führer sitzt auf einem Wägelchen der leichtesten aber darum doch sehr soliden Bauart, die man sich denken kann. Die vier Räder sind überaus hoch und spinnenartig. Der Sitz für den Fahrer ist ein kleines Brett ohne Lehne, mit

einer Vorrichtung, kräftig die Füße nach vorne stemmen zu können, um das Pferd an den Zügel zu treiben und sich zum Pariren tief hinten hinunterlegen zu können. Nachdem man die Pferde trainirt, werden sie eingefahren, und dies geschickt zu thun, erfordert unendliche Fertigkeit. Zuletzt fliegen die Pferde mehr als sie gehen im Trabe durch die Luft, und es giebt einige, die eine englische Meile in $2^3/_8$ Minuten zurückgelegt haben. Die Preise solcher berühmten Traber erreichen die Höhe der theuersten Rennpferde Europas und die Wetten, die beim Trabrennen selbst engagirt werden, sollen fabelhafte Summen zum Objecte haben. Es läßt sich denken, daß bei dem in Amerika herrschenden durchtriebenen Charakter die größten Bestechungen der Fahrer an der Tagesordnung sind, und daß alle Mittel, den Gegner hinter das Licht zu führen, sicherlich in Anwendung gebracht werden.

Durchstechereien und Unterschlagungen sind namentlich in der Beamtenwelt an der Tagesordnung, und um zu beweisen, daß man es nicht der Mühe für werth hält, sich mit Kleinigkeiten abzugeben, so erinnere ich nur an die 30 Millionen Dollars, die ein Herr Tweed, hoher Beamter der Stadt New-York unterschlug. Eine prächtige Villa am Hudson, ein Haus in New-York, das sind die Lorbeeren, auf denen Herr Tweed ruht, denn wer wird wohl einen so geschickten, einen so reichen Mann verurtheilen?! Und nichts desto weniger singen fast die Spatzen auf den Dächern von dem großen Spitzbuben Tweed.

Man lobt stets sehr die schöne Lage von New-York. Doch finde ich, daß es an einem günstigen Uebersichtspunkt gänzlich fehlt. Zwar hat man vom Hafen aus, auf einer von den vielen Dampffähren, wohl einen ganz hübschen Blick, ich würde es aber gerechtfertigter finden, wenn man an Stelle der schönen Lage mehr von den wirklich reizenden Umgebungen spräche. So ist z. B. eine Fahrt auf den neuen Boulevards mit dem Hudson tief unter sich, mit den schönen Landhäusern und dem fernen Getreibe und Gewoge der Riesenstadt außerordentlich anziehend und reich an landschaftlichen Effecten. Auch Staten Island, wo ich einen Nachmittag zum Besuch bei Herrn von Mohl war, und wo viele New-Yorker ihre Villegiatur aufgeschlagen haben, hat sehr schöne Punkte und besonders gewährt eine Anhöhe den prächtigsten Blick auf den Hafen mit seinen aus- und eingehenden Schiffen.

Die im November stattfindende Präsidentenwahl erregte schon gewaltig die Gemüther. „Hie Grant, hie Greeley", das waren die Parteirufe nach den Namen der Candidaten. Die einzelnen Stadttheile zogen über die Straße von den Dächern gegenüberliegender Häuser aus die Riesenportraits ihres Candidaten und des künftigen Vicepräsidenten. Mit den unglaublichsten Injurien wurden die beiden Concurrenten von den ihnen feindlichen Blättern überschüttet und gleich Verbrechern der schlimmsten Art an den Pranger gestellt. Wenn es je Jemanden interessirt, zu wissen, wie viel Birnen er als Knabe von dem

Baume des Nachbars gegessen, oder wie oft er ihm die Fenster mit einem Ball eingeworfen, oder einem seiner Spielkameraden ein paar Ohrfeigen gegeben hat, der muß sich als Candidat zum Präsidenten aufstellen, und er wird in den Zeitungen der Gegenpartei dies ganz genau detaillirt finden. Zugleich aber auch die Folgerung, daß er ein Dieb, ein Unruhestifter und ein Tyrann sei. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß mein Interesse an den politischen Begebenheiten in den Vereinigten Staaten ein überaus geringes ist. Die ganzen innern Kämpfe sind so bodenlos langweilig und kleinlich, die hunderte von Zeitungen einer Parteifarbe sagen so genau dasselbe, und die Geschichte des Landes ist so neu, so poesielos, so materiell, daß ich beim besten Willen mich nicht dafür begeistern kann. Die Zeitungen werden dort mit einem wahren Heißhunger verschlungen, und ich habe mir oft genug den Kopf zerbrochen, was denn Alles die Leute eigentlich daraus ersehen wollten, da man sich den Inhalt ziemlich genau schon vorher sagen konnte.

Vierzehn Tage hatte mein Aufenthalt in New-York gedauert, und ich muß sagen, daß ich hinreichend genug davon hatte. Ich begab mich nach Boston und wählte zu meiner Reise die Route, die fast unausgesetzt längs des Meeresufers geht und die deshalb die Shore-Line heißt. Hübsche Landschaften, gleich einem Garten, unendlich viel Landhäuser und zur Rechten das weite Meer, so hatte das Auge reichliche Abwechslung bis Boston.

Die hier im Osten so zahlreiche Bevölkerung läßt übrigens erkennen, wie wenig das Land im Süden und Westen bevölkert sein muß. Auf dem so unendlich großen Gebiet der Vereinigten Staaten leben nur 32—40 Millionen Menschen. Auf dieser Bahn befanden sich sogenannte Palast-Cars, die das Vollendetste und Eleganteste sind, was man in diesem Fache sehen kann. Der ganze innere Waggon ist in einen sehr schönen Salon mit Fauteuils und langen Spiegeln, Portièren und schweren Vorhängen verwandelt. Doch ist darum die Gesellschaft nicht viel angenehmer als in den anderen Coupés. Auf der Hälfte des Weges kamen wir an einen breiten Meeresarm, was den amerikanischen Unternehmungsgeist wenig stört. An Stelle einer übermäßig kostspieligen Brücke wurde der ganze Zug auf eine Dampffähre gepackt, auf der sich oben die Räume eines Restaurants befanden. So konnte man ohne Zeitverlust sein Mittagsmahl einnehmen. Einen Beweis der großen Ingeniosität in allen Communicationsmitteln konnte ich auch in New-York erblicken. Durch eine der lebhaftesten Straßen führt eine Eisenbahn, die in der Höhe der Fenster des ersten Stockwerkes auf einem ganz durchsichtigen Gestell von Eisen ihren Schienenweg hatte. Man stelle sich in dieser Lage eine Entgleisung vor.

Es war schon spät Abends, als ich in Boston ankam und Aufnahme im Revere-Hotel fand. Die Stadt gilt als der Hauptsitz von Kunst und Wissenschaften in Amerika, und das im Jahre 1872 stattgehabte große Monstre-Concert, bei dem eine so große Orgel mitwirkte,

daß sie durch Dampf getrieben werden mußte und über 100 wirkliche Ambosse in Thätigkeit waren," spricht schon, wenn auch in etwas amerikanischer Weise dafür. Boston gefiel mir am besten von allen amerikanischen Städten. Bei allem Handel und Treiben, die hier herrschen, gewahrt man doch eine gewisse Stabilität in den Verhältnissen, die einen wohlthuenden Contrast gegen das sonstige fieberhafte Haschen nach Gewinn bildet. Die Stadt ist sehr schön auf Hügeln gelegen, von denen aus man einen großartigen Blick auf die Stadt und das überall tief in das Land einschneidende Meer hat. Die Landschaft ist reich und lachend. Im köstlichsten Grün winden sich Flüsse dahin, auf den sanften Anhöhen gewahrt man reizende Landsitze. Den schönsten Blick auf Stadt, Meer und Umgegend hat man von dem Bunker-Hill-Monument, das auf derselben Stelle errichtet ist, von wo Washington die Schlacht übersah und leitete, in der die Engländer eine bedeutende Niederlage erlitten. Es besteht aus einem sehr hohen Obelisk, auf dessen Spitze man von innen hinaufsteigen kann.

Das Innere der Stadt hat einen entschieden vornehmen Anstrich. Die schönen stattlichen Häuser sind reich verziert mit kleinen Erkern und Thürmchen, und sind eben so geschmackvoll als angenehm in ihrer inneren Einrichtung. Die Anlage Bostons ist so weitläufig, daß die sehr ausgedehnten Public- und Commungarden ungefähr im Mittelpunkte liegen. Diese beiden Gärten bieten wundervolle schattige Promenaden unter den ur-

alten Bäumen. Im Public-garden ist eine sehr schöne Reiterstatue Washington's errichtet. Herrlicher Rasen mit den köstlichsten Blumenbeeten umgiebt das Denkmal, während weiterhin sich die Anlagen mit Teichen, Springbrunnen und Statuen weiter ausdehnen, die so schön gehalten sind, als man sich nur vorstellen kann. Gleich Cincinnati ist auch Boston wegen seines Kirchhofes Mount-Auburn berühmt. Ist jener mehr parkartig und weniger einem Kirchhofe gleichend angelegt, so ist dieser reicher an prächtigen Monumenten, Erbbegräbnissen und Kapellen, obgleich auch hier Alles vermieden ist, was durch übermäßige Symmetrie im Ganzen einen Eindruck des Knauserns mit dem Raum machen könnte. Ein besonderer Reiz des Mount-Auburn besteht darin, daß er, wie es schon sein Name besagt, auf einem bergigen welligen Terrain liegt, durch das sich unzählige Wege dahinschlängeln und das sehr geeignet zu reizenden Gartenanlagen ist. Man wandelt in einem herrlichen Flor von Blumen und den ausgesuchtesten Gewächsen. Die Wege und Beete sind sauber eingefaßt von Muscheln und auf den Teichen befinden sich sogar Schwäne und kleine Nachen. Bei den Denkmälern fiel es mir auf, daß man darin die Sitte des Mittelalters wieder aufgefrischt hatte, und den Hund als Symbol der Treue sehr oft darauf vorfand. Wie eigen man mit Mount-Auburn ist, das bewies mir eine Tafel am Eingange, auf der in wenigstens zwanzig Paragraphen Alles verzeichnet war, was man bei seinem Besuche zu unterlassen hätte. Diese Ver-

ehrung der Todten durch so schöne Kirchhöfe und solche sinnige Denkmäler thut außerordentlich wohl zu sehen, obgleich mir versichert wurde, daß auch ein bedeutender Theil Eitelkeit mit dabei unterliefe.

Des Abends wurde ich höflich im Hotel gebeten, mein Zimmer gegen ein anderes zu vertauschen, da das von mir bewohnte mit zu der Reihe gehörte, die für die japanische Gesandtschaft in Bereitschaft wäre. Was für japanische Gesandtschaften in der Welt herumreisen, ist wirklich erstaunlich. Außer meinem Freunde aus Mexico, dem Prinzen Satsuma, Cousin des Mikado, habe ich noch verschiedene angetroffen und dieser so regsame Verkehr läßt darauf schließen, daß es den Japanesen wirklich ernst ist, in engen Verkehr mit den Culturmächten zu treten. Am andern Morgen kam ich beinahe zu spät zur Eisenbahn, so vollgedrängt waren die Straßen, um jene gelben Gesichter zu sehen. Doch die Menge war gewaltig enttäuscht, denn die Abgesandten des Taikun trugen statt ihrer Landestracht die einfache europäische Kleidung. Ich begab mich nun nach dem nur zwei Stunden entfernten Newport, wohin ich einer Einladung des deutschen Legationssecretair Grafen Arnim Folge leistete.

Ich war gespannt darauf, das berühmteste Seebad Amerika's kennen zu lernen, das die eleganteste und distinguirteste Gesellschaft zu seinen alljährlichen Gästen zählt. Man macht nämlich in Amerika einen sehr großen Unterschied in der Gesellschaft zwischen den Familien, die ein bedeutendes Vermögen oder großen Grundbesitz seit

längerer Zeit, z. B. 100 Jahre etwa besitzen, und denen, die erst kürzlich durch irgend eine glänzende Speculation zu solchen günstigen Verhältnissen gelangt sind. Letztere werden von Ersteren als Parvenus betrachtet und nicht ganz für voll angesehen. Wenn man jene näher betrachtet, so ist ihnen der Stempel des Parvenuhaften nicht abzusprechen. Sie zeigen weniger Geschmack, aber desto mehr Sucht mit dem schnell und häufig mühelos erworbenen Gelde zu glänzen, das sie manchmal geradezu zum Fenster hinauswerfen. Der von ihnen bevorzugte Ort ist Saratoga, während erstere Categorie hauptsächlich in Newport vertreten ist. Wenn ich diese Vertheilung in solcher Weise anführe, so soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß nicht auch einzelne von den sogenannten „guten" Familien nach Saratoga gehen und von den neuerdings zu Gelde gelangten nach Newport, da ja keine Regel ohne Ausnahme ist. In hohem Maaße ist es aber erstaunlich, daß in einer Republik, mit der man sich jeden Augenblick breit macht, ein solcher Kastengeist überhaupt möglich ist, ja, daß die Kluft noch um Vieles schroffer als in einer Monarchie ist.

Newport ist ein Ort, wo jede auf Distinction Anspruch machende Familie eine Villa haben muß, und da das Geld bei diesen Leuten keine Rolle spielt, so ist es natürlich, daß diese Landsitze ebenso glänzend als luxuriös ausgestattet sind. Leider hält der Luxus und der Reichthum auch hier nicht immer gleichen Schritt mit dem Geschmack, der der schwache Punkt der Amerikaner über=

haupt ist. Obgleich man in Newport auf dem Lande lebt, so ist das Leben dort durchaus nicht ländlich, und die Leute machen es sich unnöthig steif und schwer. Die Tageseintheilung ist gänzlich dieselbe, wie in der Stadt und ein gemüthliches Zusammenleben existirt nicht. An dem und dem Tage empfängt Mistreß X. Y. Z. und am folgenden Madame A. B. C. Um so und so viel Uhr fährt man spazieren, die Direction ist auf das Genaueste vereinbart worden. Wehe dem, der dabei nicht so adjustirt ist, als es die Vorschrift im Hyde Park oder im Bois de Boulogne besagt; ein ungenirtes Lächeln von allen Begegnenden würde die unmittelbare Strafe dafür sein. Graf Arnim, in dessen Cottage ich wohnte, zeigte mir in freundlichster Weise alles Sehenswerthe, und die Nachmittage wurden mit sehr hübschen Spazierfahrten in der reizenden Equipage meines liebenswürdigen Wirthes, gewöhnlich längs des Ufers des Meeres nach Fort Adam, ausgefüllt. Da hatte ich denn hinreichend Gelegenheit, alle Celebritäten von Newport mit Muße sehen zu können. Unter der Damenwelt waren reizende Erscheinungen, die schmachtend dahingegossen in ihren Equipagen ruhten, und die Toiletten verriethen bei ihrem großen Luxus auch etwas mehr Geschmack, als ich bis jetzt in Amerika wahrgenommen hatte.

Wir verbrachten den Abend in Ocean-House, wo wir die Bekanntschaft mehrerer junger Damen aus Kentucky machten, mit denen wir Champagner tranken. Nach zweitägigem Aufenthalt verließ ich Newport, und wählte

zu meiner Rückreise nach New-York den Seeweg. Derselbe wird in den größten und schönsten Dampfern zurückgelegt, die es auf der Welt giebt. Der „Bristol" hat wohl über Wasser die Höhe eines zweistöckigen Hauses. Der ganze mittlere Raum bildet einen riesengroßen Saal durch sämmtliche Stockwerke hindurch, an dem drei Gallerien übereinander herumlaufen, auf die die Thüren der Stuben (Cabinen diese Räume zu nennen, würde ungerecht sein), herausgehen. Die größten dieser Stuben sind wundervoll eingerichtet mit Betten von vier Fuß Breite. Der große Saal ist des Abends glänzend erleuchtet, mit prächtigen Teppichen bedeckt und angefüllt mit Fauteuils, runden Tischen mit Büchern u. s. w. Da diese Schiffe nur die Nächte hindurch fahren, so steigt man in der Regel um 9 Uhr ein und bis 11 Uhr Abends concertirt eine gute Capelle. Man glaubt sich in jeder Beziehung fast in einen Conversationssal nach Homburg oder sonst irgendwohin versetzt, so angenehm, so frei von jeder Reiseunbequemlichkeit ist Alles eingerichtet. Die Schwankungen des Meeres sind kaum wahrzunehmen, da der Dampfer stets längs der Küste geht und den größten Theil der Strecke durch Long Island gegen die Einflüsse des Meeres geschützt ist. Man legt sich zu Bett, schläft in der Regel ausgezeichnet in dieser Arche und gelangt früh in dem Hafen von New-York an. Man ist keineswegs gezwungen, sich dann gleich zu erheben; will man weiter schlafen, so kann man dies ungestört bis 9 oder

10 Uhr thun. Ich muß sagen, etwas Bequemeres für Reisende zu erfinden, ist vollständig unmöglich.

Ich verlebte einen sehr langweiligen Sonntag in New-York und reiste dann am anderen Morgen nach Washington. Die Fahrt war sehr heiß und sehr staubig. Wir passirten zuerst das schön gelegene freundliche Philadelphia und dann Baltimore. Hier wurden vor jeden Waggon 8—10 starke Pferde angespannt, und so fuhren wir durch die ganze Stadt bis zum andern Bahnhofe.

Bei der Ankunft präsentirt sich Washington, die Hauptstadt der mächtigen Republik, von einer wenig vortheilhaften Seite. Oede gelbe Sandflächen und elende Häuser bilden einen schneidenden Contrast gegen die gewaltigen Umrisse des stolzen Kapitols. Näher betrachtet machte mir Washington vollständig den Eindruck eines Badeortes. Die breiten mit Bäumen bepflanzten Straßen, die großen Hotels neben den kleinen Privathäusern und das überall sichtbare Ende der Stadt wollen nicht recht zu einander passen. Nachdem ich mich in dem vorzüglichen Arlington-House von dem Reisestaub gereinigt hatte, ging ich sofort nach dem deutschen Gesandtschaftshotel, um Herrn von Schlözer meinen Besuch zu machen. Da der Gesandte nicht zu Hause war, so folgte ich einer der großen Anzeigen und ging in das Theater. Man hatte Gesänge der Nigger Minstrels angezeigt und da ich solche von London her in gutem Andenken behalten hatte, freute ich mich darauf, dieselben in ihrer Heimath ihre Künste produciren zu sehen. Ich wurde aber arg

enttäuscht, denn statt der Neger erschienen beim Aufziehen des Vorhanges 16 schwarz angestrichene Weiße, die recht mäßig sangen. Ich fand dieses freilich die Unverschämtheit auf die Spitze getrieben, dem Publikum hier, in der Heimath der Neger weiß machen zu wollen, daß diese Angemalten wirklich Neger wären. Im Uebrigen herrschte in dem Theater in den Zwischenacten ein solcher nervenerschütternder Lärm, ausgeführt von kleinen Negerjungen, die aussahen wie kleine Teufel mit ihren blitzenden Augen, daß ich bald das Weite suchte. Kaum im Hotel angelangt, hatte Herr von Schlözer die große Freundlichkeit, mich aufzusuchen, und in seiner liebenswürdigen Gesellschaft verlebte ich den Rest des Abends und fast den ganzen folgenden Tag.

Washington trägt schon vollständig den Charakter des Südens, den man auch daran erkennen kann, daß man auf den Straßen in dem von der Hitze ganz weich gewordenen Asphalt tiefe Spuren seines Schuhzeuges zurück läßt. Die Bevölkerung ist wieder sehr stark untermischt mit Negern, die man fast in ebenso großer Anzahl als die Weißen erblickt. Das Wesen ist schlaffer als in dem geschäftigen New-York, wo es eigenthümlich zu beobachten ist, daß Jeder auf der Straße so schnell als möglich geht, da der Spruch „time is money" seine höchste Bedeutung dort hat.

Am andern Morgen, nachdem ich bei Herrn von Schlözer gefrühstückt hatte, machte ich mich auf den Weg, um die Prachtbauten, die die verschiedenen Amtsgebäude

und Ministerien bilden, zu besichtigen. Dieselben sind alle mit unendlichem Luxus durchweg im antiken Styl in weißem Marmor erbaut. Leider verlieren sie deshalb etwas an Eindruck, weil sie entfernt von einander errichtet, theilweise in einer ihr durchaus unwürdigen Umgebung sich befinden. Hätte man sie alle in einer Straße mit dem Kapitol im Hintergrunde erbaut, so würde diese vielleicht die schönste Straße der Welt gewesen sein.

Ich fange mit dem Kapitol an, das durch seine riesigen Dimensionen, seine edel geformte Kuppel, die Weiße seines Marmors, trotz einiger Fehler in der Harmonie, einen gewaltigen Eindruck zu machen durchaus nicht verfehlt. Man kann das ganze Gebäude in vier Theile zergliedern, das Mittelgebäude, die beiden Flügel und die Kuppel. Jeder Theil einzeln betrachtet, ist in seinem edlen griechischen Styl von unendlicher Schönheit und Harmonie der Formen. Die drei erstgenannten Theile mit ihren riesigen Freitreppen, den hohen schlanken korinthischen Säulen kann man nicht genug bewundern. Die Kuppel ist eine Nachahmung derjenigen von der St. Peterskirche in Rom, und dieser wieder hat zum Vorbilde jene kleine Kapelle im Klosterhofe von San Pietro in Montorio gedient. Der Erbauer und Erfinder dieser tausendfältig nachgeahmten Capelle ist der unsterbliche Bramante, und jede dieser Kuppeln, die einem vor Augen kommt, erinnert an den großen Meister. Die Kuppel in Washington ist gekrönt von der Statue eines wilden Indianerhäuptlings in seinem Kriegsschmuck. Hier

erhebt man ihn auf die Spitze des Hauses, wo die Repräsentanten des souveränen Volkes das Wohl des Landes berathen, und draußen in der grünen Prairie, in die er zurückgedrängt worden ist von den bleichen Männern, den Eindringlingen in seinem Lande, wird er gehetzt wie ein scheues Wild, dem der Todesstoß früher oder später sicher ist. Nach meiner Ansicht ist die Kuppel zu gewaltig für die übrigen Theile des Gebäudes und das hat für letztern ein gewisses gedrücktes Verhältniß zur Folge. Das Innere bietet mit Ausnahme der hohen schönen Rotunde, die mit Fresken aus der Zeit der Entdeckung Amerikas und des Unabhängigkeitskrieges geschmückt ist, nichts Besonderes. Große gußeiserne Thüren mit schöner erhabener Arbeit, in München gegossen, verschließen die Rotunde. Durch die hohen Säulengänge, die mit Statuen Washingtons und des unvermeidlichen Lincoln geschmückt sind, gelangt man in die Flügel, die die Sitzungssäle des Senates und des Congresses enthalten. Da das Kapitol auf einem Hügel erbaut und zugleich außerordentlich hoch ist, so erblickt man es schon in großer Entfernung.

Das nächstdem bedeutendste Gebäude ist die Tresurie oder das Finanz-Amt. Es ist ebenfalls im griechischen Style gehalten und eine Reihe schöner jonischer Säulen umgiebt es von drei Seiten, 6—800 junge Mädchen arbeiten täglich darin und fertigen das Papiergeld an. Da recht hübsche Gesichter darunter sind, und das Umhergehen in den großen Gängen nicht verboten ist, so ist

das Innere der Tresurie ein beliebter Spaziergang, und Mancher blickt dann sehnsüchtig durch die geöffneten Thüren sowohl nach den hübschen Mädchen, als auch nach den 100 Dollarsnoten.

Das „weiße Haus", die Amtswohnung des Präsidenten, ist ein großes geräumiges Gebäude in einem Garten gelegen; ein Säulengang befindet sich vor dem Eingange. Es macht den Eindruck des Landsitzes eines wohlhabenden Mannes. Da ich im Allgemeinen ein entschiedener Gegner solcher Republiken bin, wie sie in Wirklichkeit heute existiren, und nicht das geringste Interesse für Leute habe, die sich nicht Monarchen nennen, aber in ihren Befugnissen viel weiter gehen als solche, so verzichtete ich auf eine Besichtigung des Innern vom White House. Ich bin also außer Stande mitzutheilen, wie viel Stühle im Schlafzimmer des Herrn Grant sind, und wie breit sein Bett ist, weil ich nicht wüßte, was mir gleichgültiger als das wäre.

Nach eingenommenem Diner machte Herr v. Schlözer eine Ausfahrt, um mir die Umgegend welche sehr hübsch bewaldet und hügelig ist, und namentlich den Invalidenpark, zu zeigen. Es war ein herrlicher Abend und mit voller Lust sog ich noch einmal die süße milde Luft des Südens ein. Es war das letzte Mal, und obgleich ich mich nach der Heimath sehnte und mit Freude dem Moment entgegen sah, der mich ihr wieder zuführen sollte, so konnte ich einen Anflug von Schmerz über die Trennung von dem schönen milden

Clima, von dem ewig blauen Himmel, dem prächtigen Grün der Vegetation, nicht ganz unterdrücken.

So ist Nichts auf dieser Welt ohne Schmerz!

Ich eilte zurück und hielt mich einige Stunden in Baltimore auf, von dem ich Nichts weiter erwähnen kann, als daß die Lage überaus hübsch ist. In Philadelphia blieb ich etwas länger, und die Stadt des frommen Penn verdient auch einen längeren Besuch. Alles hat hier einen solideren Charakter, als man ihn sonst in Amerika zu finden gewohnt ist. Die riesengroße Quäkerstadt, die zweitgrößte Stadt der Union, dehnt sich sehr bedeutend an den Ufern des schönen Delawareflusses aus. Mächtige Brücken vermitteln die Verbindung seiner Ufer für Eisenbahnen und Fuhrwerke. Auch hier herrscht überall eine große Verschwendung von weißem Marmor. Während in ganzen Straßen man sich desselben zu Treppen und Fenstergesimsen bedient, hat man einige Kirchen ganz daraus errichtet. Philadelphia ist sehr reich an wohlthätigen Stiftungen und an zweckmäßig eingerichteten Gefängnissen. Von hier aus hat sich das System der Einzelhaft verbreitet, und eigenthümliche Wendung — hier ist dieselbe als etwas zu Barbarisches — bald wieder abgeschafft worden.

Die Hauptzierde für die Stadt sind die prachtvollen Umgebungen und der wunderschöne Fairmount-Park. Derselbe hat die herrlichsten Eichenwaldungen, grüne Rasenflächen und Blumenanlagen der Welt. Er erstreckt sich mehrere Stunden über Berge und Thäler an den

reizenden Ufern des Delaware dahin, über den eine malerische Eisenbahnbrücke mit hohen schlanken Bogen führt. Ueberall hat man von den Höhen reizende Durchblicke auf das Häusermeer der Stadt. Der höchste Punkt des Fairmount-Park ist der im reichsten Blumenflor prangende Georgeshill, von dem aus man einen wunderbar schönen Blick auf Philadelphia und die im lachenden Grün geschmückte Umgegend hat, die wie ein Meer mit seinen Hügeln und Thälern sich dahin erstreckt. Keine Hauptstadt der Welt hat, glaube ich einen schön gelegeneren Park mit solchen Aussichtspunkten aufzuweisen. Gern hätte ich Philadelphia noch einen Tag seiner schönen Umgebung wegen gewidmet, doch mit mächtigen Schritten näherte sich für mich der Augenblick, das Land zu verlassen.

Den letzten Tag in New-York hatte ich noch Gelegenheit, zwei berühmte Indianerhäuptlinge, die „Rothhaut" und den „gefleckten Schwanz", wie sie sich in ihrer poesiereichen Sprache nannten, zu sehen. Sie waren aus ihren Prairien gekommen, um mit der Regierung zu verhandeln, die sie glänzend aufnahm und sie im Grand Union Hotel einlogirt hatte. Von hier aus sahen sie fast den ganzen Tag zum Fenster hinaus auf den belebten Broadway, vor dem sich viel Volk angesammelt hatte, um sie anzustaunen. Ihre Gesichter hatten eine fast kupferhafte Farbe. Das schwarz-starke Haar, in dem sich lange Federn kühn aufrichteten, reichte bis tief in die Stirn und an den Ohren trugen sie große Ringe.

Da sie mit den Gesetzen des Landes stets in Feindschaft leben, indem sie dem Eindringen der Ansiedler in ihr Gebiet mit allen Mitteln entgegenarbeiten, so sucht die Regierung sich gut mit ihnen zu stellen, und läßt sie von Zeit zu Zeit nach New-York entbieten. Man thut das deshalb, um ihnen durch die Macht des Staates dergestalt zu imponiren, daß sie von ihren Feindseligkeiten abstehen möchten. Mit Geschenken reich beladen, versprechen sie Alles, was man von ihnen verlangt, doch zurückgekehrt in ihre Wildniß betrachten sie die Weißen doch nur als ein Wild, das man erlegt, nud jene machen es mit ihnen ebenso. Der Racenhaß wird nur mit dem Aussterben der Indianer aufhören. Seitdem sie nicht mehr die alleinigen Herren in ihren Prairien und Wäldern sind, seitdem die verhaßte Civilisation sie allenthalben verfolgt, vermindern sie sich über alle Begriffe schnell und jetzt schätzt man in den ganzen Vereinigten Staaten ihre Zahl nur noch auf 250,000 Seelen.

Es war an einem wunderschönen Nachmittage, als ich die „Deutschland", Capitain Neinaber, vom Norddeutschen Lloyd bestieg, um mich nach Europa einzuschiffen. Am Vordertheil des Schiffes stehend blickte ich zum letzten Male auf die herrliche Landschaft, die ich versuchte scharf in mein Gedächtniß einzuprägen. Hinab ging es den wunderschönen breiten Hudson, rechts und links das Häusermeer, das durch die tausende von Masten durchblickte, hinter uns zurücklassend. Wir kamen in das Meer, eilten schnell an den üppigen grünen Inseln

Long Island und Staten Island vorbei und wenige Stunden darauf erblickte das Auge nur noch Himmel und Wasser. Die „Deutschland" ist ein schönes Schiff; sie hat deshalb ein besonderes Interesse, weil dem Kaiser Wilhelm bei seinem Besuch des Bremerhafens auf ihr ein Bankett gegeben wurde.

Das Wetter war im Ganzen schön (allerdings ohne etwas Seekrankheit kam man nicht davon), die Zahl der Mitreisenden war nicht groß und die Küche an Bord ausgezeichnet. Ich verlebte sehr angenehme Stunden in der Gesellschaft des überaus liebenswürdigen Capitains und mehrerer anderer Herren. Von den Passagieren erwähne ich des Kaiserquartetts des Herrn Kosleck, das vom Musikfest in Boston kommend, wieder nach Berlin zurückkehrte. Die Herren erfreuten uns wiederholt durch ihre schöne Kunst und der Effect davon war bei schönen Abenden und ruhiger See ein ganz herrlicher. Ferner waren an Bord eine Miß Slausson mit zwei sehr liebenswürdigen Töchtern und einem kleinen Jungen und ein ältliches Ehepaar, das sich nach England begab, um sich von dort nach dem Cap der guten Hoffnung einzuschiffen. Sie wollten ihren Sohn, der dort lebte, besuchen; Elternliebe trieb sie hinaus in die fernsten Meere. Im Zwischendeck befand sich ein altes Mütterchen, das seinen 85. Geburtstag unterwegs feierte. Wir machten eine Sammlung für sie, die über 70 Thaler einbrachte: dieses Geburtstagsgeschenk sollte sie als Unterstützung zur Reise nach ihrer Heimath in Baden verwenden.

Wenige Tage, ehe wir uns der englischen Küste näherten, sahen wir in nicht allzugroßer Entfernung mehrere Walfische. Lange vorher war meine Aufmerksamkeit schon auf einen hoch in die Luft gehenden Wasserstrahl gerichtet worden, und ich zerbrach mir den Kopf, wie denn hier ein Springbrunnen mitten im Meere möglich wäre, als ich gleich darauf den wahren Grund davon erfuhr.

Vom schönsten Wetter begünstigt, fuhren wir längs der englischen Küste dahin, prächtige Effecte zeigten sich beim Sonnenuntergange. Am anderen Morgen kamen wir bei den Needels, jenen hohen dünnen Felsformationen an der Nordwestküste der Insel Wight vorbei und gingen Angesichts der Stadt Southampton mit ihrem riesengroßen palastartigen Marinehospital vor Anker. In der Ferne sahen wir Osborne und andere reizende Landsitze der lieblichen Insel. Von hier ab bis nach Bremerhafen hatten wir stets den Wind gegen uns, was unsere Ankunft um 12 Stunden etwa verzögerte. Nachts ankerten wir vor dem Eingang in die Weser und bei Tagesgrauen brachte uns ein kleiner Dampfer nach Bremerhafen.

Welche Gefühle mich bewegten, als ich zum ersten Male wieder den Boden Europas betrat, kann ich nicht beschreiben. Ich hätte laut aufjubeln mögen vor Freude. Nur Leute, die in derselben Lage gewesen sind, können solche Freude begreifen, andere lächeln vielleicht darüber.

Ich eilte schnell über Bremen nach Hannover, wo meine Eltern mich auf dem Bahnhofe empfingen und wo ich von Neuem erkannte, daß es in der Welt, in der Fremde wohl schön ist, daß aber der Mensch doch da am glücklichsten und zufriedensten sich fühlt, daß nur da seine wahre Heimath ist, wo ihm ein liebendes Mutterherz entgegenschlägt, wo treue, fühlende Seelen Leid und Freude mit ihm theilen.

Productiv-Genossenschaft Deutscher Buchdrucker (R. Härtel), Reudnitz-Leipzig.

